

Schwäbische Heimat

Juli-September DM 11.00



1992/3

682

Öko-Siedlung Schafbrühl
in Tübingen
Alter Friedhof
Kirchheim unter Teck

Archäologen im Dienste
des Dritten Reichs
Heuneburg-Museum
in Hundersingen

Schwäbische Heimat

43. Jahrgang
Heft 3
Juli–September 1992

Herausgegeben vom
Schwäbischen Heimatbund

Redakteur: Martin Blümcke

Redaktionsausschuß: Martin Blümcke, Helmut Dölker, Reinhold Fülle, Heidi-Barbara Kloos, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler, Wilfried Setzler

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND beträgt der Preis jährlich DM 44,-, für Einzelhefte DM 11,- (zuzüglich Versandkosten, inklusive 7% Mehrwertsteuer).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1, Telefon (0711) 221638.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten:
Postgiroamt Stuttgart (BLZ 60010070) 3027-701,
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 60050101) 2164308,
Deutsche Bank Stuttgart (BLZ 60070070) 1435502.

Druck und Anzeigenverwaltung: TC DRUCK Tübinger Chronik, Druckerei- und Verlagsgenossenschaft eG, August-Bebel-Straße 9, 7400 Tübingen, Telefon (07071) 1309-0, Telefax (07071) 1309-90

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Anschrift von Verlag und Redaktion:
Charlottenplatz 17, 7000 Stuttgart 1
Telefon (0711) 221638
Telefax (0711) 293484

Inhalt

MARTIN GEIER Zur Sache: In welches Ministerium gehört die Denkmalpflege?	209
REINHARD WOLF Aus der Luft betrachtet: Naturschutzgebiet «Unterer See» bei Vaihingen-Horrheim	210
SYLVIA GREIFFENHAGEN Die ökologische Siedlung «Schafbrühl» in Tübingen	212
HORST GOTTFRIED RATHKE Die Herren von Weinsberg	222
MARGARETE WALLISER Die St.-Johannes-Kirche in Weinsberg	224
ULRICH FELLMETH Goethes Besuch in Hohenheim	232
BIRGITT UND FRIEDRICH HEINZELMANN Der Alte Friedhof in Kirchheim unter Teck	243
FRIEDEMANN SCHMOLL Schau und Anschauung – Aussichtstürme als Landschaftsbauwerke und nationale Denkmäler	255
DIETER KAPFF Auf der Suche nach der Vergangenheit – Archäologie und Archäologen am Federsee zwischen den Weltkriegen	262
RAIMUND WAIBEL Museen des Landes: Das Heuneburg-Museum in Hunderingen an der Donau	280
Schwäbischer Heimatbund intern	293
Reiseprogramm	295
Anschriften der Autoren und Bildnachweis	296
Buchbesprechungen	297
sh aktuell	308
Persönliches	328

Höhnisches Gelächter ist verfrüht. Dennoch schüttelt die Fachwelt in der Bundesrepublik den Kopf darüber, was die neu formierte Stuttgarter Landesregierung mit der Denkmalpflege gemacht hat: In der schwarz-roten Koalition ressortiert sie jetzt beim Wirtschaftsministerium. Nun ist es ja ein offenes Geheimnis, unter welchen Bedingungen sich die beiden eigentlichen Verlierer der Landtagswahl vom 5. April im Staatsministerium getroffen haben. Unbeeindruckt von der Wahlschlappe sind nach zermürenden Gesprächen in der Villa Reitzenstein CDU und SPD als Gewinner der jüngsten Landtagswahl hervorgegangen und haben die Geschäftsgrundlage ihrer künftigen Regierungsarbeit in einem 82seitigen Koalitionspapier niedergelegt. Welch ein Unterschied zu 1966, als die überraschend zustande gekommene Große Koalition dafür nur fünf Seiten benötigte. Dies spiegelt den Dissens in vielen Grundfragen der Politik wider, was insofern niemand wundern darf, wenn man bedenkt, daß sich die beiden Parteien mehr als zwanzig Jahre lang als teils erbitterte politische Gegner gegenüberstanden. Das Resultat ist bekannt. Unverständliches Kopfschütteln ob der bunt zusammengewürfelten neuen Ministerien und Zuständigkeiten. Als größtes Kuriosum gilt dabei das SPD-Ministerium für Familie, Frauen, Weiterbildung und Kunst, das sich verbittet, in der Verkürzung nur Familienministerium genannt zu werden, von Insidern aber bereits als Handarbeitsministerium abgestempelt ist. Auf ähnliche Weise kam die Denkmalpflege vom Innenministerium ins SPD-Wirtschaftsministerium.

In der bald 200jährigen Geschichte der deutschen Denkmalpflege gibt es keinen vergleichbaren Vorgang, denn meistens waren und sind die staatlichen Konservatoren bei den Kunst- oder Wissenschaftsbehörden angesiedelt. Das war so seit Schinkels Zeiten. Nur im 19. Jahrhundert gehörte der österreichische Denkmalschutz einmal dem Handelsministerium an. Diesbezüglich machte Baden-Würt-

temberg bereits 1978 Furore und sorgte für Stirnrunzeln bei den Kunsthistorikern außerhalb der Landesgrenzen, als Lothar Späth diese Behörde dem Innenministerium einverleibte. Viele sahen bereits den Niedergang der Geisteswissenschaftler in einer von Juristen und Ordnungshütern besetzten Umgebung. Aber es kam anders. Denkmalpflege war bis zum 5. April 1992 Chefsache, wurde als gesellschafts-politische Aufgabe verstanden, was sie ja tatsächlich ist, wurde zum Vorzeigeobjekt. Zusammen mit Bayern war man Spitzenreiter in der Bundesrepublik, was die personelle und finanzielle Ausstattung angeht. Fast mitleidig schaute der deutsche Süden in den letzten anderthalb Jahrzehnten auf die SPD-regierten Bundesländer, wo der Schutz des historischen Erbes ein geradezu erbärmliches Dasein führte, weil die Politiker die nötigen Mittel verweigerten.

Jetzt sind die Karten neu gemischt, jetzt liegt die Fürsorge für kleine und große Denkmäler, für städtisches wie ländliches Kulturerbe beim Wirtschaftsministerium, – und der Konflikt ist programmiert. In Zeiten des knappen Geldes und des großen Wohnungsmangels brauchen die Denkmalpfleger noch bessere Argumente als früher, wenn Kultur dem Kommerz standhalten soll, wenn vermeintlich historisches Gerümpel für neue Wohnungen in Citynähe abgeräumt wird. Solche Konflikte gab es natürlich auch schon in der Vergangenheit. Doch wenn diese besonders relevant waren, wurden sie am Kabinetttisch ausgetragen, wurden sozusagen öffentlich gemacht. Das ist in Zukunft nicht mehr der Fall, weil Industrieansiedlung, Wohnungsbau und Denkmalerhaltung letztlich auf einem Schreibtisch landen.

1992 und 1978 wurde die Denkmalbehörde selbst nicht gefragt, in welchem Ministerium sie gern beheimatet wäre. Mit dem Stuttgarter Innenministerium, das läßt sich ohne wenn und aber feststellen, ist sie weitaus besser gefahren, als wenn sie bei Wissenschaft und Museen angesiedelt gewesen wäre. Wenn sich das Wirtschaftsministerium künftig als starker Partner am Regierungstisch erweist, dann sind Unkenrufe und Hohngelächter wegen der Umressortierung verfehlt. Ist das nicht der Fall, kann man den Konservatoren nur die Translozierung ins Landwirtschaftsministerium wünschen, denn um diesen erratischen Block haben alle Koalitionspolitiker bei der Regierungsbildung einen weiten Bogen gemacht.

Das **Titelbild** zeigt in einer Luftaufnahme von Manfred Grohe dramatisch zwei gegensätzliche Bauweisen. In Waldhäuser-Ost, auf der Hochfläche oberhalb von Tübingen in Richtung Bebenhausen, stehen sich die älteren Hochhäuser und die ökologische Siedlung Schafbrühl, die seit 1985 bezogen worden ist, gegenüber. Näheres auf den Seiten 212 ff.

Jeder, der von einem Aussichtsturm oder aus dem Flugzeug die vor ihm ausgebreitete Landschaft betrachtet, sieht diese mit anderen Augen: Der Landwirt schätzt die Bodenqualität und den zu erwartenden Ernteertrag ein, der Architekt sucht Gebäude als Orientierungspunkte, der Wasserwirtschaftler beurteilt die Leistungsfähigkeit der Gewässer und der Planer sucht Straßen als Leitlinien zur Gliederung des Raumes. Wir wollen als Naturschützer und landesgeschichtlich Interessierte einen Blick auf den vor uns liegenden «Unteren See» im Strombergvorland werfen.

Dem Keuperbergland des Strombergs im Süden vorgelagert, breiten sich zwischen Horrheim, Sersheim und Hohenhaslach weite Wälder aus. Die Landschaft ist hügelig, bewaldete Rücken und Wiesenmulden wechseln sich ab. Die Senke östlich von Horrheim haben sich Mönche des Klosters Maulbronn im 12. Jahrhundert ausgesucht, um einen Fischweiher anzulegen. Einen langen Damm mußten sie dazu quer über die flache Mulde schütten; er zeichnet sich auf unserem Bild am Verlauf des leicht abgeknickten Weges im Vordergrund rechts ab. Noch die in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts gezeichneten Flurkarten zeigen einen rund fünf Hektar großen See, kurz danach jedoch ist der Damm durchstoßen und die Mulde trockengelegt worden.

Die Flurkarte der 20er Jahre weist ein fast zwölf Hektar großes, in Gemeindebesitz befindliches Wiesengrundstück aus. Es scheint aber recht naß gewesen zu sein, denn der Arbeitsdienst hat um 1930 in das Gelände großflächig Drainagerohre eingelegt und tiefe Gräben gezogen. Gleichzeitig wurde das Gemeindegrundstück in knapp 80 Parzellen aufgeteilt und an Privatleute verkauft. Groß scheinen der Erfolg und der Heuertrag allerdings nicht gewesen zu sein, denn in den 50er Jahren wurde die Wiesenutzung eingestellt. Schilf kam auf, auf einigen Flurstücken wurden Pappeln angepflanzt.

So lag das Gelände bis etwa 1970 da – Ausschußland inmitten genutzter Feldflur. Um diese Zeit begann der Deutsche Bund für Vogelschutz (DBV) – heute Naturschutzbund Deutschland (Nabu) – mit dem Erwerb des Geländes. Mit der Zusage, 80 Prozent Zuschuß von der Naturschutzverwaltung des Landes zu erhalten, begann Otto Gittinger aus Kleinglattbach mit den zeitaufwendigen Verhandlungen. Parzelle um Parzelle ging in den Besitz des Naturschutzverbandes über. 1980 stockten die

Grunderwerbsverhandlungen, rund drei Viertel des Geländes war gekauft, einige Eigentümer noch genutzter Wiesen in Randlage zögerten mit dem Verkauf.

Um diese Zeit setzten auch die Überlegungen ein, das Gelände als Naturschutzgebiet auszuweisen und einen See anzulegen. Eine genaue Vermessung des Geländes durch die Bezirksstelle für Naturschutz Stuttgart ergab, daß die Wiederherstellung des alten Sees nicht möglich gewesen wäre, ohne einen Rückstau in den Drainagen bis in die noch bewirtschafteten Wiesen zu erzeugen. Als logische Folgerung daraus ergab sich, daß ein Weiher nur durch Tieferlegen des früheren Seegrundes ermöglicht werden kann. Dafür aber war viel Geld vonnöten.

Hilfestellung erhielt das Vorhaben von ungewohnter Seite – durch die Deutsche Bundesbahn. Im Zusammenhang mit dem Bau der Neubaustrecke Mannheim–Stuttgart war die Bundesbahn zu erheblichen Ausgleichsleistungen für die Landschaftseingriffe verpflichtet worden. Was lag näher, als die Bundesbahn für dieses Projekt heranzuziehen? Bald konnten die Grunderwerbsverhandlungen abgeschlossen werden, bald auch waren von der Bezirksstelle für Naturschutz, die nun das Projekt maßgeblich betrieb, die Pläne zur Genehmigung eingereicht. Bedenken der Gemeinde Sersheim und des Vaihinger Stadtteils Horrheim, anstatt einer Naturidylle könnte ein Badesee und Rummelplatz entstehen, konnten zerstreut werden, da die Ufer des neuen Weihers unzugänglich gestaltet werden sollten. Aus diesem Grund wurde auch nicht – was nahe gelegen hätte – der alte Damm zum Wiederaufstau verwendet, sondern es wurde ein neuer Damm mit ganz flachen Böschungen quer durch den Schilfwald aufgeworfen.

Im Winter 1986/87 war es soweit. Über drei Wochen währendes Frostwetter mit bis zu minus 20 °C begünstigten die Bauarbeiten, brachten den Bauarbeitern aber manchen harten Tag. Die Schäden im Gelände waren wesentlich geringer als bei Plustemperaturen, denn die tief gefrorenen Fahrspuren der zum Transport des Aushubs eingesetzten Lastwagen mußten nicht gewechselt werden. Am 26. März 1987 war «Einweihung»: Der Weiher war angestaut, und in Gegenwart des damaligen Umweltministers Dr. Gerhard Weiser und des damaligen Stuttgarter Regierungspräsidenten Dr. Manfred Bulling sowie vieler Gäste wurde ein Rundgang in dem noch Bau-



stellencharakter zeigenden Gelände unternommen. Bald aber waren auch die letzten Wunden vernarbt, und im Sommer 1987 ahnten vorbeikommende Wanderer schon nicht mehr, daß ein halbes Jahr zuvor hier Bagger am Werk gewesen waren.

Unser Luftbild zeigt den «Unteren See» vier Jahre nach dem Wiedererstehen im trockenen Sommer 1991. Braun, von der Sonne versengt, ist das Gras der Wiesen im flach ansteigenden Gelände. Der Wasserstand im See ist stark zurückgegangen, grau glitzern die Schlammflächen an den Ufern und in den Zulaufgräben, die von kerzengeraden Gräben zu abwechslungsreichen Gerinnen umgestaltet worden waren. Nur der Schilfwald und die feuchteren randlichen Wiesen sind satt dunkelgrün. Einige Wiesen und Röhrichtbestände am Schilfrand sind gemäht – sie gehören zum Naturschutzgelände, werden aber in unregelmäßigem Abstand gemäht, um einigen selteneren Pflanzenarten ihren Lebensraum zu erhalten.

Das aus zwei großen Scheuern bestehende Gehöft links im Vordergrund bedarf kaum der Kommen-

tierung. Halb Landwirtschaft und halb Mechanikerwerkstatt und Schrottplatz, ist es nicht gerade eine Zierde der Gegend.

Der «Untere See» hat sich schnell zu einem Eldorado für Vögel entwickelt. Graureiher und verschiedene Entenarten sind vom höher gelegenen Weg am Waldrand (links im Bild) mit dem Fernglas ganzjährig zu beobachten; zur Vogelzugzeit kommen noch eine Reihe Watvögel hinzu, die hier einige Tage Rast machen und Nahrung suchen. Der Schilfwald ist für Rohrsänger und andere Vögel ein Paradies, die langsam absterbenden und in sich zusammenbrechenden Pappeln bieten Spechten und anderen Insektenfressern Lebensraum.

Der Weiher samt seiner Umgebung, einschließlich der Waldsäume, ist Naturschutzgebiet. Das Betreten ist nur auf Wegen erlaubt und damit auf den Weg auf dem alten Damm beschränkt; dieser schöne Verbindungsweg von Sersheim nach Horrheim wird auch gerne angenommen, ist allerdings nur von Wanderern mit gutem Schuhwerk benutzbar.

Der Tübinger «Schafbrühl» war lange ein Geheimtip unter Experten. Inzwischen genießt die Siedlung bei Fachleuten im ganzen Bundesgebiet großen Respekt: als ein Vorbild für ökologischen Mietwohnungsbau. Wer einmal dort wohnt, zieht nicht wieder aus, und die Warteliste der Interessenten wird von Jahr zu Jahr länger.

Herkömmlicherweise ist es der Architekt, den man für einen vorbildlichen Bau auszeichnet: Seine Idee und ihre Umsetzung werden prämiert. Die Baumeister-Haus-Gruppe hat diesmal einen anderen Weg gewählt. Sie verleiht ihren Preis für humanes Bauen heute drei Gruppen, die bei der Planung und Realisierung des Schafbrühls zusammengearbeitet haben und ohne deren Kooperation dieses zukunftsweisende Projekt nie verwirklicht wäre: Prämiert werden gleichzeitig Bauherr, Architekt und Verwaltung. Bauherrin und Initiatorin ist die Karlsruher Lebensversicherung, die Planungsgruppe Schafbrühl besteht aus den Herren Joachim Eble, Gottfried Häfele, Wolfgang Öd und Burkhard M. Sambeth, und last not least wird die Stadtverwaltung Tübingen geehrt.

Ökologischer Siedlungsbau kann nur gelingen, wenn alle beteiligten Gruppen zusammenarbeiten und ihre Sachkenntnis, besonders aber ihre Innovationskraft, bündeln. Da es sich beim ökologischen Siedlungsbau durchweg um die Umsetzung neuer und unkonventioneller Ideen handelt, ist bei allen drei Gruppen nicht nur Mut gefragt, sondern auch Phantasie im Umgang mit neuen Investitionsformen, architektonischen Ideen und Verwaltungskonzepten.

Der Tübinger Schafbrühl ist ein frühes Beispiel für ökologischen Siedlungsbau in Deutschland. Seine Planungen reichen bis Anfang der 80er Jahre zurück, 1985 zogen die Mieter in die insgesamt 110 Wohnungen ein. Aber der Schafbrühl ist weder als Konzept noch als bauliche Realität veraltet, sondern gehört heute zur Spitze richtungsweisender Architektur.

Ressourcen sparsam verbrauchen:

Fernwärme – Trennung des Mülls – Kompostieren

«Wohnen im Einklang mit der Natur», das ist das Ziel ökologischen Bauens, einerlei, ob es sich nun um ein freistehendes Einfamilienhaus, eine Einzelhausansammlung oder, wie im Schafbrühl, um eine verdichtete, städtische Mietwohnungssiedlung han-

delt. Ökologischer Siedlungsbau setzt auf einen sparsamen und schonenden Umgang mit natürlichen Ressourcen. Dazu gehören ein sparsamer Strom- und Wasserverbrauch und die Nutzung umweltschonender Energien, z. B. der Solarenergie.

Der Tübinger Schafbrühl bezieht Fernwärme. Der Anschluß an das Fernheizsystem war von der Stadt verlangt worden, und er paßte ins Konzept. Diese Art der Beheizung schloß allerdings ein Verbot von weiteren Heizmöglichkeiten mit festen Brennstoffen ein. Auf eine unter baubiologischen Gesichtspunkten sinnvolle Zusatz-Holzfeuerung mußte man deshalb verzichten. Dafür folgt die Heizquelle anderen baubiologischen Forderungen: Eine Fußleistenheizung im Niedertemperaturbereich beheizt die atmungsaktiven Kalkgipsputzwände, die ihre

* Laudatio, gehalten am 28. April 1992 in Bonn bei der Verleihung des Preises für humanes Bauen 1992 der Baumeister-Haus-Gruppe.



Ökologisches Bauen betrifft nicht nur die Häuser, es bezieht auch die Umgebung mit ein.



Blick in einen der drei Innenhöfe der Tübinger Schafbrühl-Siedlung. In der Nähe der Gebäude befindet sich der private Gartenbereich, vor den Trockenmauern der von allen Bewohnern gemeinsam benutzte Raum.

Wärme ähnlich wie ein Kachelofen abstrahlen und so ein gesundes Raumklima schaffen.

Auch die Warmwasserversorgung geschieht durch das Fernheizsystem. Abwässer werden getrennt abgeführt. Das Regenwasser von den Dächern speist einen kleinen Bach, der drei Wohnhöfe durchfließt. Auf eine – im ökologischen Bauen fast unverzichtbare – Wassersparanlage und einen Wasserkreislauf hat man im Schafbrühl verzichten müssen: ein Kompromiß, der die Beteiligten schmerzte. Die Begründungen für diese Beschränkung aber leuchten ein und zeigen eine preiswürdige Kompromißbereitschaft. Es sind einmal die hohen Kosten und zum anderen die Unsicherheit, ob die künftigen Bewohner der Siedlung mit der Anlage richtig umgehen können. Man war sich von vornherein klar, daß man nicht für eine kleine Elite mit dem richtigen Ökobewußtsein baute, sondern für normale Menschen mit Wohnberechtigungsschein.

Energie wird im Schafbrühl schon durch die Bauform gespart: Auf der Nordseite weit heruntergezogene Dächer und kleine Fenster, auf der Südseite Wintergärten und große Glasflächen, die jeden Sonnenstrahl einfangen.

Zum ressourcensparenden Konzept gehört auch eine sorgfältige Trennung des Mülls. Der große

Komposthaufen im Garten war zur Zeit meiner Besuche immer gepflegt. Vorträge und Kurse unterrichten die Bewohner über Müllvermeidungschancen im privaten Haushalt. Eine junge Frau mit Plastiktüte entschuldigte sich: *Man traut sich kaum mehr, so durch die Siedlung zu gehen, aber es ging heut' nicht anders.*

Die Gärten des Schafbrühls werden mit Kompost gedüngt; Kunstdünger, Unkrautvernichter oder Insektensprays sind verboten. Bei meinem ersten Besuch war gerade frischer Stallmist geliefert worden. Der hohe Haufen war umringt von einem Dutzend Kindern, die sich erst in respektvoller Entfernung aufhielten, sich dann Schritt für Schritt näher heranwagten und schließlich die Frage erörterten, wie man die Masse am besten gleichmäßig über die Gärten verteilte.

Konzepte für eine sparsame Energiewirtschaft oder Müllvermeidung und Mülltrennung lassen sich im freistehenden Biohaus eines einzelnen ökobewußten Bauherrn weitaus leichter umsetzen als in größeren Gebäudekomplexen. Der Idealzustand eines einzelnen Ökohauses ist erreicht, wenn das Gebäude im Blick auf Ressourcen autark ist, d.h. durch geschicktes Recycling von Müll, Wasser und Wärme weitgehend unabhängig von äußeren Systeme-



Oben: Außerhalb der autofreien Siedlung findet man, unter Grün verborgen, die Parkplätze.

Mitte: Der Gang zum Kompost gehört zu den Selbstverständlichkeiten auf dem Tübinger Schafbrühl.

Unten: Einige säen und pflanzen in ihrem Gartenanteil nebeneinander Blumen, Salat, Gemüse und Beerensträucher.

Oben: In einem der Innenhöfe der ökologischen Siedlung Schafbrühl steht dieses solide gezimmerte Spielhaus.

Mitte: Der Teddybär ist Spielkamerad und soll auch etwas von der Welt sehen.

Unten: Gelegentlich ist es schon nicht leicht, Kind, Rucksack und Sprudelkasten vom Parkdeck bis zum Haus zu tragen.

men lebt. Ein solcher Regelkreis ist in größeren städtebaulichen Einheiten meines Wissens bisher noch nirgends gelungen. Das ist schade, denn ökologisches Bauen ist erst im Verbund mehrerer Häuser wirklich sinnvoll. Im Schafbrühl finden sich wichtige Ansätze für eine solche Vernetzung.

*Die viergeschossige Bauweise täuscht:
Orientierung an heimischem Bauernhaustyp*

Zum ökologischen Bauen gehört gesundes, natürliches Baumaterial. Alle im Schafbrühl verwandten Materialien entsprechen baubiologischen Anforderungen, garantiert entweder durch das Prüfsiegel des Bundesverbandes baubiologischer Produkte oder durch eigene Recherchen und Erfahrungen des Planungsteams. Auf Grund der engen Termin- und Kostenvorgabe konnte leider nur das Angebot des regionalen Baustoffhandels genutzt werden. Spezialisierte Fachmärkte mußten unberücksichtigt bleiben. Dagegen bot die Größe der Siedlung wieder die Chance kostengünstigen Einkaufs: So waren beispielsweise die örtlichen Transportbetonwerke auf Grund der benötigten Menge bereit, einen speziellen Kalkbeton zu liefern.

Ökologisches Bauen orientiert sich am Standort. Klima und Wetter, Besonnung und Windrichtung, aber auch die Geländeform sind wichtig. Dabei empfiehlt sich ein Blick auf die traditionelle Hausform der Umgebung: An den bewährten Strukturen des örtlichen Bauern- und Bürgerhaustyps kann man die besonderen Anforderungen einer Gegend meistens gut ablesen. Hier haben die Planer des Schafbrühls große Sensibilität gezeigt. Das gilt nicht nur im Blick auf die technisch-physikalischen Anforderungen des Siedlungsgeländes, sondern auch in ästhetischer Hinsicht: Die Dachform der Häuser entspricht dem örtlichen Bauernhaustyp; ein Weiler mit solchen Höfen steht dicht bei der Siedlung. Alle Gebäude passen sich in die Landschaft ein: In dem leicht geneigten Gelände, das sich nach Süden hin weitet, entstanden drei Wohnhöfe verschiedener Größe und Form, um die sich die Häuser gruppieren. Im ersten Entwurf für die Siedlung war noch eine rigide Zeilenbebauung in Ost-West-Richtung vorgesehen, die, trotz aller Vorteile bei der passiven Nutzung von Solarenergie, dem ästhetischen Sinn der Planer dann doch nicht standhielt. Auch beim ökologischen Bauen geht es um Optimierung, um Kompromisse. Im Konzept der drei verschiedenen

Wohnhöfe verlor das Kriterium Energie gegenüber den beiden Kriterien Standortgerechtigkeit und Sozialität an Bedeutung.

Die Siedlung erhielt, trotz ihrer viergeschossigen Häuser und der insgesamt hohen Verdichtung, durch ihre Satteldächer und Wohnhöfe etwas Anheimelndes. Das wird um so stärker empfunden, als in der unmittelbaren Nachbarschaft ein Gegentyp steht: «Waldhäuser-Ost», ein kantiges Wohngebirge der funktionalen Moderne. Ein bißchen erinnere der Schafbrühl an das Dorf von Asterix und Obelix, meinte vor einiger Zeit der Fotograf einer Architekturzeitschrift. Der ländliche Charakter der Siedlung trifft vielleicht nicht jeden Geschmack, aber auch Kritiker können sich schwer seinem Reiz entziehen. Die Bewohner, die an Sommertagen Gärten und Höfe bevölkern, fühlen sich in ihrem Dorf jedenfalls wohl.



Das Regenwasser, auf den Dächern eingefangen, speist von Fall zu Fall den Bach, der durch alle drei Höfe fließt.

«Die Vögel, Blumen, Schmetterlinge
tragen zu unserem Wohlbefinden bei»

Standortgerechtheit zeigt sich auch in der Gartengestaltung des Schafbrühls. Erlaubt sind nur Pflanzen, die in der Gegend vorkommen, außerdem die Gewächse des traditionellen Bauerngartens. Einige Gärten wurden natur- bzw. sich selbst überlassen: wild verkrautet, aber lebendig durch Käfer und Bienen und vielerlei Getier, das in Städten sonst keine Lebenschance hat. Manchen Gärten mit Blumen und Kräutern merkt man die ordnende Hand einer Gärtnerin an, wieder andere werden als Selbstversorgungsflächen genutzt, im streng geometrischen Nutzgartenstil oder in lockerer Form, aber in zweckvoller Mischung aus Kohl, Knoblauch und Beeren.

Gestatten Sie mir an dieser Stelle einen kleinen Exkurs zum Thema Natur: Wer Leben im Einklang mit ihr propagiert, der muß definieren, was er damit meint. Aber das ist schwierig. Was ist denn Natur? Die Natur im ursprünglichen Sinne gibt es schon lange nicht mehr. Alle Landschaften, die wir heute – als vermeintlich ursprüngliche – für erhalten- und schützenswert halten, sind schon von Menschen gestaltet. Das gilt für die Lüneburger Heide ebenso wie für den Schwarzwald oder die Meeresküsten. Auch in dieser «Natur» begegnet der Mensch nur noch Selbstgedachtem und Selbstgemachtem.

Dieses Problem hat das ökologische Bauen seit seiner Entstehung begleitet: Welche Natur meinen wir, wenn wir ein Wohnen im Einklang mit ihr propagieren? Was heißt also «Standortgerechtheit» unter den neuen Umständen noch? Woraus speist sich das Recht, dieses oder jenes Stadium in der Entwicklung von Natur und Kultur den Menschen in Form von Konzepten zum ökologischen Bauen anzupfehlen?

Die Beweisnot ist groß, und ich will das Thema hier nicht philosophisch vertiefen. Der Biologe und frühere Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Hubert Markl, hat mit dem treffenden Begriff Alltagsutilitarismus immerhin einen, wie ich meine, gangbaren Weg aus dem Dilemma gewiesen: Die Natur, von der unsere Großeltern erzählen, die wir selbst noch als Kinder erlebt haben, bestimmt nach Hubert Markl unser emotionales Verhältnis zu ihr. Er plädiert, auch im Blick auf ökologisches Bauen und Wohnen, aus diesem Grund für einen Begriff der Natur, der bewußt nostalgischer und nicht naturwissenschaftlicher Art ist: Vernünftig ist das traditionsbezogene Naturverständnis, weil es erstens direkt am affektiven Bezug zu dem festzu-



Zufrieden registriert man den Zusammenklang von Häusern und Gärten, in denen nur heimische Gewächse blühen.

machen ist, was den meisten Menschen bei uns nun einmal als Natur gilt. (...) Man kann gerade diesen affektiv-affirmativen Bezug sehr vieler Menschen zu dem, was ihnen Natur im Lebensalltag bedeutet, in einer Bürgerdemokratie gar nicht überbewerten, in der alles politische Handeln breiter Zustimmung bedarf. (...) Zweitens zielt solcher Naturbegriff, wenngleich er nur Naturähnlichkeit, nicht wirklich unberührte Natur im Blick hat, auf etwas Wesentliches: auf einen Zustand recht großen Artenreichtums, recht annehmbarer Biotop- und Landschaftsvielfalt und recht guter Beständigkeit dieses Zustands über die Dauer vieler Menschengenerationen hinweg. Davon ist nichts absolut gesetzt, doch sind recht gute Bedingungen immer noch besser als schlechte. Mit anderen Worten: Mensch und Natur, das kann eben immer nur den Kompromiß bedeuten. (...) Die Verschmel-

zung von Kultur und Natur zu einem Umweltgefüge, in dem beiden Ansprüchen Genüge getan werden kann, dies macht den Traditionsnaturbegriff zugleich menschen- und naturfreundlich. Darüber hinaus macht es ihn offen für einen Wandel dessen, worauf er abzielt, denn Traditionen können weiterwachsen, so wie auch die rein biologische Natur keine Erstarrung in einem einmal erreichten Zustand kennt.

Was folgt aus diesen Sätzen für unser Thema ökologisches Bauen und Wohnen? Zunächst einmal Skepsis im Blick auf jene erlösungsseligen Konzepte und Strategien, wie wir sie bei unterschiedlichen Ökobauherren und -planern manchmal antreffen. Aber genau dieses Wissen um die Relativität all unseres Tuns eröffnet große Handlungsspielräume. Noch einmal Hubert Markl: *Wenn sowieso nicht alle Spezies zu retten sind und auch nicht alle Biotopinseln geschützt werden können, so scheint es doch sinnvoll zu sein, von den einmalig reichen biologisch-genetischen Ressourcen, die uns die Natur frei Haus anbietet, eine möglichst reichhaltige Auswahl zu erhalten, zumal wenn es sich zeigen läßt, daß Artenreichtum zur Stabilität vieler ökologischer Systeme – auch der von uns genutzten und benötigten – beiträgt und viele dieser Arten für uns höchst nützliche kostenlose Dienste – etwa als Abfallbe-seitiger, Rohstoffherzeuger, Wirkstofflieferanten oder Schädlingsbekämpfer – übernehmen können. Außerdem ist Natur ganz einfach schön. Die Vögel, Blumen, Schmetterlinge tragen (...) zu unserem Wohlbefinden bei, und deshalb lohnt es sich durchaus, möglichst viele von ihnen am Leben zu erhalten. Mir scheint, daß die Planer des Schafbrühls ihren Handlungsspielraum auf dem Felde des ökologischen Bauens in diesem Sinne voll ausgeschöpft haben.*

Individuum und Gesellschaft – gute Mischung aus privaten, halböffentlichen und öffentlichen Räumen

Beim ökologischen Bauen geht es nicht nur um die Chance zum «Wohnen und Leben im Einklang mit der Natur». Der Mensch will auch im Einklang mit seiner Natur leben können; und die Planer sollen die baulichen und städtebaulichen Voraussetzungen dafür entwickeln und schaffen.

Taten wir uns im Blick auf eine Definition von Natur schon schwer, so erhöht sich die Schwierigkeit noch, wenn wir angeben sollen, was die Natur des Menschen ausmacht. Dabei geht es ja nicht nur um die kollektive Menschennatur, sondern mit zunehmender Individualisierung unserer Gesellschaft immer mehr um das Wesen des einzelnen Menschen mit seinen höchst individuellen Bedürfnissen und Interessen. Generationen von Philosophen, Anthropologen und Ethnologen sind immer wieder mit



Mitten in der Tübinger Siedlung Schafbrühl wurde ein Teich angelegt, das einzige Gelände, das eingezäunt und für Kinder tabu ist.

diesem Thema des Ausgleichs der Interessen von Individuum und Gemeinschaft beschäftigt. Es ist auch das Thema hochverdichteten Bauens. Soziale Aspekte sind ebenso wichtig wie ökologische, weshalb man beide Wortbestandteile am besten gleich zusammenfügt und von sozialökologisch spricht. Dies gilt für den ökologischen Siedlungsbau noch in besonderem Maße: Hier bestimmen die baulichen Rahmenbedingungen nicht nur das Leben einer einzelnen Familie, sondern gleichzeitig auch noch das Zusammenleben von vielen verschiedenen Menschen auf engem Raum.

Bestimmte Konzepte von ökologischen Siedlungsplanern, die ich im Laufe der Jahre kennengelernt habe, haben mich nicht überzeugt: wegen der Rigidität ihres Zugriffs. Was fehlt, ist eine gewisse



Skepsis im Blick auf Patentlösungen. Einige Antworten, welche der ökologische Siedlungsbau gibt, haben vermutlich Bestand, zusammen mit ihren alltagsutilitaristischen Begründungen. Ich nenne einige, die den Schafbrühl betreffen:

- Der Mensch will so wohnen, daß er nicht um sein physisches Wohlbefinden besorgt sein muß: in

einem gesunden Raumklima, unbelastet durch giftige Baustoffe, ungefährdet durch Erdstrahlungen oder elektromagnetische Kraftfelder. Diese Grundvoraussetzungen erfüllt der Schafbrühl auf vorbildliche Weise.

- Der Mensch braucht Natur in seiner Umgebung, oder, um noch einmal mit Hubert Markl zu sprechen: *Ein guter Garten ist ein halber Psychiater.* Gärten und Wintergärten geben jedem Mieter des Schafbrühls ein Stück Natur in Wohnung und Siedlung.

- Der Mensch braucht Geselligkeit, zugleich aber die Chance zum Rückzug in seine eigenen vier Wände. Die Grundrisse der Wohnungen im Schafbrühls zeigen eine gute Balance zwischen baulichen Bedingungen für Kommunikationsmöglichkeiten (z. B. die große Wohnküche oder der zentrale Aufenthaltsraum) und der Intimität des einzelnen Zimmers. Auch die Gärten wurden so zugeschnitten und gestaltet, daß eine gute Mischung aus privaten, halböffentlichen und öffentlichen Räumen entstand.

- Der Mensch sucht einerseits Ordnung und Einheitlichkeit, andererseits Individualität und Vielfalt. Der bauliche Rahmen muß beiden Bedürfnissen entsprechen: Wohnungen und Häuser müssen zwar individuell und also unverwechselbar sein, dennoch soll die Siedlung im ganzen klare Strukturen aufweisen. Im Schafbrühl ist meiner Ansicht nach ein gutes Gleichgewicht zwischen Ordnung und Vielfalt, Orientierung und Überraschung gelungen.

- Der Mensch sucht ein Ambiente, das seine Sinne belebt: Augen, Ohren und Nase. Vor allem die Gärten sorgen im Schafbrühl für vielerlei Reize, durch



Die Siedlung Schafbrühl ist ausschließlich Mietern mit Wohnberechtigungschein vorbehalten, überwiegend Familien mit Kindern. Kletterbaum (oben links) und «Erfahrungsparcours» mit Balancierbalken wurden von den Kindern angenommen, auch wenn kein Fotograf in der Nähe ist.

Farben und Düfte, Insektengebrumm und Vogelgezwitscher. Ein Erfahrungsparcours zur Schulung der Sinne nach Hugo Kükelhaus in den Höfen tut ein übriges. Auch die Wohnungen liefern Anregung und Abwechslung für die Sinne: Allein das Bienenwachs für die Holzbalkendecken füllt während der Putzzeit ein ganzes Haus mit seinem Duft.

- Der Mensch will seine Behausung nach seinen individuellen Bedürfnissen gestalten und einrichten können. Diese Möglichkeit zur Veränderung, d.h. der Aneignung eigenen Wohnraums durch seine Gestaltung, gilt im ökologischen Siedlungsbau zu Recht als ein wichtiges Bauprinzip. Jede Wohnung enthält ein kleines Zimmer in zentraler Lage, das ganz verschieden genutzt werden kann:

als Zusatzfläche zum Wohnzimmer, als kleines Büro, als Gästezimmer, als Erweiterung des Kinderzimmers. Dieser Raum wird von den Mietern tatsächlich auf ganz unterschiedliche Weise genutzt. Auch der Garten kann, im Rahmen der Anforderungen ökologischen Gärtnerns, von den Bewohnern nach eigenem Geschmack angelegt werden.

*Manko: Ökosiedlung von oben –
Vorteil: Ökologisches Bauen ist wirtschaftlich*

Zum Schluß komme ich auf einen Punkt zu sprechen, der generell schwierig ist und im Schafbrühl, ohne Schuld seiner Planer, eher als Schwachpunkt gelten muß. Der Mensch will seine Lebensverhält-



Im Vordergrund der bäuerliche Weiler Waldhausen, dessen Dachformen für die Ökosiedlung Vorbild waren. Auf der Fläche des Schafbrühls mit seiner verdichteten, aber nicht dicht wirkenden Bebauung leben genauso viele Menschen wie auf vergleichbar großen Flächen der Hochhauslandschaft.

nisse selber bestimmen. Von dieser Maxime geht jede Planung für ökologischen Siedlungsbau aus. Er will – gerade im Blick auf Bauen und Wohnen – mitreden, mitplanen und möglichst auch selber mitbauen. Viele Projekte des ökologischen Siedlungsbaus sind deshalb genossenschaftlich organisiert; Gestaltungschancen und Mitsprachemöglichkeiten sind so schon im Planungsstadium für alle Beteiligten gesichert. Auf diese Weise entsteht frühzeitig jenes Wir-Gefühl, das vielen Theoretikern des ökologischen Siedlungsbaus für das Gelingen eines Projektes wichtig scheint. Neben genossenschaftlichen Ökoprojekten gibt es auch einige konventionelle; es handelt sich dabei bisher stets um private Bauherren mit ökologisch sehr «fortgeschrittenem Bewußtsein».

Der Schafbrühl unterscheidet sich im Blick auf seine Entstehung von diesen kooperativen und selbstbestimmten Formen. Er ist eine Ökosiedlung «von oben». Die Initiative lag bei der Karlsruher Lebensversicherung, die auch als Bauherrin auftrat. Vier Architekten und eine Stadtverwaltung planten und bauten für künftige Mieter, die sie nicht kannten. Das ist im Mietwohnungsbau zwar ein alltäglicher Vorgang, erscheint unter dem Vorzeichen ökologischen Bauens allerdings als problematisch. Man hoffte, daß sich im Tübinger Raum genügend passende Mieter in Gestalt von Studenten und «Waldorfer» finden würden, aber keineswegs alle Bewohner des heutigen Schafbrühls gehören den beiden Zielgruppen an. Entsprechend groß waren und sind die Probleme, die sich im Blick auf die richtige Nutzung und die Pflege der Häuser ergeben. Deshalb, wie erwähnt, auch der Verzicht auf einen Grauwasserkreislauf: Das Risiko, daß einer der Mieter ein giftiges Pflegemittel statt eines umweltschonenden in den Kreislauf bringen könnte, schien Bauherrin und Planern zu groß. Am Umfang der Wohnfibel, die jeder Mieter beim Einzug erhält, lassen sich solche Probleme ablesen.

Angesichts dieser Probleme gibt es aber auch einen Trost. Der Schafbrühl bietet ein Beispiel dafür, daß nicht nur der Mensch seine Wohnwelt, sondern daß umgekehrt auch die Wohnwelt den Menschen bestimmt: Im Laufe der Jahre wurde im Schafbrühl aus manchem Ökomuffel ein überzeugter Ökoanhänger durch das Vorbild der anderen Bewohner. Aufs Ganze gesehen beweist diese Siedlung, daß ökologisches Bauen nicht nur ein Steckenpferd für privilegierte Gruppen und Schichten sein muß, sondern eines Tages Normalität werden kann. Sie zeigt überdies, daß Prinzipien des ökologischen Bauens auch in verdichteten Siedlungsgebieten umsetzbar sind. Im Schafbrühl wohnen auf einem Quadratme-

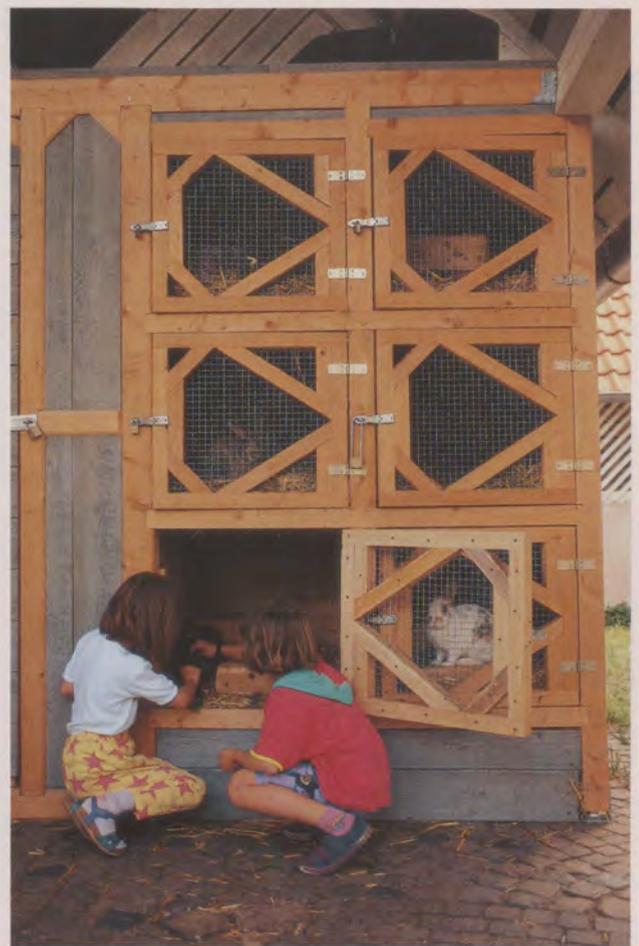


Wintergärten fangen Sonne und damit Energie ein. Alle Materialien sind nach baubiologischen Gesichtspunkten ausgewählt.

Rechte Seite: Für Kinder ist die Tübinger Schafbrühlsiedlung ein kleines Paradies. Ein Vater hat sogar einen stabilen und formschönen Hasenstall gezimmert.

ter annähernd so viele Menschen wie in den Hochhausbezirken der benachbarten Großsiedlung Waldhäuser-Ost. Aber die wahrgenommene Wohndichte ist in beiden Gebieten völlig verschieden, zugunsten des Schafbrühls.

Zudem belegt das Beispiel Schafbrühl, daß ökologisches Bauen wirtschaftlich sein kann. Die Architekten kamen mit Baukosten aus, die den normalen Preisspiegel im Mietwohnungsbau kaum überstiegen. Das nämlich war die entscheidende Auflage der Bauträgerin Karlsruher Leben: Die Gesellschaft wagte mit dem Baugebiet Schafbrühl ein Experiment, das zwar ein wenig teurer sein durfte als ein konventionelles Projekt, gleichwohl aber harten ökonomischen Zwängen unterlag.



Die Bauherren versprechen sich von dem Projekt über die Jahre sogar eine bessere Wirtschaftlichkeit als im konventionellen Geschoßwohnungsbau: Gebäude aus biologischen Baumaterialien leiden nach bisheriger Kenntnis weniger rasch an Alterungsschäden und sind überdies billiger wieder instand zu setzen. Dazu kommt, daß die Fluktuation der Bewohner in Gebieten mit hohem Wohnwert deutlich niedriger liegt. Auch dies ist, wie wir wissen, ein Faktor, der sich direkt auf die Wirtschaftlichkeit von Mietraum auswirken kann. Wenn diese Hoffnung auf langfristige bessere Wirtschaftlichkeit sich wirklich erfüllt, käme der ökologische Siedlungsbau in unserem Land einen großen Schritt voran.

Der Schafbrühl ist noch zu jung für eine sichere Kosten-Nutzen-Rechnung. Fest steht bisher nur: Die Zufriedenheit der Bewohner mit ihrer Siedlung ist hoch und die Umzugsbereitschaft entsprechend gering. Dieser Teil des Experiments ist glänzend gelungen. Daß es gelang, ist dem Engagement der Preisträger zu verdanken: einer innovativen und wagemutigen Bauträgerin; einer Stadtverwaltung, die baurechtliche Klippen umschiffte und Hindernisse aus dem Wege räumte, vor denen so manche Verwaltung anderen Ortes zurückgeschreckt wäre;

schließlich den vier Architekten, die den Schafbrühl planten und bauten. Inzwischen hat die Idee des ökologischen Bauens und Wohnens viel mehr Menschen erreicht, als das zu Beginn der Arbeit am Tübinger Schafbrühl der Fall war. Trotzdem gibt es nur wenige Folgeprojekte für das Schafbrühl-Konzept.

Im Begleitband zur Wanderausstellung «Ökotopolis» stehen Sätze, welche die Notwendigkeit innovativer Ideen auf diesem Felde betonen. Sie wurden 1984 geschrieben, aber sie gelten noch immer: *Die Ideenträger des ökologischen Bauens und die Initiatoren ökologisch orientierter Gebäude- und Siedlungsprojekte sind zwar noch gering an der Zahl, aber qualitativ beachtlich. Schließlich denken sie ihren Fachkollegen das für die Zukunft – nein, bereits für hier und heute! – Notwendige vor. Und sie beginnen, es ihnen vorzumachen. (...) Wichtig sind überzeugende, gebaute Beispiele. Nur sie können den praktischen Weg zwischen Erdhöhlen- und Bio-Luxus-Villen-Vision weisen. Zum ökologischen Bauen gehören nicht nur innovative Ideen, nicht nur intelligente Konzepte, sondern eben auch ein zündendes Image. Der Tübinger Schafbrühl hat ein solches Image, und der Preis der Baumeister-Haus-Gruppe soll dazu beitragen, daß es zündet.*

Es verwundert, wie wenig von der staufischen Ministerialenfamilie von Weinsberg und deren Nachkommen bekannt ist. Obwohl das «Weinsberger Archiv» als Grundbestand des hohenlohischen Hausarchivs sowie ein weiterer umfangreicher, allerdings verstreuter Urkundenbestand erhalten blieben, hat sich die Forschung – auch die neuere – eigentlich nur in Einzelfragen mit dieser Familie beschäftigt. Schwerpunkte bildeten dabei vor allem die bisher nicht völlig geklärte Frage nach Stand und Herkommen, die langwierigen Auseinandersetzungen zwischen der um Reichsunmittelbarkeit streitenden Stadt Weinsberg und der Herrschaft sowie die herausragende Persönlichkeit des Reichserbkämmerers Konrad von Weinsberg (um 1370 bis 1448) im besonderen.

Das reiche Archivmaterial, dessen Bedeutung über Familie und Herrschaft hinaus auch für die Reichsgeschichte anerkannt wird, ist bis heute nicht umfassend bearbeitet. Dieser kurze Abriß stützt sich daher noch auf die bekannte Literatur und einer im Umriss vorliegenden Urkundentext- und Regestensammlung.

Edelfreie aus der Gegend von Schwäbisch Gmünd, 1140 von den Staufern mit Weinsberg belehnt

Die ältere Literatur gab schon einen ersten Hinweis auf die Herkunft der späteren Herren von Weinsberg. Der in Reichsurkunden um die Mitte des 12. Jahrhunderts wiederholt vorkommende staufische «camerarius» Dieppert von Weinsberg wird wohl unbestritten als der in gleicher Zeit erscheinende Tiebert von Lindach identifiziert, und Gustav Bossert lokalisierte den Benennungsort nördlich der Stadt Schwäbisch Gmünd. Danach war offenbar der «Thurn» zu Lindach Mittelpunkt des weinsbergischen Stammesbesitzes. Bestätigt wird diese Annahme durch die Feststellung von umfangreichem allodiale Streubesitz in dieser Gegend noch im 15. Jahrhundert und durch die benachbarten Sitze der Herren von Weltstein-Heinrieth und von Ahelfingen, die eindeutig zur Stammverwandtschaft der Herren von Lindach-Weinsberg zu rechnen sind. Lehensträger dieses Stammesbesitzes im altstaufischen Raum waren vermutlich die Niederadligen von Wagenhofen, von Fachsenfeld, von Marbach und von Herlikofen, von denen einige im 13. Jahrhundert als weinsbergische Gefolgsleute und Ministeriale in Erscheinung treten.

Nach der staufischen Eroberung der Burg Weinsberg im Jahre 1140 wurde vermutlich besagtem Dieppert die Vogtei über das zurückgewonnene Reichsgut übertragen. Allein schon seine unterschiedliche Benennung läßt diesen Schluß zu. Seine Nachkommen trugen dann Burg und Herrschaft bis zum Verkauf 1412 und 1450 an die Kurpfalz vom Reich zu Lehen.



Konrad von Weinsberg (1370–1448), Reichserbkämmerer, ist das bekannteste Mitglied dieser Familie. Holzschnitt von 1568.

Die «höhere Dienstbarkeit», mit der sie mit den Staufern verbunden war, brachte die Familie nach Weinsberg und erzwingt eigentlich auch die Annahme ihrer hohen Abkunft. Diese zeigt sich vor allem im ausschließlich edelfreien Stand ihrer Verwandtschaft. Im Laufe der Zeit waren die Weinsberger mit fast allen edelfreien Familien im südwestdeutschen Raum verschwägert. Konubien mit Löwenstein, Henneberg, Erbach, Breuberg, Helfenstein, Leiningen, Katzenellenbogen, Münzenberg, Limpurg und Hohenlohe sind aufzuführen. Noch deutlicher wird die Nobilität und illustre Heiratsfähigkeit der Herren von Weinsberg durch den Hin-

weis auf die Verbindung mit einem Markgrafen von Baden und einem Herzog von Sachsen-Lauenburg, der wohl dem Reichsfürstenstand zuzuordnen ist.

Diese zuletzt erwähnte Verbindung – Erich Herzog von Sachsen-Lauenburg heiratete um 1430 Elisabeth, Tochter des Reichserbkämmerers Konrad von Weinsberg und Anna von Hohenlohe-Brauneck – kam zu einem Zeitpunkt zustande, an dem die Weinsberger schon längst mehr Schulden als Besitz und Einkommen hatten, außerdem besaßen sie nur mehr die Hälfte des Reichslehens Weinsberg. Irgendwelche Erbaussichten konnten also nicht das Motiv dieser Verbindung sein, vielmehr wird das hohe Ansehen des Brautvaters und dessen Einfluß im Reich, jedenfalls auch dessen Nobilität ausschlaggebend gewesen sein.

*Konrad, der Erbkämmerer des Reiches,
Konrad, Erzbischof von Mainz und Kurfürst des Reiches*

In Reichsdiensten finden wir die Herren von Weinsberg im gesamten Verlauf ihrer Geschichte. Dies vor allem in führenden Verwaltungspositionen, aber auch als Ratgeber und Vertraute von Kaisern und Königen. Das Kämmereramt des Dieppert von Weinsberg ging vorerst für die Familie verloren. Vermutlich deshalb, weil sein erster gleichnamiger Sohn als Geistlicher nicht in Frage kam und dessen jüngerer Bruder Engelhard wegen seines jugendlichen Alters das Amt von seinem Vater nicht übernehmen konnte. Letzterer scheint später mit einem anderen Hofamt entschädigt worden zu sein. In der Zeugenliste einer Urkunde von Herzog Friedrich, König Konrads Sohn, aus dem Jahre 1166 wird er als Mundschenk bezeichnet.

Herausgreifend sollen weiter erwähnt sein: Konrad von Weinsberg (genannt seit 1277, gestorben 1323) als kaiserlicher Reichslandvogt in Niederschwaben, dessen Enkel Engelhard (genannt seit 1359, gestorben 1415), der 1407 als kaiserlicher Hofrichter bezeugt ist und von 1359 bis 1391 als Landvogt in den Diensten der österreichischen Herzöge stand. König Sigismund verleiht 1411 ihm und seinem Sohn das Reichsamt eines Unterkammermeisters (Erbkämmerers). Engelhard hatte am 8. August 1404 mit seiner testamentarischen Verfügung, in der er sich *fürbaß bloede und krancke vnd mit schulden beladen* erklärte, die Herrschaft seinem Sohn übergeben und sich auf sein Schloß in Neuenstadt am Kocher zurückgezogen. Das Amt dürfte er deshalb wohl nicht selbst bekleidet, sondern seinem Sohn überlassen haben. Wie bereits erwähnt, ist über Konrad relativ viel berichtet worden, über sein Wirken als



Dieses Tympanon von 1425 zeigt Konrad von Weinsberg, seine Frau Anna von Hohenlohe und ihre Kinder. Es erinnert an den Bauherrn der Weikersheimer Stadtkirche.

einer der höchsten Beamten in der Reichsfinanzverwaltung und als kaiserlicher Diplomat sowie über seine Bedeutung für die südwestdeutsche Wirtschaftsgeschichte. Zugrunde liegt das Weinsberger Archivmaterial, zu dem auch der interessante und aufschlußreiche Nachlaß Konrads gehört. Eine weitaus bedeutungsvollere Rolle in der Reichspolitik spielte der gleichnamige Onkel Konrads, der von 1390 bis zu seinem Tode 1396 Erzbischof von Mainz und seit 1391 Kurfürst des römischen Reiches deutscher Nation war.

Im großen Streubesitz auch Städtegründer

Auf die umfangreiche Besitzgeschichte kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden. Die Verflechtungen zwischen Lehenbesitz vom Reich sowie von den Bistümern Würzburg, Worms und Speyer mit dem Allodialbesitz sind so weitgehend, daß nur die Untersuchung der einzelnen Anrechte hier einigermaßen Klarheit schaffen könnte. Zu dem Besitzkomplex gehörten ebenso ererbte Herrschaften wie Neuffen, Breuberg und teilweise Münsenberg wie zahlreiche Reichspfandschaften. Es war ein großer Streubesitz, der zu unterschiedlichen Zeiten erworben oder wieder verkauft wurde. Eine gewisse Arrondierung zeigen – sicherlich mit Einschlüssen von Fremdbesitz – die Teil-

lungsurkunden von 1325 mit den «Burgzentren» Schmiedelfeld/Kransberg am oberen Kocher, Weinsberg, Gutenberg, Schwarzach, Reichenstein, Neipperg, Luneburg und Helmbund/Neuenstadt. Zahlreiche Ortschaften oder Einzelgüter waren als Erblehen in den Händen des Niederadels, der sich zur umfangreichen Gefolgschaft der Herren von Weinsberg gruppierte.

Eine Reihe von Städten verdankt den Herren von Weinsberg ihre Entstehung. So wurde zum Beispiel Neuenstadt/Helmbund um 1324 durch Konrad von Weinsberg zur Stadt erhoben. Sicher als weinsbergische Städte können Sindringen und Neckarsulm angesehen werden. Die um 1200 von Kaiser Friedrich II. zur Stadt erhobene Siedlung Weinsberg ist in ihrer anfänglichen Entwicklung ohne engen Bezug zu den Inhabern der darüber liegenden Reichsburg nicht vorstellbar. Dafür sprechen auch die später deutlich werdenden Verhältnisse, wie z. B. die Zweiteilung der Reichsrechte, die zu den schon angedeuteten bekannten Schwierigkeiten führen mußten.

Zu dem 1325 geteilten Hausgut gehörte auch eine große Anzahl von Kirchensätzen. Viele von ihnen waren Reichslehen, wie zum Beispiel die Patronatsrechte in Weinsberg. Die Herren von Weinsberg kommen nicht nur als Erbauer der Weinsberger Kirche in Betracht, man wird ihnen, wahrscheinlich zumindest, auch die zahlreich in der Umgebung zu findenden Chorturmkirchen zuschreiben können. Ein späteres Beispiel für derartiges weinsbergisches

Engagement bietet die Kirchenstiftung in Weikersheim. Konrad von Weinsberg besaß die Herrschaft Weikersheim nur kurze Zeit als würzburgisches Lehen. Der Bischof von Würzburg war jedoch nicht der Besitzer, sondern hatte sie von Hohenlohe zum Pfand erhalten. Trotz dieser Verhältnisse und hoher Schulden ließ Konrad von Weinsberg zusammen mit seiner Frau Anna von Hohenlohe die alte Pfarrkirche außerhalb der Stadtmauer abbrechen und den Kirchenneubau in der Stadt errichten. Das heute in der Kirche aufbewahrte Tympanon von 1425 zeigt den Kirchenstifter mit seiner Familie.

Es liegt auf der Hand, daß ein knapper Aufsatz äußerst summarisch und lückenhaft bleiben muß. Er kann aber zeigen, wie notwendig und lohnend es wäre, sich mit einer der wichtigsten Adelsfamilien des Mittelalters, die auch die Entwicklung des Weinsberger Raumes über Jahrhunderte hinweg entscheidend prägte, intensiv und umfassend auseinanderzusetzen.

LITERATUR

- Gustav Bossert: Die ältesten Herren von Weinsberg. In: Württ. Vierteljahreshefte für Landesgeschichte 1882, 5
Derselbe: Urkunden zur Geschichte des Streites zwischen Herrschaft und Stadt Weinsberg. In: Württ. Vierteljahreshefte für Landesgeschichte 1884, 1886
Franz Gehrig: Der Besitz der Herren von Weinsberg im Jahr 1325. In: Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, 125, 1977
Franz Irsigler: Konrad von Weinsberg (ca. 1370–1448). Adliger – Kaufmann – Diplomat. In: Württ. Franken 66, 1982, S. 59–80
Wilhelm Schumm: Konrad von Weinsberg, des Reiches Erbkämmerer. In: Hist. Verein Heilbronn 23, 1960, S. 100–115
Oberamtsbeschreibung von Weinsberg 1861

Margarete Walliser Die St.-Johannes-Kirche in Weinsberg

Im Herbst dieses Jahres sollen die seit fünfzehn Jahren laufenden Restaurierungsarbeiten an der Weinsberger St.-Johannes-Kirche abgeschlossen werden. 1977 begann man mit der Innenrestaurierung, auf die seit 1982 die Arbeiten an der Außenseite der Kirche folgten.

Über dem Sulmtal erhebt sich der Bergkegel mit den Ruinen der Burg Weibertreu darauf. Auf halber Höhe des Burgberges erstreckt sich ein Bergsattel nach Osten, auf dem weithin sichtbar die St.-Johannes-Kirche als höchstgelegenes Gebäude von Weinsberg steht, dessen mittelalterlicher Stadtbereich südlich der Kirche talabwärts liegt.

Die topographische Nähe und Zusammengehörigkeit von Burg, Stadt und Kirche stehen gleichsam symbolisch für deren enge historische Verbundenheit. Die früheste Erwähnung – «urbs» – von Weinsberg verzeichnet die Kölner Königschronik von 1170, in der über die Belagerung der Burg durch den Staufer Konrad III. im Jahr 1140 berichtet wird. Die eigentliche Erhebung zur Stadt muß um 1200 durch die Staufer erfolgt sein. Die Stadt war stets bestrebt, die Reichsunmittelbarkeit zu erlangen. Einen Strich durch die Rechnung machten den Weinsberger Bürgern dabei jedoch die auf der Burg sitzenden Herren von Weinsberg, die verschiedene



Diese historische Aufnahme aus der Zeit um 1900 zeigt deutlich den Zusammenhang und Zusammenklang von Burg – heute Ruine «Weibertreu» –, Kirche und Stadt Weinsberg.

Rechte in der Stadt innehatten. Über zwei Jahrhunderte hinweg bestimmte diese Auseinandersetzung die Beziehungen zwischen Stadt und Burg. Erst 1428 gelang es Weinsberg, in den Status einer Reichsstadt zu gelangen; die sofortige Änderung des städtischen Wappens war ein sichtbares Zeichen dafür. Weinsberg behielt jedoch nur kurz seine Reichsunmittelbarkeit; bereits im selben Jahrhundert wurde es pfälzisch, 1504 dann schließlich württembergisch.

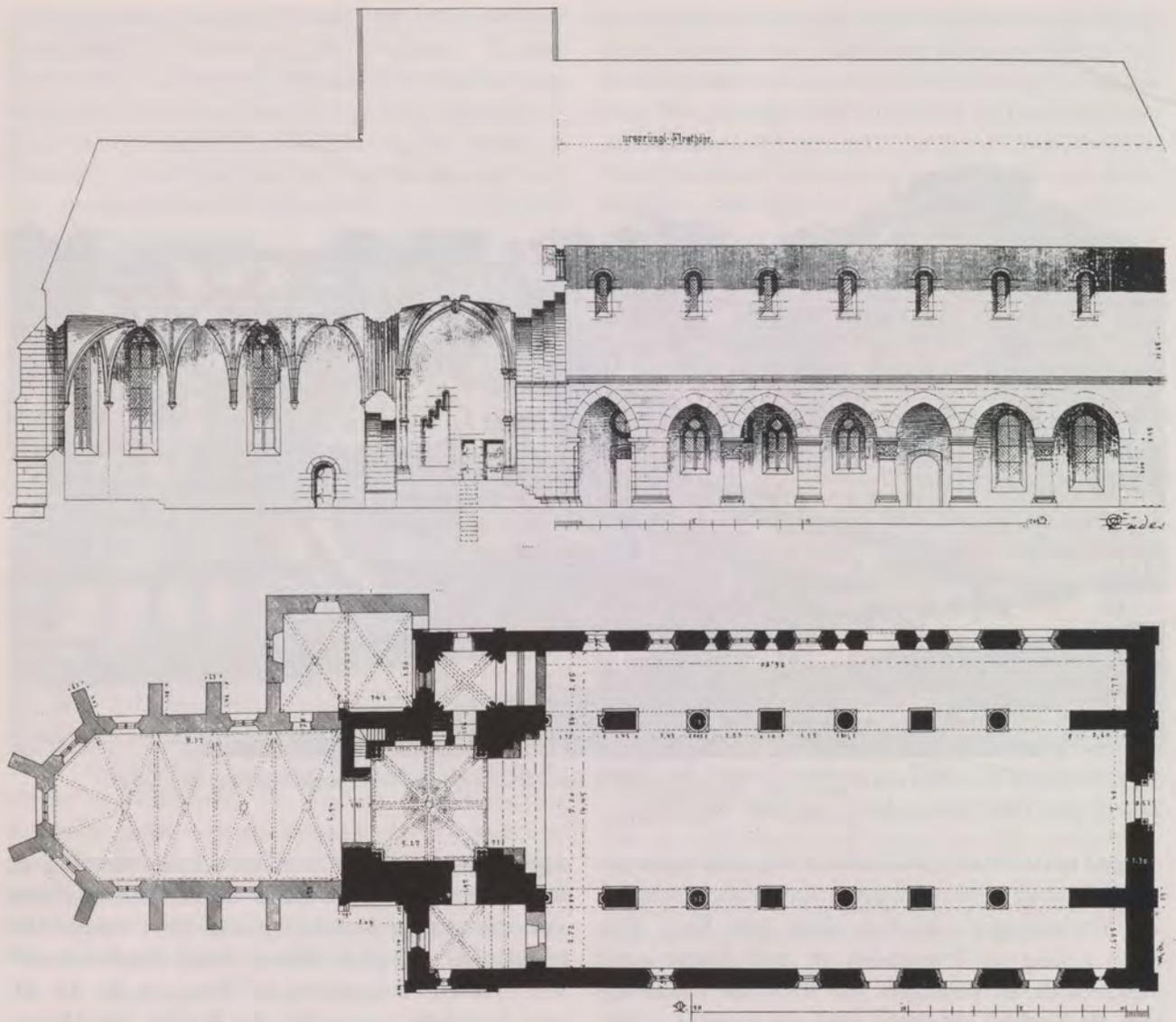
Im Bauernkrieg mußte die Stadt schwere Leiden und Beschädigungen erdulden, zeitweilig verlor sie sogar ihre Stadtrechte, die sie erst 1553 wieder zurückerhielt. Eine ähnliche Last hatte die Stadt während des 30jährigen Krieges zu tragen. Schließlich erlitt sie 1707 einen schweren Brandschaden, bei dem 130 Häuser in der Stadt zerstört worden sind. Einen Aufschwung erlebte Weinsberg dann im 19. Jahrhundert. Gerade Justinus Kerner und sein literarischer Freundeskreis rückten die Stadt bei den Gebildeten in den Mittelpunkt des Interesses. Ein übriges für die Stadtentwicklung in Richtung Neuzeit tat die 1868 errichtete Weinbauschule. Die Burg Weibertreu, auf der die Herren von Weinsberg als zeitweiliger Widerpart zu den Städtlern saßen, wurde im 11. Jahrhundert erstmals urkundlich erwähnt. Sie war Sitz der salischen Kö-

nigsmutter Adelheid. Um 1130 kam die Burg an Welf von Bayern, was einen Rechtsstreit zwischen ihm und König Konrad III. aus dem Hause Hohenstaufen entfachte. Dieser Streit führte schließlich 1140 zur Belagerung der Burg, an die die allseits bekannte Geschichte der Weiber von Weinsberg bis heute noch erinnert. Nach Jahrhunderten des Auf- und Umbaus durch die Herren von Weinsberg folgte zu Beginn des 16. Jahrhunderts der Niedergang der Burg, als die Weinsberger im Mannesstamm ausstarben. Endgültig zerstört wurde die Burg 1525 während des Bauernkrieges.

1824 wurde die Ruine auf Initiative Justinus Kerners hin gekauft, und innerhalb der Burgmauern wurden Weinberge angelegt. Als Förderer trat dabei vor allem der von Kerner gegründete «Frauenverein von Weinsberg» auf. Damals wurden auch bereits erste Restaurierungsmaßnahmen an der Burganlage vorgenommen.

Die Johanneskirche verbindet die Herren von Weinsberg, Burg und Stadt

Sichtbares Zeichen der engen Verknüpfung zwischen Stadt, Burg und den Herren von Weinsberg stellt die Johanneskirche dar. Sie wurde als «Eckbollwerk» in die Verteidigungsanlagen der Stadt in-



St. Johannes in Weinsberg, Grundriß und Längsschnitt.

tegriert. Die wehrhafte Lage der Kirche und ihre Anlehnung an die Stadtmauer sind noch heute nachvollziehbar.

Die Johanneskirche stellt sich dem Betrachter als interessanter Bau dar, der sowohl außen wie innen einiges zu bieten hat. Die Kirche besitzt ein basilikales Langhaus mit romanischem Ostchorturm, der im Erdgeschoß den romanischen Hauptchor umschließt, und einer anschließenden gotischen Chorerweiterung. Am Bau sind drei klar voneinander trennbare Bauphasen zu erkennen. Das basilikale Langhaus ist außen schlicht gehalten und besitzt an den Traufen z.T. gefüllte Rundbögen – vgl. Brenz, Schwäbisch Gmünd, Faurndau – als einzigen gliedernden Schmuck. Bauplastisch reich gestaltet ist dagegen das Westportal, bei dem lediglich das Tympanon noch original ist, während die Gewändesäulen durch Replikat ersetzt worden sind. Entstanden ist das Langhaus zwischen 1200 und 1210.

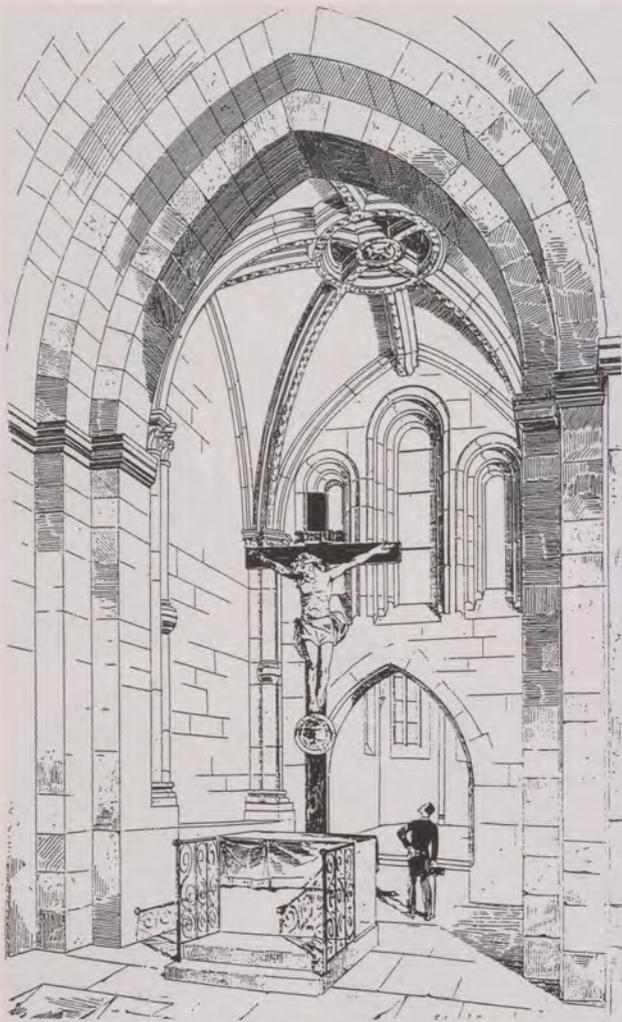
Nach Osten schließt sich der romanische Chorbereich mit dem Turm über dem mittleren Chorraum an. Der Turm geht in den oberen Stockwerken ins Achteck über und ist bauplastisch reich und originell gegliedert. Er war als Wehrturm ausgebaut, zeitweilig soll auch ein Türmer oben gewohnt haben. Allerdings haben seine obersten Stockwerke ihr ursprüngliches Aussehen verloren, da der Turm nach einem Brand im 16. Jahrhundert eine gotische Spitzhaube erhielt. Der Chorturm und die romanischen Chöre sind im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts errichtet worden.

Um 1350 wurde nach Osten der Bau mit einem langgezogenen Chor mit polygonalem Fünf-Achtel-Schluß erweitert. Zusätzlich baute man in dessen Westbereich nach Süden einen zweijochigen Raum an, der heute als Sakristei genutzt wird.

Im Inneren erfährt der Bau dieselbe unterschiedliche Gewichtung durch seine verschiedenen Bau-



Johannes-Kirche in Weinsberg: Langhaus mit Blick auf die südlichen Arkaden und den romanischen Chor, Zustand vor der Restaurierung.



Romanischer Hauptchor der Weinsberger Johannes-Kirche mit Durchgang zum gotischen Chor. Zeichnung aus der Zeit vor 1900.

phasen. Im Langhaus befindet sich ein im Schwäbischen seltener Stützenwechsel im Bereich der Arkaden – alternierend Säule und Pfeiler –, dessen Säulen auffallend massige und sehr plastisch wirkende Kapitelle besitzen. Das Langhaus ist flach gedeckt, allerdings ist die heutige Decke nach dem Brand im 16. Jahrhundert eingebaut, dabei jedoch etwas tiefer gelegt worden als die ursprüngliche Decke, während man das Dach steiler gezimmert hat. Von der ursprünglichen Ausschmückung haben sich Teile eines Passionszyklus, entstanden in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, im Bereich des Obergadens an der Nordwand erhalten, die 1977 aufgedeckt und restauriert werden konnten.

Stilistische Details verweisen auf Süditalien und den Vorderen Orient

Den Höhepunkt des Innenraumes der Weinsberger Johanneskirche, und sofort den Blick auf sich ziehend, stellt der mittlere Chorraum im Erdgeschoß

des Turmes dar. Ein vierfach abgetreppter, portalartiger Triumphbogen leitet vom Langhaus zum Chorbereich über. Über dem Triumphbogen befindet sich eine an solcher Stelle einzigartige Zwerggalerie. Sieben Stufen führen heute wieder zum Chorraum empor, der von einem achteiligen Rippengewölbe gedeckt ist, das in einem aus zwei Ringen bestehenden mächtigen Schlußstein endet. Die Rippen sind reichlich mit floraler Dekoration bestückt. Das Gewölbe ruht auf vier jeweils aus drei Säulen bestehenden Dienstbündeln, deren mittlere vorgestellte Säulen durch kapitellartige Ringe zweigeteilt und im unteren Bereich kanneliert sind. Im übrigen besitzen die Gewölbedienste korinthische Kapitelle. Die an der Chorostwand angebrachte Dreifenstergruppe, bei der das mittlere Fenster die beiden anderen überragt und deren Gewände sowohl innen wie außen reich profiliert sind, erinnert an die Repräsentationsseiten der rheinischen Dome und ist im hiesigen Raum an solcher Stelle ebenso einzigartig wie die Zwerggalerie über dem Triumphbogen. Die beiden Nebenchöre, früher ebenfalls über Stufen vom Langhaus aus zu erreichen, heute jedoch nach Westen hin vermauert und auch nur über den romanischen Chor zugänglich, sind im Wölbungsbereich ebenso massig wie der Hauptchor gehalten; außerdem weisen sie auffallende Stilelemente wie z. B. ionische Kapitelle auf. Hier sind wohl Reiseindrücke der Herren von Weinsberg mitverarbeitet worden, die auf die Teilnahme bei einem der Kreuzzüge im kaiserlichen Gefolge zurückzuführen sind, da solche stilistische Details eher in süditalienischen Kastellen oder Bauten des Vorderen Orients erwartet werden denn in schwäbischen Landen. Mit derselben Reise hängt wahrscheinlich die gleichzeitige Einrichtung einer Reliquienkammer unter dem Südchor zusammen, die im Volksmund «Pfaffenloch» heißt und nur vom Hauptchor aus zu erreichen ist, hier sind mitgebrachte Reliquien unbekannter Art gelagert worden. Im 14. Jahrhundert erfolgte eine Chorverweiterung nach Osten. Der gotische Chor ist dreijochig, polygonal nach Osten abgeschlossen und mit einem erst im 16. Jahrhundert nach einem Brand in spätgotischer Manier eingebrachten Gewölbe gedeckt worden. Die Längsorientiertheit des Chores weist möglicherweise auf eine schriftlich nicht überlieferte Stiftsfunktion hin; der westliche Schlußstein, der einen Mann im Chorherrenhemd zeigt, könnte dies bestätigen. Gleichzeitig mit dem Chor wurde südlich davon ein zweijochiger Raum mit einfachem gotischem Gewölbe angebaut, dessen ursprüngliche Funktion als die eines Kapitelsaales denkbar wäre.

Es ist nicht bekannt, zu welcher Zeit der Durchbruch, der sich in dem heute noch sichtbaren gotischen Bogen zeigt, vom romanischen zum gotischen Chor erfolgte. Auffallenderweise scheint trotz Durchbruch und Verbindung zum gotischen Chor der romanische Chor stets einen eigenen Altar besessen zu haben. Der Bogen ist bei der Restaurierung 1958 zugemauert und nur mit einer schmalen Türe als Durchgang versehen worden. Im Zuge der Öffnung wurde der Boden des romanischen Chores auf das Fußbodenniveau des Langhauses bzw. des gotischen Chores abgesenkt.

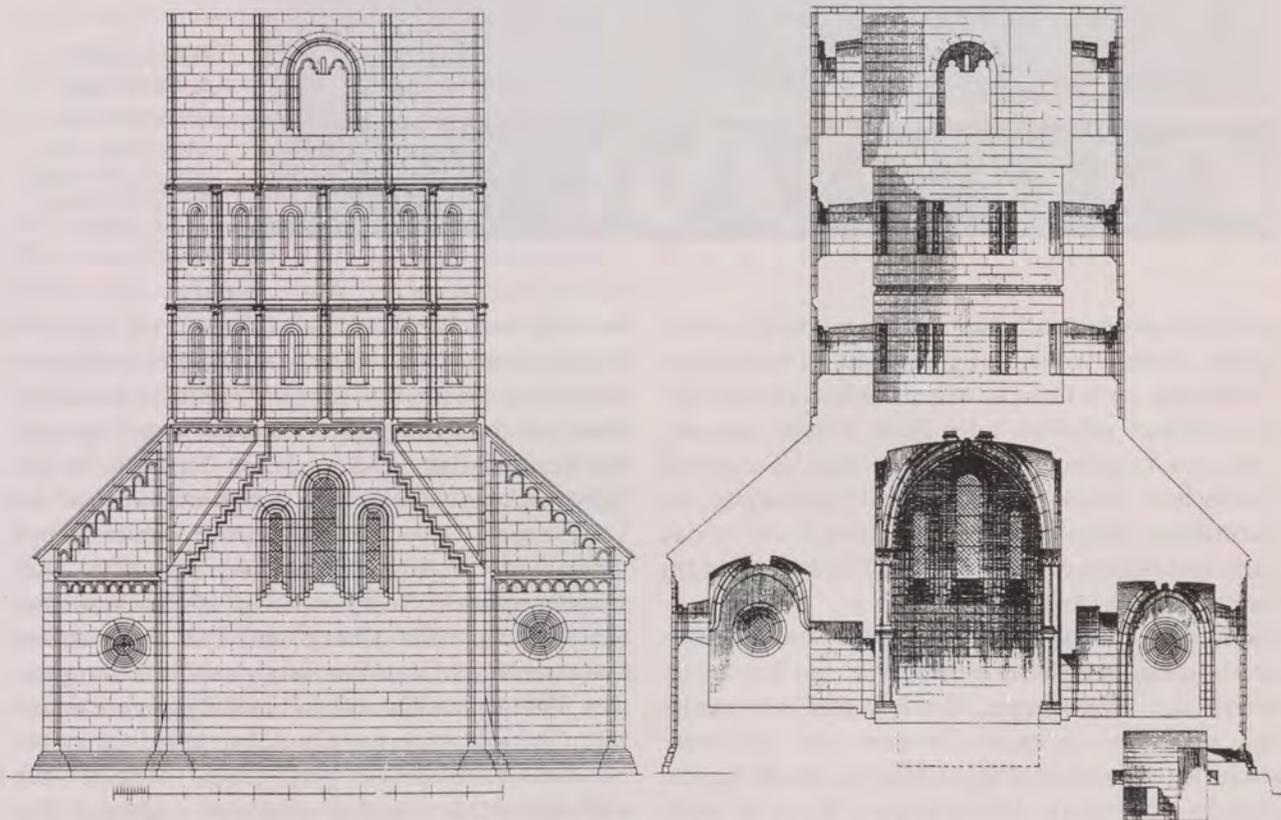
Chortürme: Zeichen staufischer Macht, von den Herren von Weinsberg sichtbar ausgeschmückt

Die genaue Betrachtung der Weinsberger Johanneskirche ergibt, daß sich die einzelnen Bauteile nicht nur in den verschiedenen Stilrichtungen unterscheiden, sondern daß sie auch eine unterschiedliche Gewichtung durch die bauplastische Gestaltung erhalten haben. Gerade der Bereich des Chorturmes und des Altarraumes im Erdgeschoß erfährt noch in späterer Zeit bei An- und Umbauten eine auffallende bewahrende Beachtung. Sowohl innen wie außen liegt die Betonung des Baukörpers auf diesem Bereich.

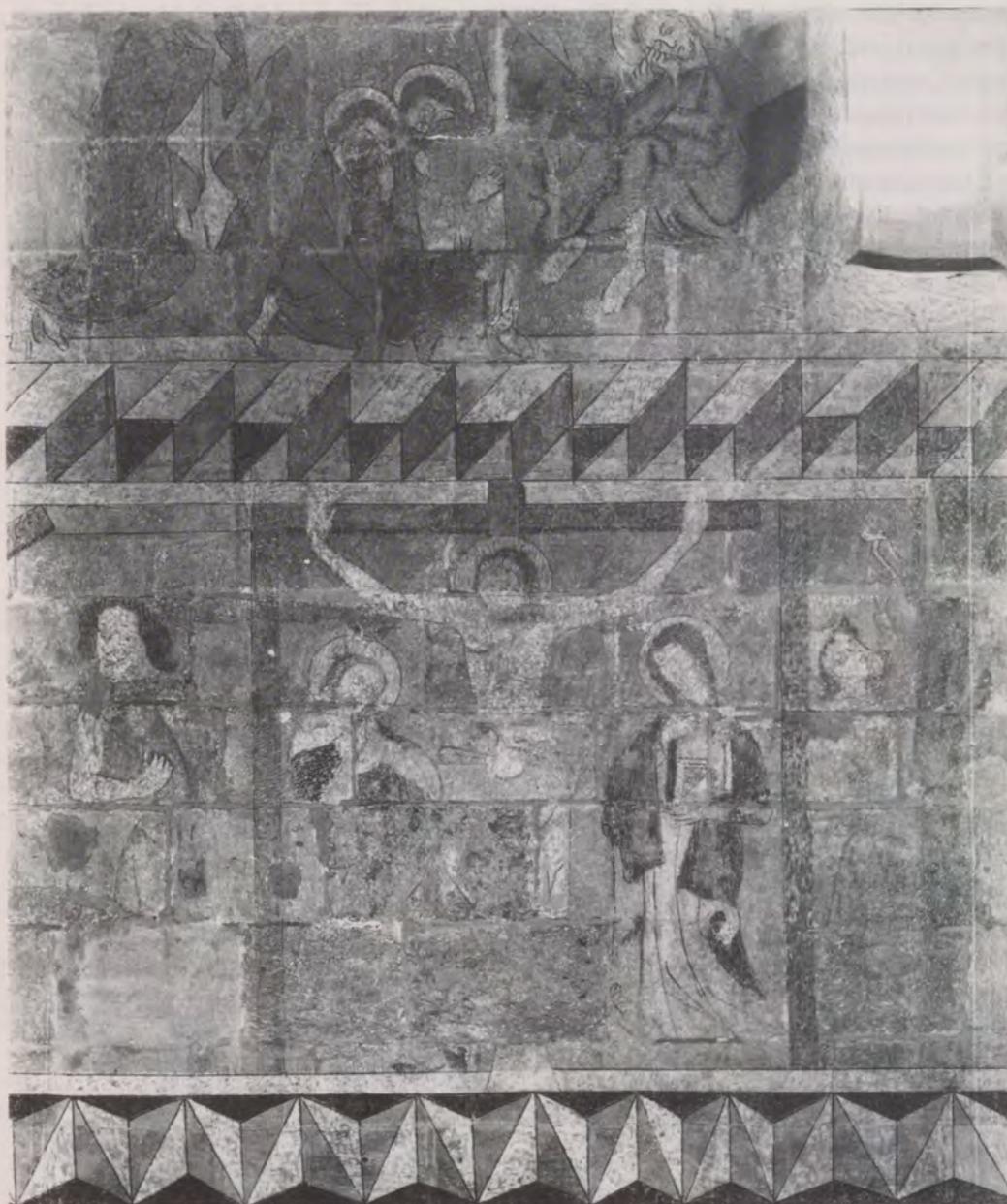
Die Erklärung dafür kann sicher nicht aus den unterschiedlichen Entstehungszeiten heraus gegeben werden. Die Lösung der Fragen war bisher auch nicht auf archäologischem Wege zu erreichen. Die Beobachtungen, die beim Einbau der Heizung 1958 gemacht worden sind, sie belegen zwar, daß mit der Errichtung des Langhauses der erste Bau entstanden ist, da im Mittelschiff der Basilika lediglich vorreformatorische Gräber und der anstehende Boden erfaßt worden sind. Die Hinweise auf einen älteren Chor als Vorläufer der Chorturmkonzeption, die durch eine breite und sehr tief fundierte Mauer im Bereich des östlichen Pfeilerpaares gegeben wurden, gaben jedoch keine weiteren Aufschlüsse zur Bedeutung der Kirche.

Die Erklärung für die unterschiedliche Gewichtung der einzelnen Baukörper liegt vielmehr in der Bedeutung des Chorturmes. Chortürme sind Symbole staufischer Macht, sie kommen dort vor, wo staufische Territorialpolitik betrieben wird und staufische Ministeriale ihren Macht- und Aufgabenbereich haben. Daher ist das gehäufte Auftreten dieser Türme seit der Mitte des 12. Jahrhunderts vor allem im ländlichen Bereich zu erklären.

Die Bedeutung der Chortürme ist offensichtlich in der nachstaufischen Zeit bekannt geblieben. Gerade unter den Württembergern, die stets ein Herzog-



Der Weinsberger Chorturm: links die östliche Außenansicht, rechts der Querschnitt nach Osten.



Passionszyklus in der Weinsberger Johannes-Kirche: Kreuzigung. Heutiger Zustand nach der Restaurierung im Jahr 1977.

tum Schwaben staufischer Prägung wieder aufstehen lassen wollten, bleiben die romanischen Chortürme auch beim späteren Umbau der jeweiligen Kirchen erhalten oder neue Türme werden, wohl als Legitimationsbeleg für die Übernahme staufischen Erbes durch die Württemberger, als Chortürme errichtet. Sehr bezeichnend dafür: das Barbarossakirchlein am Fuße des Hohenstaufen im gleichnamigen Dorf.

Die Herren von Weinsberg als höchst einflußreiche und wichtige staufische Ministeriale und Patronats Herren der Weinsberger Kirche versuchten natürlich, mit dem mächtigen Chorturm der Johanneskirche ihre eigene und die staufische Macht für alle weithin sichtbar zu demonstrieren. So ist es auch nicht verwunderlich, daß die Kirche allgemein und

der Chorturm im besonderen «gespickt» sind mit Bauelementen, die einen den Zeitgenossen verständlichen herrschaftlichen Anspruch verdeutlichen, so die Zwerggalerie, die Dreifenstergruppe, die korinthischen und ionischen Kapitelle in den romanischen Chören sowie der Stützenwechsel des Langhauses. Dabei zählten ebenso modische wie weltmännische Absichten eine wichtige Rolle. Man wollte zeigen, zu welcher hohen gesellschaftlichen Gruppierung man gehörte und daß man «en vogue» ist. Nur so sind die fast orientalisches anmutenden Baudetails süditalienischer Prägung zu verstehen. Daß die Weinsberger dabei ihre finanziellen Möglichkeiten überstiegen haben, scheint sehr wahrscheinlich. Anders sind der unfertige Eindruck des Triumphbogens und die zum Teil

schludrige Bauausführung gerade im Wölbungsbe-
reich der romanischen Chöre der Weinsberger Jo-
hanneskirche nicht zu erklären.

Der Bau ist wohl über die herrschaftliche Bedeu-
tung, die er nach außen vermitteln sollte, trotz aller
Mängel, die wir heute als solche empfinden, auch
unter architektonischem Aspekt von großer Bedeu-
tung gewesen. Mancher Autor, der sich mit der Kir-
che beschäftigt hat, vermutet gar eine «Weinsberger
Schule». Obwohl es dafür keine schriftlichen Über-
lieferungen gibt, scheint dieser Gedanke nicht ganz
abwegig zu sein, betrachtet man andere Bauten der
Region. So konnte der Chorturm der Martinskirche
in Frauenzimmern nicht ohne Kenntnis des Weins-
berger Turmes entstehen; ebenso ist das Portal des
Palas der Burg Krautheim auf den romanischen
Chorraum der Weinsberger Johanneskirche zurück-
zuführen.

*Die Weinsberger Johanneskirche
wurde in fünfzehn Jahren restauriert*

Die Einzigartigkeit der Weinsberger Kirche erfor-
derte ein sorgfältiges und gründliches Vorgehen
bei der Restaurierung. Dafür wurden verschiedene
denkmalpflegerische Konzepte entwickelt.

Die Innenrestaurierung sah die Abnahme des in
den 50er Jahren aufgetragenen Putzes vor. Dabei
zeigte sich bald, daß man im Innenraum nicht einen
bestimmten historischen Zustand wiederherstellen
konnte und wollte. Die verschiedenen Epochen und
die historischen Ereignisse hatten so sichtbar ihre
Spuren hinterlassen, daß eine Entscheidung für
oder wider einen bestimmten Zustand von vorne-
herein als völlig abwegig erschien. Gerade die Ma-
lereireste – Passionszyklus am Obergaden der
Nordwand, barocke Fenstereinfassungen sowie go-
tische und renaissancezeitliche Dekorationsreste im
Bereich der Arkaden – führten zu der Entschei-
dung, die Wände unverputzt zu belassen und die
erhaltenen Darstellungs- und Farbreste zu konser-
vieren. Damit konnten auch die Brandspuren des
16. Jahrhunderts, die sich im Westteil des Langhau-
ses als rötlicher Ton auf den Wänden erhalten hat-
ten, weiterhin sichtbar bleiben.

Am Äußeren sah das denkmalpflegerische Konzept
vor, den größtmöglichen Erhalt historischer Bau-
substanz als Zielsetzung anzugeben. Diese Forde-
rung wurde beim romanischen Chorturm und im
Bereich des gotischen Chores allerdings nicht kon-
sequent durchgehalten. Daher entschloß man sich
für die Restaurierung des Langhauses zu einer wei-
terführenden dreistufigen Konzeption. Die erste
Stufe sah eine photogrammetrische Aufnahme des

Langhauses vor, um durch eine Stein-für-Stein-
Sichtung zu einer umfassenden Schadenshebung
des Steinmaterials zu kommen. Als zweiter Schritt
wurde während der laufenden Arbeiten das bei
Stufe Eins erhaltene Schadensbild wiederum Stein
für Stein kontrolliert und gegebenenfalls mit Wir-
kung auf die zu erfolgenden Maßnahmen korri-
giert. Wichtig bei all diesen Maßnahmen war die
Trennung der Restaurierung des Steinmaterials der
Langhauswände einerseits und der bauplastischen
Elemente wie der gefüllten Rundbögen anderer-
seits mit der Absicht, eine optimale Bearbeitung im
jeweils notwendigen Maße zu erhalten. Ebenso re-
levant für die Beurteilung der Schäden war eine na-
turwissenschaftliche Untersuchung des Steinmate-
rials. Als dritte Stufe sieht das Restaurierungskon-
zept schließlich die weitere Beobachtung des Baues
vor, um etwaige neue Schädigungen sofort erken-
nen und durch entsprechende Maßnahmen behe-
ben zu können.

LITERATUR

Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg,
Neckarkreis. Bearbeitet von E. Paulus und E. Gradmann. Stutt-
gart 1889 ff.

Veith, P.: Johanneskirche Weinsberg. Sonderdruck des Nachrich-
tenblattes der Stadt Weinsberg.

Walliser-Schäfer, Margarete: Entwicklung und Bedeutung der
romanischen Chortürme mit Beispielen aus Schwaben und Fran-
ken. Diss. Tübingen 1986, 126 ff.

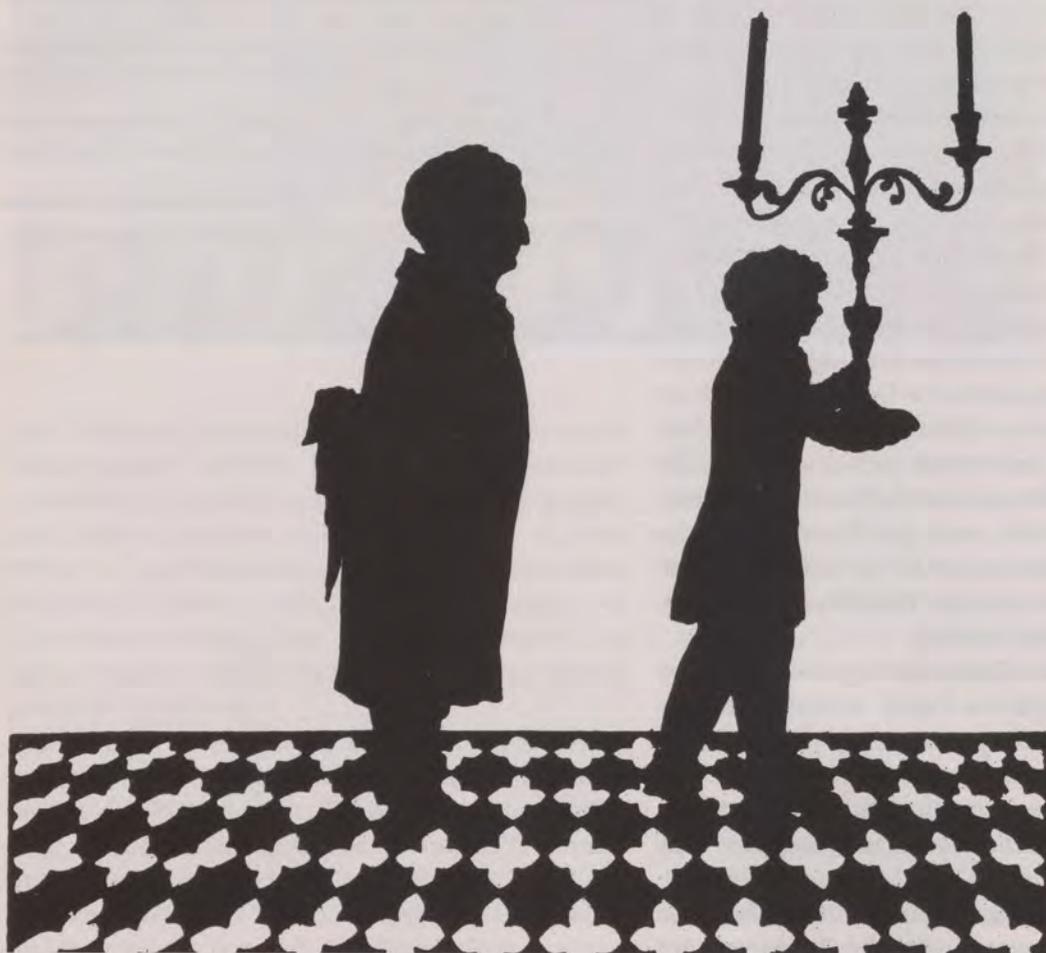
Dies.: St.-Johannes-Kirche. In: Heilbronn und das mittlere Nek-
kartal. Führer zu archäologischen Denkmälern in Deutschland,
22, 247 ff.

Weismann, E.: Zur Geschichte der Stadt Weinsberg. Weinsberg
1959.

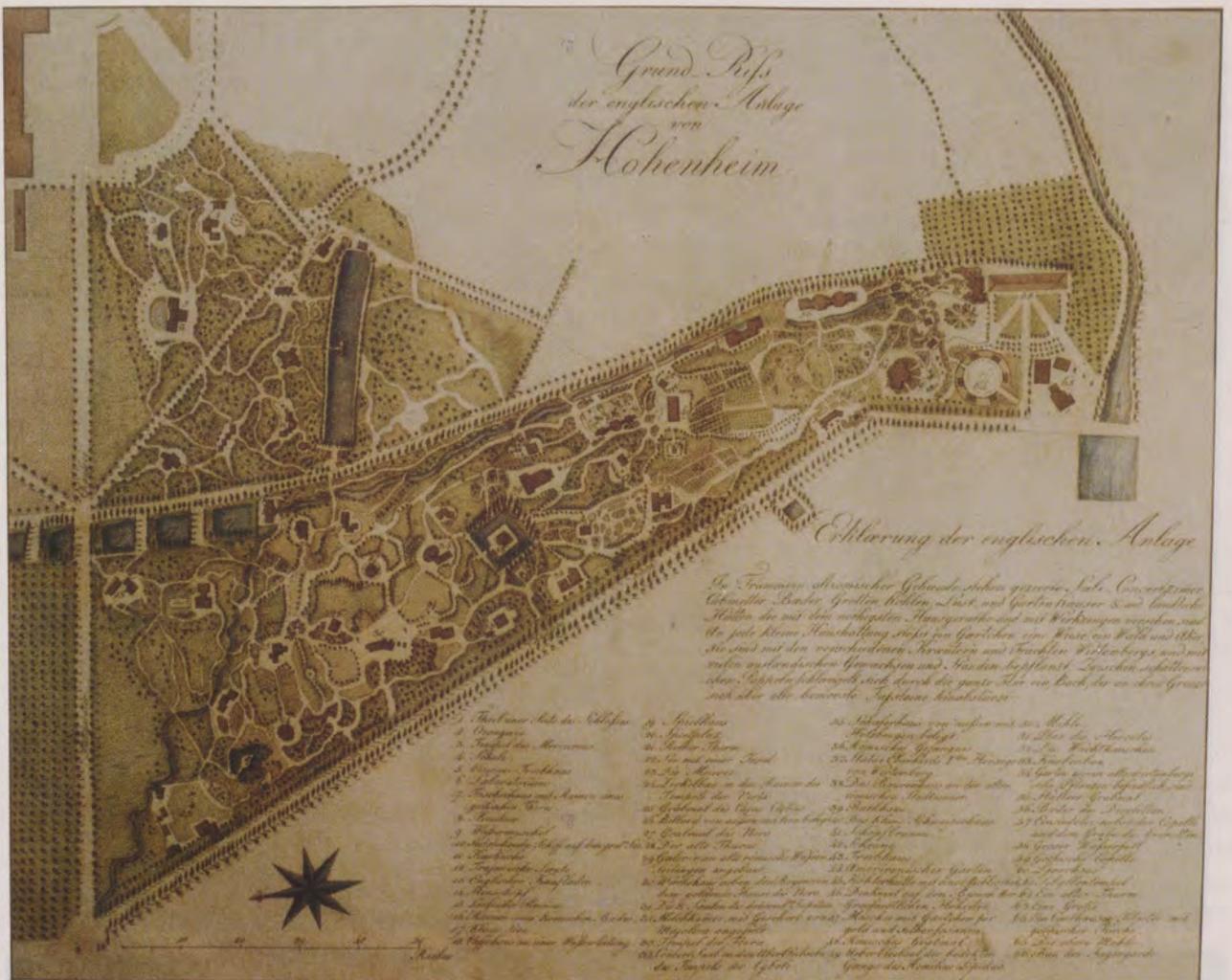
Im Herbst 1797 entschließt sich Johann Wolfgang Goethe wieder einmal, den Weimarer Verhältnissen zu entfliehen. Er macht seine sogenannte dritte Schweizer Reise, die ihn auch durch Schwaben führt. Am 27. August kommt er in Heilbronn an, fährt dann durch das Neckartal über Ludwigsburg nach Stuttgart, um dort eine Woche zu verweilen. Er wohnt im Hause des Stuttgarter Kaufmanns Gottlob Heinrich Rapp in der Stiftsstraße 7, heute Neubau Rehn gegenüber der Stiftskirche. Dies war nun nicht irgendeine Adresse: Im Salon des Hauses Rapp traf sich die bürgerliche geistige Elite der Residenzstadt; Leute wie Dannecker, Scheffauer, Cotta und Schiller gehörten zu den Gästen bei den regelmäßigen Gesellschaften. Goethe konnte auf Empfehlung Schillers zu diesem Kreis stoßen. Der vielseitige Kaufmann, Politiker und Kunstmäzen Rapp vermittelte für Goethe auch den Kontakt zu den führenden Künstlern und Gelehrten von Stuttgart: Zum Beispiel zum Bildhauer Dannecker, mit dem zusammen er unter anderem Hohenheim besuchte,

oder zu Isopi und Thouret, deren Arbeit in Hohenheim von Goethe gelobt wurde, oder zu den Malern Harper und Heideloff. Nach einer erfüllten Woche in Stuttgart verbringt Goethe noch acht Tage in Tübingen. Am 15. September 1797 fährt er dann zügig über Tuttlingen, Hohentwiel, Schaffhausen nach Stäfa am Zürichsee, wo er elf Tage mit Wanderungen verbringt. Die Rückreise führt ihn nochmals durch Schwaben, doch dieses Mal verweilt er nirgends länger.

Von dieser Reise existieren nun verschiedene Aufzeichnungen Goethes. Erstens das Reisetagebuch; hier finden sich, teilweise nur kurz skizziert, teilweise sehr ausführlich, die Eindrücke aller Stationen. Da diese Tagebucheinträge lediglich aus Notizen, als Erinnerungsstütze gedacht, bestehen, sind sie spontan, zum Teil sogar sehr drastisch ehrlich – für den Historiker also eine besonders ergiebige Quelle. Zweitens die Briefe, von Goethe unterwegs an Schiller und an seine junge Frau Christiane Vulpius geschrieben; hier finden sich ausführliche,



Goethe im Haus des Stuttgarter Kaufmanns Gottlob Heinrich Rapp, bei der Stiftskirche gelegen. Scherenschnitt von Louise Duttenhofer.



«Grund-Riß der englischen Anlage von Hohenheim». Dieser Gartenplan aus dem Jahr 1797 macht deutlich, wie reichlich der Park mit Monumenten und Gebäuden durchsetzt war.

aber auch sehr reflektierte Darstellungen seiner Reiseindrücke. Sie sind zumindest als ergänzende Quelle von einigem Wert.

Herzog Carl Eugen: ohne tüchtige Künstler und ohne wahren Sinn für die Baukunst

Beginnen wir mit dem Reisetagebuch. Schon während der Fahrt durch das Neckartal macht Goethe keinen Hehl daraus, was er von dem berühmten – oder soll man sagen berüchtigten – württembergischen Herzog Carl Eugen hält (Tagebuch, Ludwigsburg 29. August): *Das große Operntheater ist ein merkwürdiges Gebäude, aus Holz und leichten Brettern zusammengeschlagen, Zeuge vom Geiste des Erbauers, der viel und hohe Gäste würdig und bequem unterhalten wollte.* An Schiller schreibt er am 31. August aus Stuttgart: *Besonders traurig für die Baukunst war die Betrachtung: was Herzog Karl, bei seinem Streben nach einer gewissen Größe, hätte hinstellen können, wenn ihm der wahre Sinn dieser Kunst aufgegangen und er so glücklich gewesen wäre, tüchtige*

Künstler zu seinen Anlagen zu finden. Allein, man sieht wohl, er hatte nur eine gewisse vornehme Prachtrichtung, ohne Geschmack. Carl Eugen ist für Goethe ein typischer Vertreter der überlebten absolutistischen Tradition, einer, wie er es in anderem Zusammenhang formulierte, *aristokratischen Anarchie, einer Art Mittelalter, das einer höheren Kultur vorausging.* Man kann deshalb gespannt sein, was Goethe zum Schloß Hohenheim, dem letzten großen Schloßbauprojekt des Herzogs Carl Eugen, zu sagen hat. *Ich bin gegenwärtig voll Verlangen, Hohenheim zu sehen,* schreibt er am 31. August an Schiller.

Am 1. September besucht Goethe dann endlich in Begleitung von Professor Heinrich Dannecker Schloß und Garten in Hohenheim. Aus seinem sehr ausführlichen Tagebucheintrag zu diesem ganztägigen Besuch in Hohenheim hier nun einige wichtige Passagen: *Hohenheim selbst, der Garten sowohl als das Schloß, ist eine merkwürdige Erscheinung. Der ganze Garten ist mit Gebäuden übersät, die mehr oder weniger teils einen engen, teils einen Repräsentationsgeist verraten. Die wenigsten von diesen Gebäuden sind auch nur*



für den kürzesten Aufenthalt angenehm oder brauchbar. (...) Bei diesen vielen kleinen Partien ist merkwürdig, daß fast keine darunter ist, die nicht ein jeder wohlhabende Partikulier ebensogut und besser haben könnte, nur machen viele kleine Dinge zusammen leider kein großes. (...) Das Schloß, das mit seinen Nebengebäuden ein ausgebreitetes Werk darstellt, gewährt den gleichgültigsten Anblick von der Welt. (...) Man kann beim äußeren Anblick der Gebäude sagen, daß sie in gar keinem Geschmack gebaut sind, indem sie nicht die geringste Empfindung weder der Neigung noch des Widerwillens im ganzen erregen; eher ist das völlig Charakterlose einer bloßen beinahe nur handwerksmäßigen Bauart auffallend. (...) In den Zimmern sind mitunter angenehme Verzierungen, die aber doch einen unsichern und umherschweifenden Geschmack verraten.

Soweit vorerst eine Auswahl der allgemeineren Urteile Goethes über Hohenheim. Dies ist wahrlich ein überaus schroffes Urteil; noch schlimmer für Hohenheim ist, daß es bis in die Neuzeit fast sämtliche Urteile über Hohenheim beeinflusst hat. Selbst in der grundlegenden und materialreichen Arbeit von Elisabeth Nau über Schloß und Garten Hohenheim zum Beispiel finden sich noch manchmal Urteile, die deutlich den Geist Goethes atmen. Im folgenden soll versucht werden, Goethes ablehnendes Urteil aus der historischen Situation und aus seinen persönlichen Lebensbedingungen zu erklären. Dadurch wird möglicherweise verständlich, warum Goethe zu diesem ablehnenden Urteil gelangt ist. Nicht verständlich wird bleiben, warum seine Epigonen, in eine ganz andere historische Situation gestellt, ebenso urteilen.

*Von den 60 Gebäuden zu Hohenheim
ist bei Goethes Besuch die Hälfte schon verfallen*

Gehen wir die Punkte der Goetheschen Kritik im einzelnen durch, zuerst die am Garten. Gemeint ist der «Englische Garten» oder das «Dörfle», wie Franziska von Hohenheim ihn zu nennen pflegte, heute der «Exotische Garten» der Universität Hohenheim. Dieser als englischer Naturpark angelegte, von 1772 bis 1792 mit verschiedenen Monumenten angereicherte Garten hatte sowohl wegen seiner botanischen Sammlung als auch wegen seiner Monumente schon zu Lebzeiten Carl Eugens internationalen Ruf erlangt.

Auf die damals schon bedeutende botanische Sammlung geht Goethe kaum ein, mehr auf die Ge-

samtanlage und insbesondere auf die Monumente: Die wenigsten Gebäude seien auch nur für den kürzesten Aufenthalt angenehm und brauchbar, sie seien alle feucht und ungenießbar. Nun, der Englische Garten in Hohenheim war seit 1772 in zwanzig Jahren schrittweise entstanden. Aus den erhaltenen Bauakten erfahren wir, daß aus Kostengründen eine Vielzahl der Gebäude billig, ja sogar geradezu unsolid erbaut wurde. Dies wird auch aus dem Umstand deutlich, daß fast alle Gebäude von Anfang an der ständigen Erneuerung bedurften. Nach Carl Eugens Tod 1793 wurde Hohenheim zwei Jahre lang überhaupt nicht gepflegt und dann weitere zwei Jahre unter Herzog Friedrich Eugen nur unzureichend. Ein Inventar von 1803 bemerkt zu dem Zustand der Gebäude im Englischen Garten zu Hohenheim: *Hier ist zu bemerken, daß der größte Theil dieser Bauten im Erdreich stehen, dabei alle Böden von der Faulheit angesteckt, die meisten aber ganz faul oder bereits ausgebrochen sind, nur wenige sind massiv und der Unterhaltung oder Herstellung würdig. Sämtliche Türen sind seit vier Jahren von der Unterhaltung negligirt, und nur im vorigen Jahr das notwendigste in den massiven Gebäuden repariert worden, indem sich die übrigen ganz zum Abbruch eignen möchten.* Dieser Bericht zählt zehn Jahre nach Carl Eugens Tod ohnehin nur noch die Hälfte der ehemaligen Gebäude im Englischen Garten auf. Wir müssen also in Betracht ziehen, daß, als Goethe den Hohenheimer Garten zu Gesicht bekam, ein Großteil schon verfallen oder im Verfall begriffen war. Kein Wunder also, daß diese Bauwerke ihm für den Aufenthalt weder «brauchbar» noch «angenehm» erschienen.

Doch neben dieser eher praktischen Kritik steht ja auch noch das Geschmacksurteil über den Englischen Garten in Hohenheim: Der ganze Garten ist mit kleineren und größeren Gebäuden übersät, teils einen engen, teils einen Repräsentationsgeist verratend. Tatsächlich überliefern die verschiedenen Quellen zum Englischen Garten in Hohenheim, daß ca. 60 größere Gebäude auf einer Gartenfläche von knapp 21 Hektar standen.

Einzelne Gebäude sollen herausgegriffen werden: zum Beispiel der Cybele-Tempel. In einem Beitrag von dem vorher schon erwähnten Gottlob Heinrich Rapp in dem von Cotta herausgegebenen *Taschenkalender für Natur- und Gartenfreunde* wird in den Jahrgängen 1795 bis 1799 der Garten in Hohenheim samt Cybele-Tempel folgendermaßen geschildert: *Fast von welcher Seite man diesen Tempel in der Ferne erblickt, sieht man nichts als eine große rote Steinmasse, von der man sich nicht viel mehr verspricht als den Schutt irgend eines mächtigen Gebäudes zu finden. (...)*

Der Cybele-Tempel, eines der repräsentativsten Gebäude des Englischen Gartens in Hohenheim, einmal von außen, einmal von innen. Gouachen von Viktor Heideloff.



Es ist jammerschade für das schöne Gebäude, daß seine Hallen und sein Vorbau so ganz zerfallen sind, und kaum noch der Einbau sich erhalten hat! (...) Wir treten unter die Türe und erstaunen, die höchstglänzende Partie des ganzen Gartens unter dieser wenig scheinbaren Einkleidung zu finden. Der Tempel ist noch nicht so weit verfallen, als wir glaubten; vielmehr ist er von innen so völlig, so prächtig erhalten, daß wir uns freuen, wenn die zerstörende Zeit ihre Kraft nur an dem Auswendigen geübt hat. So finden wir ein Beispiel des höchsten Kontrasts, der eine vollkommen angenehme Wirkung hat, weil er nicht wider die Wahrscheinlichkeit verstößt und unserer Empfindung einen schönen Schwung aufwärts gibt. Man wird gleichsam wie neu belebt, wenn man in den schönen, weißen und länglicht runden Saal tritt. (...) Dieser herrliche Saal wurde von dem Stifter Hohenheims zu einem Konzertsaal geweiht, und daran hatte er gewiß recht.

Carl Eugen: Antike liefert repräsentative Versatzstücke
Goethe: Altertum ästhetisches und sittliches Vorbild

Für Goethe dagegen mußte diese Kombination eine ausgemachte Geschmacklosigkeit sein. Dies zumal, da hier ein antikes Sujet aufgenommen und verfremdet wurde. Goethe und Carl Eugen waren ja beide Verehrer der Antike, doch wie sich auch hier zeigt, auf ganz verschiedene Weise. Carl Eugen war mehrmals nach Italien gereist und hatte sich dort, das zeigen seine Reiseaufzeichnungen, begeistert mit antiken Überresten beschäftigt. Ganz im Gegensatz zu seinen höfischen Zeitgenossen hatte er aber kein einziges antikes Stück aus Italien mitgebracht: keine Skulptur für die herzogliche Altertümersammlung, keine antiken Münzen etc. Sollte sich hier ein bei Carl Eugen bisher unbekannter Zug zur Sparsamkeit gezeigt haben? Wohl aber besaß der Herzog eine stattliche Sammlung von Stichen, die antike Altertümer zum Motiv hatten, so unter anderem einige der berühmten Stiche aus Giovanni Battista Piranesi *Vedute di Roma* und *Antichità Romane*. So ist das Monument *Drei Säulen des donnernden Jupiter* im Hohenheimer Englischen Garten mit einiger Sicherheit nach dem Piranesi-Stich *Überreste des Jupiter-Tempels auf dem römischen Forum* gebildet. Die Pyramide im Garten von Hohenheim ist eine verkleinerte Nachbildung der berühmten Caestiuspyramide an der porta ostiense in Rom. Insgesamt ein starkes Drittel der größeren Gebäude im Englischen Garten zu Hohenheim hatte irgend-

Die «Drei Säulen des donnernden Jupiter» und die verkleinerte römische Caestiuspyramide im Hohenheimer Englischen Garten.

eine Beziehung zur Antike, und die Bauakten zu diesem Garten zeigen, daß sie alle der höchstpersönlichen Fantasie Carl Eugens entsprangen. Doch diese Antikenbegeisterung des Herzogs, wie übrigens der höfischen Gesellschaft Ende des 18. Jahrhunderts in Europa insgesamt, war nur ein wahlloses Sammeln von antiken Attraktionen, die dann auch noch skrupellos den Bedürfnissen der Repräsentation angepaßt wurden. Es ging lediglich um den Anschein historischer Tiefe. Auf diese Weise wurde die Antike zum repräsentativen Versatzstück herabgewürdigt. In diesem Verständnis konnten die Überreste eines Cybele-Tempels ohne ästhetischen Widerspruch innen mit einem spätbarocken Konzertsaal ausgestattet sein.

Goethe waren die Probleme eines Landschaftsgartens nicht fremd, oblag doch ihm, als Mitglied der 1789 ins Leben gerufenen Weimarer Schloßbaukommission, die Gestaltung des Landschaftsgartens in Weimar. Doch dies sei gleich vorweggenommen, der Weimarer Garten war ein öffentlicher Garten, verfolgte also ganz andere gesellschaftspolitische Ziele als der für die höfische Gesellschaft abgeschlossene Englische Garten in Hohenheim. Die Arbeit an einem bürgerlich-öffentlichen Garten paßte auch gut zu Goethes persönlicher und politischer Entwicklung seit seiner Rückkehr von der Italienischen Reise im Jahre 1788: Die höfische Gesellschaft Weimars stieß ihn immer mehr ab, weshalb er die Beziehungen zu den alten Freunden abbrach; er trat von vielen seiner Staatsämter zurück, kümmerte sich intensiv nur noch um die Wissenschafts- und Kulturpolitik; fern vom künstlerischen Schaffen wandte er sich naturwissenschaftlichen Studien zu. Diese Distanz zum Hof verstärkte sich noch, als die Französische Revolution Europa erschütterte. Es wird auch während Goethes Stuttgarter Aufenthalt sehr deutlich, wie er den Kontakt zur bürgerlichen Elite sucht und sich dem Hof demonstrativ fernhält. Nicht ohne Stolz bemerkte Dannecker: *Unsere gelehrten Männer spitzten ihre Nase, da sie ihn (Goethe) nur mit einem Bildhauer (Dannecker) oder Kaufmann (Rapp) gehen sahen*. Dies ist deshalb hier erwähnenswert, weil Goethe zu dieser Zeit als Dichter und Politiker schon einen solchen Rang hatte, daß er ohne weiteres Zugang zu höfischen Kreisen hätte finden können. Er aber suchte den Hof nicht, sondern zeigte sich demonstrativ in bürgerlichen Kreisen. Dieses gestärkte bürgerliche Selbstbewußtsein nach der Französischen Revolution war auch die Grundlage für das seit 1794 gemeinsam mit Schiller formulierte klassisch-bürgerliche Bildungs- und Kunstideal: Schillers *Horen*, Goethes *Wilhelm Meister* und die von ihnen gemein-

sam herausgegebene Kampfzeitschrift, die *Xenien*, sind die Marksteine dieser Entwicklung.

Zwei Punkte sind für unseren Zusammenhang an dieser Entwicklung Goethes wichtig. Zum ersten sympathisierte Goethe, bei aller Distanz zur Jakobinerdiktatur, mit den ursprünglichen Zielen der Französischen Revolution. Noch 1797 ließ er den Richter in seinem Versepos *Hermann und Dorothea* sagen:

*Denn wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm
erhoben,*

*Daß ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen
geschlagen,*

*Als sich der erste Glanz der neuen Sonne heranhob,
Als man hörte vom Rechte des Menschen, das allen
gemein sei,*

*Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen
Gleichheit!*

*Damals hoffte jeder sich selbst zu leben; es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennutz in der Hand
hielt.*

Dieses Epos wurde übrigens in Stuttgart im Rappschen Hause von Goethe erstmals vorgestellt. Zum anderen war für Goethe – wie für die gesamte geistige bürgerliche Elite in Deutschland Ende des 18. Jahrhunderts – die Antike das ästhetisch-sittliche Vorbild, gewissermaßen die Grundlage zur Formulierung einer selbstbewußten, freiheitlich orientierten, ästhetischen und gesellschaftspolitischen Position. Für Goethe mußte die höfische Verfremdung der Antike im Englischen Garten von Hohenheim deshalb nicht nur eine Beleidigung der von ihm so verehrten Antike, sondern insbesondere eine Beleidigung der eben erst kämpferisch formulierten bürgerlichen ästhetisch-politischen Position sein. Es kann deshalb kaum verwundern, wenn er die Schöpfungen Carl Eugens im Englischen Garten in Hohenheim als Beispiele eines engen Repräsentationsgeistes abtut. Dies ist ein politisch und kunstkritisch motiviertes Urteil.

*Schloß Hohenheim ist «in gar keinem Geschmack gebaut»
und «gewährt den gleichgültigsten Anblick der Welt»*

Folgen wir weiter der Kritik Goethes am Schloß in Hohenheim: *Das Schloß selbst, das mit seinen Nebengebäuden ein ausgebreitetes Werk darstellt, gewährt den gleichgültigsten Anblick von der Welt, so wie sämtliche Gebäude ganz weiß angestrichen sind. Man kann beim äußeren Anblick der Gebäude sagen, daß sie in gar keinem Geschmack gebaut sind, indem sie nicht die geringste Empfindung weder der Neigung noch des Widerwillens im ganzen erregen; eher ist das völlig Charakterlose*

einer bloßen beinahe nur handwerksmäßigen Bauart auffallend. Bei diesem Urteil ist besonders darauf hinzuweisen, daß «Geschmack» bei Goethe immer ein *begründetes Kunsturteil im vorher beschriebenen bürgerlichen Sinne* bedeutet. Wenn er dem Schloß also vorwirft, nach gar keinem Geschmack erbaut zu sein, so heißt das nicht, daß er die Architektur glatt ablehnt, sondern eher, daß er mit dieser Architektur nichts anfangen kann – sie erregt bei ihm nicht die geringste Empfindung!

Als konkrete Kritikpunkte erwähnt er nur: *Der Haupteingang ist zu breit gegen seine Höhe, wie überhaupt das ganze Stock zu niedrig ist.* Es wird sich lohnen, die südliche, die Gartenseite des Schlosses, die Goethe hier meint, stilgeschichtlich zu analysieren. Blickfang der Fassade ist der dreigeschossige fünfachsige Mittelrisalit, von einer Kuppel bekrönt, der raffinerterweise nicht aus der Bauflucht heraustritt. Alle Fenster und Türen in den drei Geschossen dieses Risalits werden eingerahmt und verspannt durch hochrechteckige Blendfelder, wie der Risalit selbst von den Seitenteilen durch Ecklisenen abgetrennt, die diesen Gebäudeteil satt einschließen. Die Geschosse sind jeweils durch ein breites plastisches Gurtgesims getrennt, was der Front zusammen mit dem hart vorspringenden Traufgesims auch eine deutliche horizontale Gliederung verleiht. Insgesamt erkennt man beim Mittelrisalit ein geschlossenes orthogonales Gliederungssystem – ein typisches Kennzeichen für den aus Frankreich beeinflussten süddeutschen Frühklassizismus. Vor den drei mittleren Achsen des Risalits springt ein breiter und sehr tiefer Portikus im Säulenarchitravsystem vor. Dieser von aufwendigen Säulenviergruppen getragene Portikusbalkon wird über dem Gebälk durch eine Ballustrade mit auffallend dünnen Ballustern abgeschlossen. Die monumentale Wucht des Portikus, zusammen mit der kugelsegmentförmigen Kuppel, deutet schon ein Überschreiten der fein strukturierten Frühklassik an. Noch deutlicher wird dies bei den Seitenteilen des Hohenheimer Schlosses: Bei beibehaltener Horizontalgliederung fällt die Vertikalgliederung bei den Fenstern fast vollständig weg. Die Fensteröffnungen scheinen orientierungslos in der Wandfläche zu schwimmen. Auch in der Fensterform wird kein einheitliches System mehr deutlich: Querrechteckige Kellerfenster im schmalen Sockelstreifen, stichbogig abgeschlossene Hochrechteckfenster im Erdgeschoß und schließlich die rundbogig abschließenden Fenster in der Beletage – dies alles paßt nicht mehr in das Gliederungssystem der Frühklassik. Zu allem Überfluß sind nun auch noch deutliche Reminiszenzen an die Barocktradition zu er-



Schloß Hohenheim, der letzte Bau, den Herzog Carl Eugen von Württemberg zu errichten befahl, von der Südseite. Goethe hatte an dem Baustil einiges auszusetzen.

kennen: Neben der eindeutig barocken Gesamtanlage des Schloßkomplexes mit den Höfen und seinen Nebengebäuden wären da insbesondere die Stichbogenfenster im Erdgeschoß und die korbartig gedrückte Mitteleinfahrt zu nennen.

Es wurden hier nur einige signifikante stilistische Merkmale der Hohenheimer Schloßfassade herausgegriffen. Dennoch ist deutlich geworden, daß tatsächlich eine stilistische Unsicherheit in der Gestaltung der Fassade herrscht. Goethes «Geschmack» kann nun als am Frühklassizismus und Palladianismus orientiert charakterisiert werden, denn er bemerkt kurz später zum Inneren des Schlosses: *Die Treppen sind gut angelegt.* Da er im nächsten Satz die Stufen selbst wieder kritisiert, kann er damit nur das Treppenhaus gemeint haben. Dieses trägt aber, genauso wie das untere Vestibül, stark frühklassizistische Züge. Das untere Vestibulum mit seiner nüchternen und strengen Raumgestaltung erinnert doch sehr stark an Friedrich Weinbrenners römische Entwürfe. Die einfache, zum Gegensinn sich wendende Treppe hat ein Treppenhaus mit flächiger, konsequent orthogonal verspannter

Wandgliederung. Selbst die auftretenden Rundbogenelemente sind durch hochrechteckige Feldgliederung und die Zwickelfelder konsequent in das durch das umlaufende Kranzgesims gegebene Orthogonalsystem verspannt. Dies und die Ornamentik, die Trophäen in den Hochrechteckfeldern und die Blumenkörbe in den Zwickelfeldern, gelten als klar frühklassizistisch. Dieses einmal fast konsequent frühklassizistisch ausgeführte Treppenhaus ist fast das einzige, was Goethe in Hohenheim gefällt – dies offenbart andererseits seinen «Geschmack».

Ist die Ablehnung des Hohenheimer Schlosses also wieder nur ein ästhetisches Urteil bei Goethe? Sicherlich, denn auch die Dekoration der Beletage ist für ihn vorwiegend schlecht: *Die Stukkaturarbeit ist meistens höchst schlecht. (...) Ein Hauptfehler der alten Deckendekorationen ist, daß sie gleichsam für sich allein stehen und mit dem Untern nicht rein korrespondieren, weil alles so hastig und zufällig gearbeitet worden, das nun bei Thouret und Isopi nicht mehr vorkommen kann. (...) Da ein Teil des Schlosses noch nicht ausgebaut ist, läßt sich hoffen, daß (durch sie) (...) die Dekoration sehr*

gewinnen werde. Nur die zur Zeit seines Besuchs in Hohenheim von Isopi und Thouret durchgeführten Arbeiten im Westflügel des Schlosses läßt Goethe gelten. Von diesen beiden typischen Vertretern des schwäbischen Klassizismus ist Goethe so begeistert, daß er in seinem Tagebuch am 2. September 1797 vermerkt: *Ich werde nach (...) der Zeichnung, die ich in Hohenheim von ihm (gemeint ist Thouret) gesehen, raten, daß man bei der Dekorierung unseres Schlosses (gemeint ist das Neue Schloß in Weimar) sein Gutachten einhole.*

Schiller: Hohenheim «eine ländliche Kolonie, die sich unter den Ruinen einer römischen Stadt niederließ»

Um schließlich zu zeigen, wie starr Goethes Urteil im Grunde ist, soll ein anderer großer Klassizist, Friedrich Schiller, zu Wort kommen. In einer Rezension zum Cottaschen Gartenkalender bemerkt er abschließend über den Hohenheimer Englischen Garten: *Es wird (...) nicht weniger überraschen, in einer Komposition, die man so sehr geneigt war, für das Werk der Willkür zu halten, eine Idee herrschen zu se-*



Das Treppenhaus im Hohenheimer Schloß, einem Bau an der Schnittstelle von Barock und Frühklassizismus.



hen. Die meisten Reisenden, denen die Gunst widerfahren ist, die Anlage zu Hohenheim zu besichtigen, haben darin, nicht ohne große Befremdung, römische Grabmäler, Tempel, verfallene Mauern u. dgl. mit Schweizerhütten und lachende Blumenbeete mit schwarzen Gefängnismauern abwechseln gesehen. Sie haben die Einbildungskraft nicht begreifen können, die sich erlauben durfte, so disparate Dinge in ein Ganzes zu verknüpfen. Die Vorstellung, daß wir eine ländliche Kolonie vor uns haben, die sich unter den Ruinen einer römischen Stadt niederließ, hebt auf einmal diesen Widerspruch und bringt eine geistvolle Einheit in diese Komposition. Ländliche Simplizität und versunkene städtische Herrlichkeit, die zwei äußersten Zustände der Gesellschaft, grenzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wunderbar schön in dem Gefühl des siegenden Lebens. Akzeptiert man dies als Grundaussage des Englischen Gartens in Hohenheim, und Schiller hatte nun wirklich keinen Grund, dem Herzog Carl Eugen sogar noch nach dessen Tod schön zu reden, so erhält der Garten einen neuen Gehalt: Ein durch die großen politischen Vorgänge stark verunsicherter Territorialfürst zieht sich am Ende seines Lebens auf eine scheinbar aufgeklärte land- und naturverbundene Position zurück.

Ich meine, die Wirkungen der politischen Vorgänge in der Spätzeit Carl Eugens sollten bei der Beurteilung Hohenheims nicht unterschätzt werden. Seit 1770 hatte der Herzog in der Auseinandersetzung mit der Opposition der württembergischen Landstände einige schwere politische Niederlagen einstecken müssen. Und spätestens seit 1789 mußte

ihm die Endlichkeit des absolutistischen Regimes aufgegangen sein. Ja, er hatte sogar persönlich das revolutionäre Frankreich aufgesucht, was damals nicht eben viele Adelige wagten. In seinem Tagebuch beschrieb er dann auch erschüttert, wie z. B. am 18. April 1791 eine tobende Volksmenge bei den Tuileries in Paris das französische Königspaar Ludwig XVI. und Marie Antoinette an der Fahrt nach St. Cloud hinderte, sie zwang, auszusteigen und zu Fuß ins Schloß zurückzukehren. Auch ein La Fayette mit der bereitstehenden Nationalgarde hatte dem Königspaar diese Demütigung nicht ersparen können. Es soll nicht behauptet werden, diese Erlebnisse hätten Carl Eugen grundsätzlich gewandelt – er blieb im Grunde der Despot, der er von Anfang seiner Herrschaft an war. Doch sie dürften ihn in nicht geringem Maße verunsichert haben. Für eine Zurücknahme im persönlichen Lebensstil, für eine Umorientierung auf aufklärerische Positionen, dafür steht allerdings der Hohenheimer Lebensabschnitt Carl Eugens. Bezeichnend hierfür scheint mir ein Gedicht von ihm zu sein, das er in einer Inschrift an dem Monument «Grab des Eremiten» im früh entstandenen Südteil des Englischen Gartens anbringen ließ:

Freund!
Ich genoß die Welt,
Genoß sie in ihrer ganzen Fülle,
Ihre Reize rissen mich dahin,
Blindlings folgt' ich dem Strome.
Gott, welcher Anblick,
Als mir die Augen aufgingen!

*Tage, Jahre flossen dahin
 Und des Guten war nicht gedacht.
 Heuchelei, Falschheit
 Vergötterten die niedrigsten Handlungen,
 Und der Schleier, der die Wahrheit bedeckte,
 War wie ein dicker Nebel,
 Den die stärksten Strahlen der wohlthätigen Sonne
 nicht unterdrücken konnten.
 Was blieb mir übrig?
 Ach, Freund, dieser Stein bedecke mein Grab
 Und damit alles Vergangene!
 Herr: Wache Du vor meine Zukunft!*

Diese persönliche und politische Verunsicherung des Herzogs korrespondiert nun mit der bemerkten Unsicherheit in der Wahl der Ausdrucksformen und des Stils in der Hohenheimer Schloßanlage. Daß Hohenheim nicht zum ästhetisch Anspruchsvollsten gehört, was Württemberg zu bieten hat, ist klar. Daß jedoch die ästhetische Unsicherheit im Zusammenhang mit den elementaren Erschütterungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu sehen ist, dies ist dem Historiker Schiller klargeworden – der landesfremde Klassiker Goethe hatte diesen Aspekt völlig ausgeblendet.

QUELLEN- UND LITERATURAUSWAHL

Bach, M.: Zur Baugeschichte von Hohenheim. In: Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens der kgl. Altertümersammlung in Stuttgart 1912, 1913
 Boelcke, W. A.: Hohenheim 1818–1968. Hrsg.: G. Franz, 1968

Buttlar, A. v.: Der Landschaftsgarten. 1989
 Dietrich, H.: Hohenheim – das Ende einer Epoche. In: Baden-Württemberg, Südwestdeutsche Monatsschrift für Kultur, Wirtschaft und Reisen. 9 (1965)
 Fischer, H. H.: Hohenheim – Einst und Jetzt. 1954
 Franz, G.: Hohenheim – Geschichte und Gegenwart. 1979
 Tagebuch der Gräfin Franziska von Hohenheim, späteren Herzogin von Württemberg. Hrsg.: A. Osterberg, 1913
 Freyberg, P.: 200 Jahre Englischer Garten. 1989
 Goethe, J. W. v.: Tagebuch der «Reise in die Schweiz». In: Werke, o. J. (Weimarer Ausgabe), 3. Abt. Bd. 2
 Heideloff, V.: Ansichten des Herzoglich-Württembergischen Landsitzes in Hohenheim nach der Natur gezeichnet von V. Heideloff und durch kurze Beschreibungen erläutert. Nürnberg 1795
 Heideloff, V.: Merkwürdigste Innere Ansichten der Gebäude und Gartenpartien in Hohenheim. o. J.
 Klaiber, H. A.: Das englische «Dörfle» in Hohenheim. In: Schwäbische Heimat 1959/6
 Merten, K.: Das Haus Württemberg und seine Schlösser und Gärten. In: 900 Jahre Haus Württemberg. Hrsg.: R. Uhland, 1984
 Nau, E.: Schloß Hohenheim. 1943
 Nau, E.: Hohenheim, Schloß und Gärten. 1967
 Neuhäuser, E. (Hrsg.): Goethe reist durchs Schwabenland. Aus Goethes Tagebüchern und Briefen. 1941
 Rapp, G. H.: Beschreibung des Gartens in Hohenheim. Taschenbuch für Natur- und Gartenfreunde. Hrsg.: Cotta, Tübingen 1795–99
 Schefold, M.: Der Englische Garten in Hohenheim. In: Schwaben-Monatshefte. 1939
 Schiller, Fr.: Über den Gartenkalender auf das Jahr 1795. In: Werke, Bd. 22, Weimar 1958
 Schumann, H.: Hohenheim. Bilder und Gestalten. 1981
 Storz, G.: Herzog Carl Eugen. In: 900 Jahre Haus Württemberg. Hrsg.: R. Uhland, 1984
 Walter, J.: Carl Eugen v. Württemberg. Ein Herzog und seine Untertanen. 1987
 Wörner, H. J.: Architektur des Frühklassizismus in Süddeutschland. 1979
 Zeller, B.: Herzog Carl Eugen als Bauherr und Erzieher. In: Dokumentation der Festveranstaltung zum 200jährigen Jubiläum der Grundsteinlegung. (Hohenheim) 1958



Südseite des Schlosses Hohenheim, in idealisierter Weise gemalt von Viktor Heideloff.

Man müßte bis zum Ende seines Lebens in Kirchheim wohnen. Diese Worte – 1942 von Hans Bethge im zerbombten Berlin an seinen Kirchheimer Freund E. Geiser geschrieben – machen zusammen mit anderen Äußerungen des Dichters deutlich, daß die ehemalige Oberamtsstadt Kirchheim noch in der Mitte unseres Jahrhunderts eine relativ ruhige und beschauliche Provinzstadt war, in der es sich recht gut leben ließ.

Heute ist Kirchheim eine unruhige, verkehrsbelastete Stadt am Rande des Verdichtungsraumes Mittlerer Neckar, die nur noch in wenigen Teilen etwas von dem Geist und der Ruhe früherer Zeiten bewahrt hat. Eine dieser Stellen ist der Alte Friedhof, unmittelbar am Nordrand des historischen Innenstadtbereiches gelegen. 1559 erstmals erwähnt als *Gotzacker jenseits der Lindachbrücke*, wurde er bis heute durchgehend als Begräbnisstätte genutzt. Der älteste Teil liegt beim Haupteingang neben der neugotischen Friedhofskapelle hinter efeubewachsenen Natursteinmauern, deren Kronenbereich mit Kalktuffquadern abgerundet wurde.

Ein Rundgang durch den Alten Friedhof ist zu jeder Jahreszeit schön und lohnend. Zu einem besonderen Erlebnis wird er aber im späten Frühjahr: Die Blumen der frisch bepflanzten Gräber, die zwischen den dunklen Thuja- und Eibenhecken hervorleuchten, die langen Birkenzweige, welche die alten Grabsteine umspielen, und das Konzert zahlreicher

Singvogelarten, die hier einen einzigartigen Lebensraum finden, vermitteln dem Besucher das Gefühl einer Harmonie von Wachsen und Vergehen, wie es eigentlich nur in solchen seit alters her genutzten und behutsam gepflegten Friedhöfen erlebt werden kann.

Die Provinzstadt Kirchheim als beliebter Altersruhesitz

Doch nicht nur der Ästhetik wegen lohnt sich ein Spaziergang über den Alten Friedhof. Der aufmerksame Besucher findet immer wieder Grabmäler, auf denen Namen und Daten Verbindungen aufzeigen, die weit über die Provinzstadt Kirchheim hinausreichen. Sie machen aber auch deutlich, daß nicht nur Hans Bethge, dessen Wunsch übrigens in Erfüllung ging und der hier begraben liegt, sondern auch zahlreiche andere Persönlichkeiten sich offensichtlich Kirchheim als Altersruhesitz ausgesucht haben: Offiziere, Adelige, höhere geistliche und weltliche Würdenträger, Ärzte und Wissenschaftler. Gerade beim Begehen dieser alten Friedhöfe gilt jedoch in besonderem Maße, was bereits Theodor Fontane so formulierte: *Man sieht nur das, was man weiß.* Deshalb entstand 1991 auf Anregung des Schwäbischen Heimatbundes, Ortsgruppe Kirchheim/Teck, und unter reger Mithilfe der Bevölkerung eine Bestandsaufnahme der kultur- und gesellschaftshistorisch wichtigsten Denkmäler des Al-



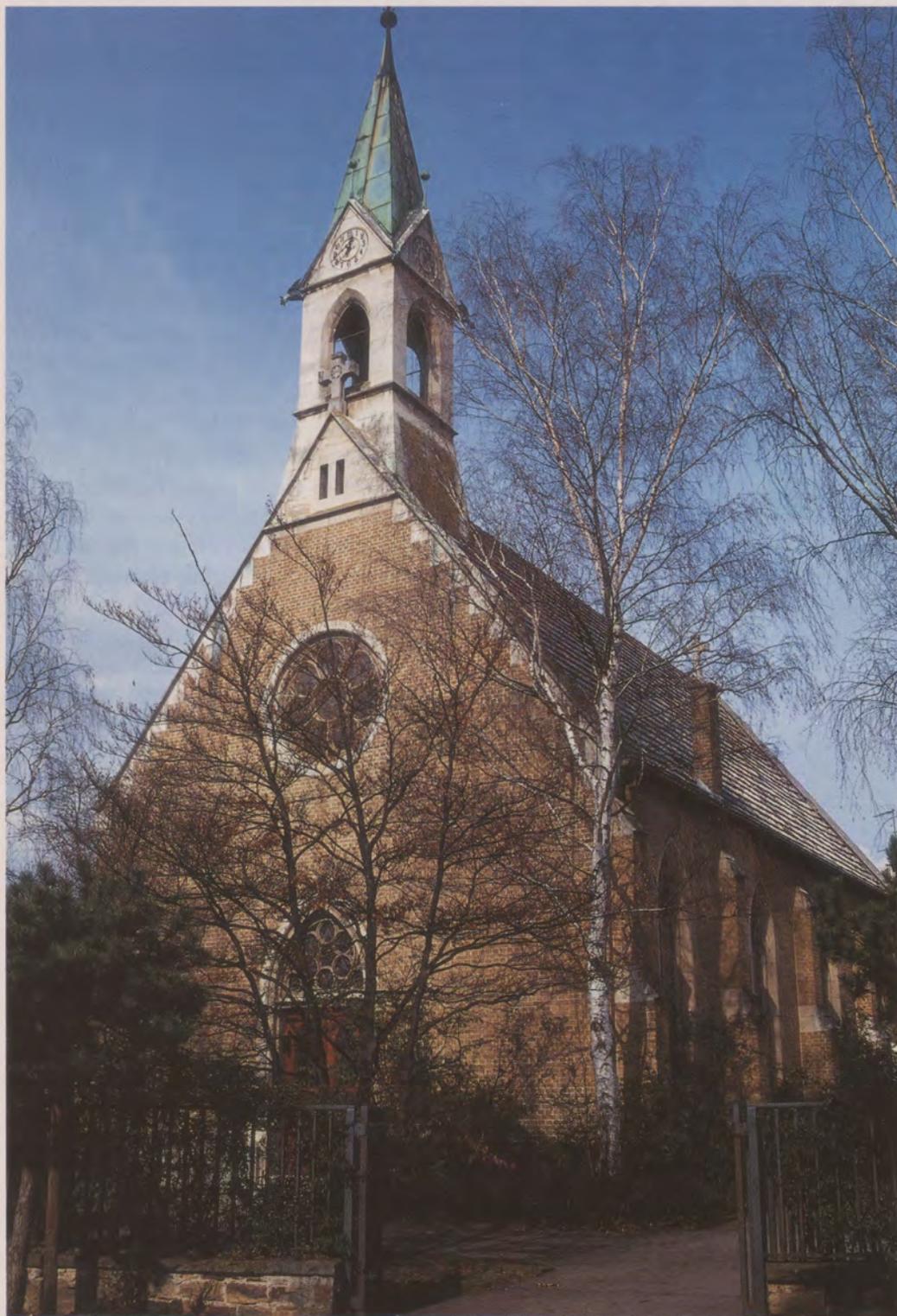
Letzte Ruhestätte des Dichters Hans Bethge auf dem Kirchheimer Alten Friedhof.

ten Friedhofs. Das Ergebnis wurde in einem Friedhofsführer der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die nachfolgende Auswahl berücksichtigt vor allem diejenigen Objekte, die nicht nur von lokalgeschichtlicher Bedeutung sind.

Gleich rechts hinter dem Haupteingang, versteckt unter Büschen, befindet sich einer der interessantesten Grabsteine des Alten Friedhofs in Kirchheim/Teck. Die Inschrift ist noch relativ gut erhal-

ten und lautet auf der Vorderseite: *Hier ruht sanft Friedrich Wilhelm von Völter, Major im Königlichen Ehreninvalidenkorps, Ritter des Württembergischen Militärverdienstordens und der Ehrenlegion, geboren 5. September 1786. Der Rest ist unleserlich, Todesdatum wohl 8. Dezember 1861.*

Die Lebensdaten des Majors Völter umschließen eine der ereignisreichsten Epochen der württembergischen, aber auch der europäischen Geschichte.



Eingangsbereich mit der 1888 gestifteten und 1904 eingeweihten Friedhofskapelle. Der Stifter war Jakob Friedrich Schöllkopf; er war 1841 in die USA ausgewandert und durch den Bau des ersten erfolgreich arbeitenden Wasserkraftwerks an den Niagarafällen wohlhabend geworden.

Daß sie nicht nur passiv erlebt, sondern aktiv mitgestaltet wurde, läßt sich auf der Rückseite des Grabsteins ablesen: *Feldzüge 1809 gegen Österreich, 1812 gegen Rußland, 1813 nach Sachsen und Schlesien, 1813/14 gegen Frankreich. Furchtlos und treu hast Du gekämpft und gelebt. Auch vom Grabe getrennt, Dein Geist uns immer umschwebt. Gewidmet von den 3 Söhnen.*

Völter hat also auf wechselnden Fronten bei allen Feldzügen mitgekämpft, in die damals Württemberg mit und gegen Napoleon verwickelt war. Die von ihm überlieferten Aufzeichnungen erlauben eine eindrucksvolle Ergänzung der Daten auf seinem Grabstein. So hat er unter anderem den Rückzug der «Großen Armee» Napoleons und die Katastrophe beim Übergang über die Beresina 1812 in einem erschütternden Bericht festgehalten. Als Überlebender dieses Feldzugs erhielt er vom württembergischen König den vorhin erwähnten Militärverdienstorden mit dem Adelstitel und von Napoleon das Kreuz der französischen Ehrenlegion. 1813, in der Völkerschlacht bei Leipzig, war Völter einer der württembergischen Offiziere, die zusammen mit ihrer Brigade am 18. Oktober mit einem weißen Taschentuch an der Spitze des Degens eigenmächtig zu den Preußen übergelaufen waren und sich für neutral erklärt hatten. Damit trugen sie entscheidend zur Niederlage Napoleons bei.

Nach dem Eintritt Württembergs in die antifranzösische Koalition kämpfte Völter in den siegreichen Feldzügen 1813/1814 nun gegen seinen einstigen Feldherrn. In der anschließenden kurzen Friedenszeit war er Kommandant einer Kavallerieschwadron in der neuen Garnisonsstadt Kirchheim. Hier lernte Völter seine spätere Frau kennen. 1815 wurde er im Elsaß bei einem Reitergefecht mit den Truppen des nach Frankreich zurückgekehrten Napoleon schwer verwundet und mußte den Militärdienst quittieren. Ein Jahr später heiratete er und widmete sich fortan den umfangreichen Ländereien, die seine Frau mit in die Ehe gebracht hatte.

Adelsgräber seit der Renaissance

Nur wenige Meter von Völter entfernt befindet sich an der Westmauer der Friedhofsumfassung eine Reihe von stattlichen Adelsgräbern vom 17. bis 19. Jahrhundert. Das älteste, ein schönes Renaissance-Grabmal, ist die Ruhestätte von *Johann David von Lomersheim gewessner Fürst und Burgvogt zu Kirchheim under Teck*, gestorben 1621.

Weiter rechts, auf dem übernächsten Grab, steht der barock gestaltete Stein des Christoph Otto von Grünenwald (1642–1721). Noch heute spürt man bei



«Hier ruht sanft Friedrich Wilhelm v. Völter, Major im Königlich Invalidenkorps, (...) geboren 5. September 1786.»

den reizvollen Wortspielereien, die in der Grabschrift mit dem Familiennamen des Verstorbenen und seinem Beruf als Jäger und (trinkfestem?) Forstmeister kokettieren, die lebensfrohe Frömmigkeit der damaligen Zeit:

PSALM XLII, V. (2 f.)
 WIE DER HIRSCH SCHREYET NACH FRISCHEM WASSER
 SO SCHREYET MEINE SEELE GOTT ZV DIR /
 MEINE SEELE DÜRSTET
 NACH GOTT NACH DEM LEBENDIGEN GOTT ...
 DER WEILAND REICHSFREY
 HOCHWOLGEBOHRENE HERR
 HERR CHRISTOPH OTTO VON GRÜNENWALD
 HERR AVF GOLDENBECK VND AFFELN IN LIFFLAND
 IN DEM HERZOGTVM ESTEN GELEGEN / VILIÄHRIG
 TREV GEDIENTER CAMERIVNCKER VND VORSTMEISTER
 BEY DEM HOCHFYSTLICHEN HAVS WÜRTEMB. ...
 ICH GRYNTE VIELE IAHR / DOCH MVST ICH LETZT VER
 DERBEN DEM LEIBE NACH / DV WEIST NICHT WANN
 AVCH DV MVST STERBEN / DRVMB GRYNE BEY
 VND BRING VIL FRYCHTEN IN GEDVLD /
 SO WIRST AVCH MIT MIR
 GENIESSEN GOTTES HVLT ...



Klassizistischer Grabstein mit einer Palme als «sprechendem Wappen»: gesetzt für Christian Heinrich von Palm (1736–1819), Privatier in Kirchheim unter Teck.



Eines der ältesten Erinnerungszeichen auf dem Alten Friedhof in Kirchheim stammt aus der Barockzeit. Es ist Christoph Otto von Grünenzwald (1642–1721) gewidmet, der aus dem Baltikum stammte und als Forstmeister in herzoglich württembergische Dienste trat. Sein Grabstein ist als Ahnenprobe, als Beweis adeliger Herkunft, gestaltet.

Was hat wohl den baltischen Ritter Christoph Otto von Grünenzwald veranlaßt, seine heimatlichen Güter zu verlassen? Dem württembergischen Dienerbuch ist nur zu entnehmen, daß er im Alter von 30 Jahren in württembergische Dienste trat. Den Forstmeistern in Kirchheim oblag damals die verantwortungsvolle Aufgabe, nicht nur den Wald zu betreuen, sondern auch die aufwendigen herzoglichen Hirschjagden im Kirchheimer Talwald zu organisieren. Der «Kirchheimer Forst» galt als eines der wildreichsten Gebiete im Herzogtum. Links neben dem Grab Grünenzwald steht ein klassizistischer Grabstein mit einem «sprechenden

Wappen» in der Mitte, einer Palme. Die Inschrift lautet: *Christian Heinrich von Palm (1736–1819) ... Privatier in Kirchheim.* Dieser Herr von Palm gehörte zu einer berühmten schwäbischen Familie, deren sozialer Aufstieg durch die Forschung bestens dokumentiert ist: 1631 erwarb Heinrich Palm, Sohn eines Schorndorfer Stadtschreibers, das Bürgerrecht in Esslingen. Wie die Fugger in Augsburg, so wurde auch die Familie Palm rasch vermögend, siehe Palmscher Bau in Esslingen, und schließlich adlig. 1796 übergab der in Kirchheim bestattete Christian Heinrich von Palm das seit 1744 in Familienbesitz befindliche Schloß Steinbach in Wernau

seinem nächsten Anverwandten, Karl von Palm, und lebte von 1811 an bis zu seinem Tode im heutigen «Vogthaus» in Kirchheim. Da er unverheiratet und kinderlos war, vermachte er einen großen Teil seines Vermögens einer Stiftung für die Ausbildung mittelloser Knaben in Kirchheim/Teck.

Könnte dieser Herr von Palm das literarische Vorbild zu der Figur des «geheimnisvollen Freiherrn» geliefert haben, den Otilie Wildermuth in ihrem Buch *Die Alten Häuser von Kirchheim* als Philanthrop, komischen Kauz und Weiberfeind im Vogthaus beschrieben hat? Oder handelt es sich bei jenem Freiherrn um den im übernächsten Grab rechts unter einer horizontalen Grabplatte bestatteten August Wilhelm von Troyff (1735–1810), Schwager der Franziska von Hohenheim, der bis zu seinem Tod ebenfalls im Vogthaus lebte?

«Prälat» und «Päpstlicher Ehrenkämmerer» – Geistliche beider Konfessionen

Nicht ohne Grund wird das 19. und frühe 20. Jahrhundert als das «bürgerliche Zeitalter» bezeichnet. Wie vordem für den Dienst- und Beamtenadel scheint auch für die neue Oberschicht die Stadt Kirchheim als Wohn-, Alters- und Ruhesitz von überdurchschnittlicher Attraktivität gewesen zu sein.

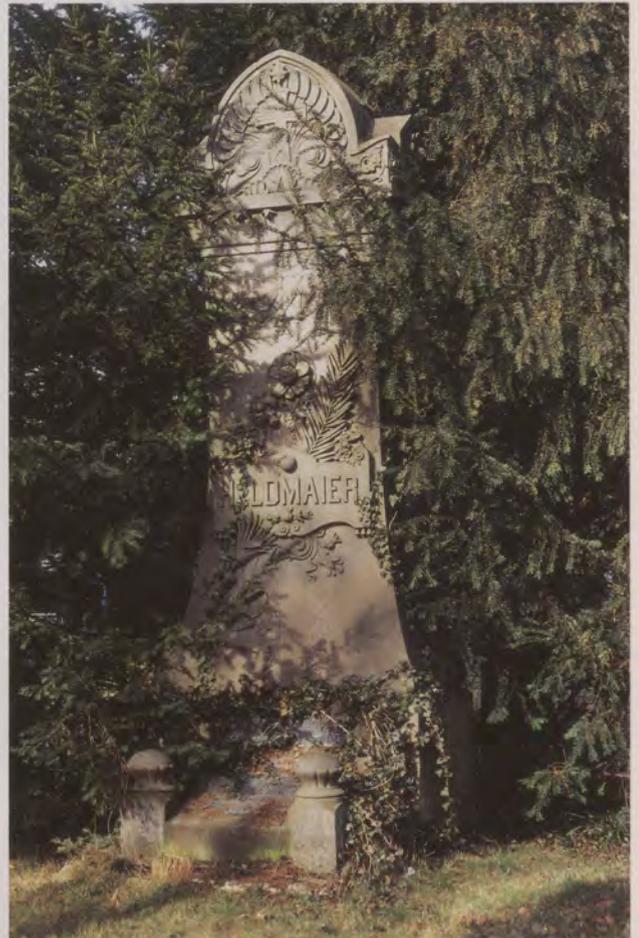
Ohne fremde Hilfe wird ein auswärtiger Besucher kaum das schlichte Ehrengrab von Gustav Pezold (1850–1931) finden. Pezold war seit 1910 Dekan in Kirchheim und seit 1913 Vorstand des württembergischen evangelischen Kirchengesangsvereins. In der Festschrift zu dessen 50jährigem Bestehen 1927 ist über ihn zu lesen: *Im Zusammenhang mit liturgischen Studien wurde ihm die Bedeutung des Kirchengesangs für (die) ev. Gottesdienste immer klarer. (Ihm) erschien das Zusammenwirken der Landesvereine auch als Einheitsband des deutschen Protestantismus und als Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls von Nord und Süd im deutschen Vaterland als eine Sache von großer Bedeutung. Altbekannt sind sein vielgesungenes, tiefempfundenes «Grab in Flandern». Die Vertonung des Zinzendorfschen Liedes «Wir woll'n uns gerne wagen» ist auch eine Lieblingsweise der gesamten deutschen christlichen Jugendbewegung geworden.*

Auch der Tübinger Prälat Karl Christian Theodor von Hermann (1850–1926), der Herausgeber des Württembergischen Bibellexikons, wählte sich Kirchheim als Altersruhesitz. Für seine Verdienste um das Land Württemberg war er vom König in den Dienstadelsstand erhoben worden. Sein Grab liegt wenige Meter östlich von dem Pezolds. – Nahe bei der Leichenhalle im Zentrum des Friedhofs be-

findet sich das Familiengrab Thumm – Volz – Schönleber. Angehörige dieser Familien wirkten vor dem Ersten Weltkrieg im Rahmen der Basler Mission erfolgreich als Missionare in Indien und Zentralafrika.

An der Ostmauer der Friedhofsumfassung erinnert ein segnender Christus, eine Terrakotta-Plastik des Münchener Bildhauers Karl Richter, an Monsignore Guido Haßl, 1869–1945, Päpstlicher Ehrenkämmerer. Der katholische Priester war Pfarrer in zahlreichen Orten Süddeutschlands gewesen, bevor er sich in Kirchheim, mitten im protestantischen Altwürttemberg, zur Ruhe setzte. Seine Hauptverdienste erwarb er sich als Autor zahlreicher geistlicher und weltlicher Abhandlungen und Erzählungen; als württembergischer «Volksschriftsteller» wurde er früher mit seinem badischen Gegenstück Heinrich Hansjakob verglichen.

Nur mit Mühe wird selbst ein Einheimischer in dem schon abgeräumten Grabfeld 2 den Stein von August Hinderer (1877–1945) entdecken. Er war Direktor des von ihm ins Leben gerufenen «Evangelischen Presseverbandes für Deutschland», seit 1927 auch Honorarprofessor an der Universität Berlin.



Friederike Heldmaier (1820–1898) erhielt diesen wuchtigen Grabstein in den Formen des Jugendstils.

Während der NS-Zeit wurde Hinderer zeitweilig seines Amtes enthoben und in einem Gestapogefängnis inhaftiert. Nachdem 1941 alle christlichen Zeitschriften in Deutschland verboten worden waren, gab Hinderer seine Stellung in Berlin auf und siedelte nach Kirchheim über, wo er dann vier Jahre später starb. Hinderer war in seiner Jugend ein Mitschüler von Hermann Hesse im Schülerse-

minar Maulbronn. In Hesses Roman *Unterm Rad* taucht er als «Hindinger» und «Hindu» auf. Hesse war aber auch befreundet mit der Familie des Rektors Schönig (1847–1937), dessen Grab sich ebenfalls auf dem Alten Friedhof in Kirchheim befindet. Rektor Schönigs Sohn Wilhelm war das Vorbild für die Figur des «Pfarrvikar Wilhelm Wingolf» in Hesses Roman *Hermann Lauscher*.



Blick auf den von Efeu umwucherten Obelisk auf dem Alten Friedhof von Kirchheim unter Teck. Die gußeisernen Tafeln an dem Obelisk dienen dem «Andenken an die deutschen Kriegshelden 1870–1871», die im deutsch-französischen Krieg gefallen sind.

Das Grabmal von Eugen Faber (1843–1903) dokumentiert über den Tod hinaus, welche Bedeutung er als Kirchheimer Fabrikant, Kommerzienrat und Landtagsabgeordneter hatte.



Fabrikanten und Literaten, Mediziner und Naturwissenschaftler

Wer das Selbstwertgefühl des aufstrebenden Bürgertums der Gründerzeit nachempfinden möchte, der sollte die monumentale Fassade des Grabes von Eugen Faber (1843–1903) auf sich wirken lassen. Durch die Übernahme feudaler Statussymbole wird einerseits die Gleichberechtigung mit den alten adeligen Eliten demonstriert, andererseits möchte, wer hier bestattet liegt, sich auch deutlich vom gemeinen Volk abheben. Eugen Faber, Fabrikant, Kommerzienrat und Landtagsabgeordneter, sowie sein Geschäftsfreund Rudolf Schüle (1805–1866), dessen Grab sich ebenfalls auf dem Alten Friedhof befindet, waren die erfolgreichsten und bedeutendsten Unternehmerpersönlichkeiten Kirchheims in der Gründerzeit. Auf ihr Betreiben hin wurde 1864 die Oberamtsstadt an die Eisenbahn angeschlossen. Bei dem Grab des gründerzeitlichen Fabrikanten Max Weise (1855–1931) sollte man sich vor allem an dessen Beziehungen zu Karl May erinnern. 1898, während eines Aufenthaltes in der Villa des Kommerzienrats Weise, hat May sein Buch *Am Jenseits* fertiggeschrieben. Aus dieser Zeit sind noch ein Brief und mehrere Postkarten an seinen Verleger erhalten. Vermutlich bestanden verwandtschaftliche Beziehungen zwischen May und Weise, denn die Mutter von Karl May war eine geborene Weise. Nördlich der Leichenhalle liegt Ernst Geiser (1881–1969) bestattet, Besitzer des ältesten Kaufhauses in Kirchheim. Er war eng mit dem eingangs zitierten Hans Bethge (1876–1946) befreundet. Nach

den schweren Bombenangriffen auf Berlin im August 1943 verschaffte Ernst Geiser seinem Dichterefreund eine Unterkunft in Kirchheim und sorgte nach dessen Tod, dem Wunsch des Verstorbenen folgend, für eine würdige Ruhestätte auf dem Kirchheimer Friedhof. Bethge, ein zu Lebzeiten recht bekannter neuromantischer Dichter, beschäftigte sich vor allem mit Nachdichtungen asiatischer Lyrik. Unter seinen Werken ist am bekanntesten *Die chinesische Flöte*, die von Gustav Mahler als *Das Lied von der Erde* einfühlsam vertont wurde.

Weniger bekannt als Geistlicher und Arzt, dafür um so berühmter als Botaniker und Naturforscher war Rudolf Friedrich Hohenacker (1798–1874), an den ein verstecktes Grabsteinfragment in der südlichen Friedhofsmauer erinnert. Einige der von Hohenacker auf seinen Forschungsreisen durch Zentralasien entdeckten Pflanzen sind nach ihm benannt. Als Systematiker war er in Fachkreisen für seine botanischen Sammlungen sehr geschätzt. Als Anerkennung verlieh ihm die Universität Tübingen die Ehrendoktorwürde. 1858 siedelte er von Esslingen nach Kirchheim über. Seine kaukasisch-armenischen Pflanzensammlungen wurden nach seinem Tod an die berühmtesten Naturkundemuseen der Welt verkauft.

Auch Johann Gottlieb Christian Friedrich von Hauff (1802–1882), Leibarzt der Herzogin Henriette im Kirchheimer Schloß, genoß ein Ansehen, das weit über den Oberamtsbezirk hinausreichte. Als hochgeehrtes Mitglied der «Gelehrten Gesellschaft des Königreichs Württemberg» war er Autor von zahlreichen wissenschaftlichen Fachschriften. 1848

wird in der Schwäbischen Chronik berichtet, Hauff habe als erster württembergischer Arzt in seiner Kirchheimer Praxis Operationen unter Narkose durchgeführt. An ihn erinnert ein Ehrengrab östlich der Leichenhalle.

«Heldentod» und «auf der Flucht erschossen» –
Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft

Nirgendwo besser als auf einem Friedhof kann man sich und anderen bewußt machen, was Krieg, Gewalt und Unrecht bedeuten. Auch auf dem Alten Friedhof in Kirchheim erinnern zahlreiche steinerne Zeugen an die Opfer der großen Kriege in der jüngeren deutschen Vergangenheit, so zum Beispiel die gußeisernen Tafeln an dem großen Obelisken zum *Andenken an die deutschen Kriegshelden 1870–1871* oder die Inschrift auf einem Familiengrab *W. Schenk, geb. 1885, starb den Heldentod in Flandern am 14. 10. 1918* oder *Willy Walter, 1922–1942, gefallen in Stalingrad*. Weil solche Texte den Geist und die Geschichte dieser schicksalhaften Epochen widerspiegeln, sollten sie als Mahnmale und Zeitzeugen für spätere Generationen unbedingt erhalten bleiben. Betroffenheit besonderer Art lösen unter den Kriegsgräbern stets die von Kindern aus wie das des kleinen Thomas Thaler (1937–1945), der am 19. 4. 1945 bei einem Tieffliegerangriff von Splitterbomben verletzt verblutete. Oder das tragische Schicksal des Familienvaters Karl Hoyler, der am 20. 4. 1945 nach der Besetzung Kirchheims durch die US-Streitkräfte in Feuerwehruniform auf die Straße ging und deshalb wohl irrtümlich als deutscher Soldat erschossen wurde. Obwohl Kirchheim keinen schweren Kampfhandlungen ausgesetzt war, ist die Liste der zivilen Kriegsoffer lang, und das jeweilige Einzelschicksal läßt die Erinnerung an die Kriegstage lebendig werden.

Zu der Betroffenheit tritt noch die Beschämung, wenn man vor den Gräbern der in Kirchheim bestatteten Zwangsarbeiter aus Rußland und Polen steht. Außer den knappen Angaben aus dem Sterberegister liegen mit einer einzigen Ausnahme bis jetzt keine genaueren Erkenntnisse über die jeweilige Persönlichkeit und die Umstände ihres Todes vor. Wie irreführend das Sterberegister bei den Angaben über den Tod von Zwangsarbeitern sein kann, beweisen zwei Fälle aus dem benachbarten Wendlingen: laut Sterberegister gab es im dortigen Arbeitslager am 19. 4. 1944 zwei Todesfälle durch «Herzversagen», von Augenzeugen ist jedoch eindeutig belegt, daß die betreffenden Russen *W. Liska* und *T. Balaban* erhängt wurden. Ähnliche Verdrehungen sind deshalb auch bei den Unterlagen über



«Auf der Flucht erschossen»: Elya Rytschkow und Wasily Kutscherow. Gedenkstein für zwei Zwangsarbeiter aus dem Osten.

die in Kirchheim verstorbenen zwangsverschleppten Russen und Polen nicht auszuschließen: Die russische Hilfsarbeiterin *Anna Protscharuk* verstarb laut Sterberegister am 6. 1. 1945 im Alter von 23 Jahren an Angina. *Elya Rytschkow* und *Wasily Kutscherow* wurden am 16. 5. 1944 auf der Flucht erschossen; ohne registrierte Todesursache verstarb *Michael Nisolinko* am 27. 9. 1944 im Alter von 63 Jahren.

Die lebendigsten Informationen liegen über den Polen *Stefan Sydoriw* vor, der bei einer Kirchheimer Familie in der Landwirtschaft mitgearbeitet hatte: Er habe Milch ausgefahren und sei dadurch in der Stadt recht populär gewesen; auch in der Familie, bei der er dienstverpflichtet war, habe er sich wohl gefühlt. Anfang 1944 erkrankte er an einem Magengeschwür und wurde schließlich ins Krankenhaus eingeliefert, wo er ohne Operation am 27. 2. 1944 im Alter von 19 Jahren verstarb. Bei seiner Beerdigung sperrte die Polizei den Friedhofseingang und verhinderte so die Teilnahme der deutschen Bevölkerung.

Aber auch zu jenen Deutschen, die versucht haben, *dem Rad in die Speichen zu fallen* (*Dietrich Bonhoeffer*), lassen sich bei einem Gang durch den Alten Friedhof in Kirchheim Verbindungen herstellen. Die hier bestattete *Maria von Moltke* (1891–1969) ist eine Tante zweiten Grades von *Helmut James Graf von Moltke*, der bekanntlich Mittelpunkt des

«Kreisauer Kreises» in Schlesien gewesen war, einer Widerstandsgruppe gegen Hitler im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944.

Wie kamen nun Angehörige dieser schlesischen Adelsfamilie gerade nach Kirchheim? Maria von Moltke lebte vor ihrem Tod bei ihrer in Kirchheim wohnenden Schwägerin Davida von Moltke und deren Schwestern. Diese waren geborene Gräfinnen von Yorck; deren Bruder, Peter Graf Yorck von Wartenburg, wurde wie Helmut James Graf von Moltke wegen der Beteiligung am Attentat vom 20. Juli 1944 hingerichtet. Ein Überlebender des «Kreisauer Kreises» war der Kirchheimer Dr. Eugen Gerstenmaier, seit 1954 Bundestagspräsident. Er kümmerte sich 1945 nach seiner Befreiung aus dem Bayreuther Zuchthaus durch die US-Streitkräfte um die Familienangehörigen seiner in der NS-Zeit ermordeten Freunde und brachte sie in seiner Heimatstadt Kirchheim unter.

Das Steinkreuz aus schlesischem Granit auf dem Grab von Maria von Moltke soll eine Erinnerung an ihre einstige Heimat sein.

An den Widerstand der Bekennenden Kirche im Dritten Reich erinnert auch das Grab von Paul Schempp (1900–1959), der heute innerhalb der evangelischen Kirche «als Lehrer der Lehrer und Seelsorger der Seelsorger» gefeiert wird. Unter der Naziherrschaft wegen seiner kompromißlosen Haltung verfeimt und von seiner Landeskirche im Stich gelassen, mußte er 1939 sein Pfarramt in Iptingen aufgeben und wurde aus dem kirchlichen Dienst entlassen. Die letzten Kriegsjahre wohnte und arbeitete er bei seinem Bruder in Kirchheim (Schempp-Hirth Flugzeugbau). Nach Kriegsende betreute Paul Schempp eine Pfarrstelle bei der reformierten Gemeinde in Bad Cannstatt. 1949 trat er in den Staatsdienst als Studienrat für Religion am Eberhard-Ludwig-Gymnasium in Stuttgart. Sechs Jahre später erhielt er von der Universität Bonn die Ehrendoktorwürde, 1958 die Berufung als Theologieprofessor. Mit seinen Schriften stellte sich Paul Schempp nicht nur in eine Reihe mit Karl Barth und Dietrich Bonhoeffer, er war vor allem auch Wegbereiter des geistigen Neuanfangs der evangelischen Kirche nach 1945.

Klassizismus – Gründerzeit – Jugendstil – Moderne Kunst-Studien auf dem Kirchheimer Friedhof

Kann man irgendwo besser den Wandel der Zeiten und ihrer in Stein gehauenen Wertvorstellungen erleben als in einem jahrhundertealten Friedhof? Neben dem noch verhalten gestalteten Renaissancegrabstein von Lomersheim (1621) fällt die barocke

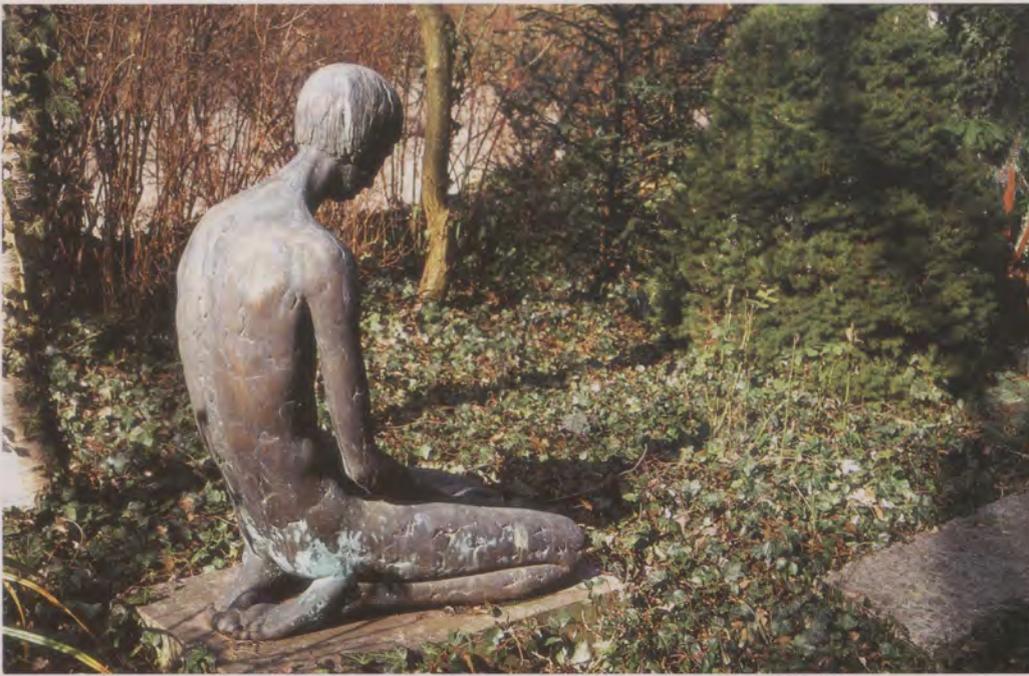
Grabplatte Grünenwalds (1721) auf, die lebensfrohe Frömmigkeit ausstrahlt. Hundert Jahre später schätzt man wieder die schlichten geometrischen Formen des Klassizismus, der, wie bei Palm (1819), auf religiöse Zutaten fast ganz verzichtet. Weniger augenfällig begegnet dem Besucher des Alten Friedhofs in Kirchheim die Zeit des Biedermeier. Beeindruckend sind dagegen die prächtigen Jugendstilgräber, wie z.B. das wuchtig geschwungene Grabmonument von Friederike Heldmaier, gestorben 1898, oder die verspielten Schmiedearbeiten bei dem Grabkreuz von Karl Freitag, gestorben 1914.

Der Historismus mit seinen neugotischen, seinerzeit als typisch «deutsch» empfundenen Stilelementen kann am besten anhand der Friedhofskapelle vorgeführt werden. Ursprünglich stand hier bis 1840 eine Totenkapelle, die sich nach jüngsten Forschungsergebnissen auf eine mittelalterliche Marienkapelle zurückführen läßt. Letztere gab wohl den Anstoß für die Anlage des Alten Friedhofs an dieser Stelle.

Die Friedhofskapelle, 1904 eingeweiht, geht auf eine Stiftung von Jakob Friedrich Schöllkopf



Steinkreuz aus schlesischem Granit für Maria von Moltke, die nach dem Krieg durch Eugen Gerstenmaier in Kirchheim unter Teck eine neue Heimat fand.



«Trauernder Jüngling», ein Beispiel zeitgenössischer Kunst auf dem Kirchheimer Alten Friedhof. Die Figur kniet auf dem Grab der Familie Wiedenhöfer. Eine Arbeit von R. Martin aus dem Jahr 1973.

zurück, Sohn eines Kirchheimer Rotgerbers. Er war 1841 in die USA ausgewandert und durch den Bau des ersten erfolgreich arbeitenden Wasserkraftwerks an den Niagarafällen wohlhabend geworden.

Ein besonderes Schmuckstück in der Friedhofskapelle ist das Glasgemälde von W. D. Kohler (1954) im Nordfenster. Es stellt die Öffnung des siebten Siegels nach Offenbarung 8, 1–5 dar, eine beeindruckende Darstellung der apokalyptischen Auseinandersetzung zwischen unserer modernen Welt mit Hochhäusern, Fabriken und Menschen auf der Erde und dem himmlischen Reich des Weltenrichters in der Höhe. – Ein weiteres schönes Beispiel für zeitgenössische Kunst ist der *Trauernde Jüngling* auf dem Grab der Familie Wiedenhöfer, eine Arbeit von R. Martin aus dem Jahre 1973. Eine stille Würde geht von dieser schlanken, zerbrechlich wirkenden Figur aus. Der Betrachter fühlt sich eigenartig berührt von der Harmonie, die zwischen der fast im Lotussitz knienden Gestalt des Jünglings, dem Grab und seiner Umgebung besteht. Sie vermittelt ein Gefühl des Losgelöstseins von den Fragen nach Werden und Tod, Zeitlichkeit und Ewigkeit.

Ganz andere Ausdrucksformen, die sich mehr an historischen Vorbildern orientieren, benützt der Bildhauer Kirschstein bei dem Grabstein des Ehepaars Schneider: Adam und Eva unter dem Baum des Lebens mit Christus in der Baumkrone, entstanden 1986. Wie in früheren Jahrhunderten soll der Betrachter verweilen, entdecken, sich freuen, aber auch nachdenken.

Verweilen und entdecken muß er auch beim «Phoe-

nix», der leider zur Zeit beziehungslos in dem schon abgeräumten westlichen Teil des Alten Friedhofs im Gras liegt. Was zunächst als unübersichtliches Liniengewirr erscheint, entpuppt sich bei längerer Betrachtung als der aus Flammen und Rauch aufsteigende Wundervogel, ein Symbol von Auferstehung und Wiedergeburt. Dieser Arbeit von G. Dreher aus dem Jahre 1953 wäre ein ansprecherer Platz in senkrechter Stellung zu gönnen!

Daß ein Kunstwerk auch zu unterschiedlichen Interpretationen führen kann, zeigt das Kriegerdenkmal mit der Figur von Professor D. Stocker aus dem Jahre 1928. Im Heimatbuch von Professor Hans Schwenkel als «Sterbender Krieger» bezeichnet, wird die Figur nach anderen Quellen «Hoffnung» genannt, wobei die Interpretation von Schwenkel einleuchtender zu sein scheint. Auf das sonst bei Kriegerdenkmälern übliche Motiv – Frauen und Kinder, die um ihre meist eindeutig als deutsche Soldaten gekennzeichneten Söhne, Gatten und Väter trauern – hat der Künstler verzichtet und statt dessen einen zu Boden sinkenden nackten Jüngling in antiker Schönheit geschaffen, der mit der rechten Hand ein nutzloses, zerbrochenes Schwert zur Erde gleiten läßt, während er mit der Linken vergeblich den offensichtlich tödlichen Streich eines über ihm stehenden unsichtbaren Gegners abzuwehren sucht. Diese Plastik möchte keinen Anstoß zur Heldenverehrung geben. Sie beschäftigt sich symbolisch mit dem Soldatentod auf den Schlachtfeldern des 20. Jahrhunderts. Hier, im wechselseitigen Bombenhagel der Materialschlachten, gibt es keinen Freund und keinen Feind mehr, die nationale

Zugehörigkeit des Jünglings ist unwesentlich und darum auch nicht zu erkennen; man sieht nur noch den leidenden jungen Menschen, der einen unfair und letztendlich sinnlosen Kampf verliert. Der «Sterbende Krieger» ist kein Kriegerdenkmal – er ist ein Mahnmal gegen den Krieg!

Alter Friedhof soll «Friedhofspark» werden – Grabsteine als Menhire in einer Rasenfläche

Wie lange noch kann der Alte Kirchheimer Friedhof in seiner beschriebenen Gestalt erlebt werden? Seit 1970 darf nur in Familiengräbern bestattet werden, vom Jahre 2011 an soll der Friedhofsbetrieb ganz eingestellt werden. Über die weitere Nutzung liegen bis jetzt keine rechtskräftigen Beschlüsse vor; nach Aussagen der Stadtverwaltung wird ein «Friedhofspark» angestrebt, der einen Stadtpark ersetzen soll. Einige Grabfelder wurden schon in den Zustand eines «Friedhofsparks» überführt. Dabei mußten alle Gräber mit ihren alten steinernen Einfassungen, ihren Blumenstauden, Büschen und Sträuchern einer monotonen Rasenfläche weichen, aus der noch vereinzelt die nach Auffassung der Friedhofsverwaltung *künstlerisch wertvollen* Grabsteine beziehungslos wie Menhire aufragen und schmerzlich an die einstige Funktion des Geländes erinnern. Es ist kaum anzunehmen, daß der Alte Friedhof in dieser Form bei der Bevölkerung ebenso gut ankommt, wie das bisher der Fall war. Denn wer einen richtigen Stadtpark wünscht – zum Spielen, Lachen und Picknicken –, der möchte dies nicht vor der Kulisse des «memento mori» tun, reglementiert von einer strengen Parkordnung, wie es der Kirchheimer Oberbürgermeister bereits angekündigt hat: *Mit schreienden Gewändern wird da niemand rumspringen*, Stuttgarter Zeitung 27. Dezember 1991. Andererseits wird, wer hier in Zukunft noch eine *Stätte der Besinnung und der Einkehr* (ibidem) suchen soll, dies angesichts der ausgelöschten Gräber als grotesk empfinden.

Wäre es in Kirchheim nicht besser, statt des Alten Friedhofs die noch weitgehend ungenutzten Grünzonen um das Schloß und die Stadtmauern der Öffentlichkeit wieder zugänglich zu machen und damit ein Gelände zu erschließen, das den Namen Stadtpark auch wirklich verdient? Ältere Kirchheimer werden sich noch gerne daran erinnern, wie reizvoll die von alten Bäumen umwachsene Schloßterrasse mit dem kleinen Café auf der Stadtmauer früher gewesen war!

Nach den jetzigen Beschlüssen sind in Kirchheim Beerdigungen, von den vorhin erwähnten Familiengräbern einmal abgesehen, nur noch weit außer-

halb der Stadt auf dem «Waldfriedhof» zugelassen. Da dessen Aufnahmekapazität erschöpft ist, soll dort ein weiteres, viele Hektar großes Waldgebiet im beliebtesten Naherholungsraum von Kirchheim dem Bestattungsbetrieb geopfert werden, ungeachtet geologischer Gutachten, welche die dortigen Opalinustone als ungeeignet für einen Friedhof mit den heute üblichen Belegungsverfahren einstufen. Im Alten Friedhof stehen dagegen durchlässige Tal-schotter an, die für Beerdigungen bestens geeignet sind. Auch gleicht die jetzt beschlossene Waldfriedhoferweiterung bei weitem nicht den Verlust an Grabstellen aus, der durch die Auflösung des Alten Friedhofs entsteht. Sie wird deshalb mit Sicherheit nicht die letzte bleiben.

Nach diesen Ausführungen drängt sich die Frage auf, warum der Alte Friedhof nicht seiner traditionellen Bestimmung gemäß weitergeführt werden kann? Im Januar 1991 gab das Landesdenkmalamt bei der Stadt Kirchheim eine Stellungnahme in dieser Sache ab, nach der der Alte Friedhof in seiner jetzigen, über Jahrhunderte gewachsenen Form erhalten bleiben sollte; am sichersten sei dies über eine Weiterbelegung gewährleistet.



«Sterbender Krieger» – Kein Kriegerdenkmal, sondern ein Mahnmal gegen den Krieg von Professor D. Stocker aus dem Jahr 1928.



Gräber des Frauenstifts Kirchheim unter Teck.

Aus den genannten Gründen unterstützt der Schwäbische Heimatbund eine Bürgerinitiative in Kirchheim, die die Wiederbelegung des Alten Friedhofs und den Verzicht auf die Erweiterung des Waldfriedhofs anstrebt. Sie wird dabei von dem Votum von über 5000 Kirchheimer Bürgern getragen, die sich in einer Unterschriftenaktion innerhalb von vier Wochen für einen Bürgerentscheid in dieser Sache ausgesprochen haben. Eine knappe Gemeinderatsmehrheit erklärte diesen jedoch im Mai 1991 für unzulässig. Das Stuttgarter Verwaltungsgericht

lehnte am 27. Februar 1992 den Widerspruch vom Dezember 1991 gegen eine Entscheidung des Regierungspräsidiums ab. Daraufhin wurde der Verwaltungsgerichtshof in Mannheim und der Petitionsausschuß des Landtages von Baden-Württemberg eingeschaltet; deren Urteile und Empfehlungen stehen noch aus.

QUELLEN

Paul Stänner: Der steinerne Tod. 4. Berliner Friedhöfe: Der Tod als Begleiter. Manuskript. Deutschlandfunk, Sendung 24. 11. 1991.

Schwäbischer Heimatbund Ortsgruppe Kirchheim (Hg.): Helmut Billig, Thilo Dinkel, Rolf Götz, Friedrich Heinzemann, Hansjürgen Lamprecht: Rundgang durch den Alten Friedhof – Leitfaden. Manuskript. 11. 11. 1991, mit neueren Ergänzungen.

U. Ott, F. Pfäfflin, T. Scheuffelen (Hg.): Bernd Löffler, «Danke Sie dem Schicksal, daß Sie in Kirchheim wohnen!» Hans Bethge in Kirchheim/Teck. SPUREN 12. Deutsche Schillergesellschaft Marbach am Neckar. 1991.

D. v. Meding: Mit dem Mut des Herzens. Die Frauen des 20. Juli. Berlin 1992.

Stuttgarter Zeitung 27. 12. 1991, S. 24: –ema– Alter Friedhof soll nicht geschlossen werden.



Kirchheimer Friedhofensemble mit Leichenhalle, erbaut 1903, von Osten gesehen.

Überhaupt die Aussichtstürme! setzte Paul Schultze-Naumburg – Architekt, Heimatschützer und Direktor der Weimarer Kunsthochschule – in seinen «Kulturarbeiten» klagend an, um sodann polternd fortzufahren: *Sie bilden ein böses Kapitel im Buche unserer Landschaftsgestaltung.* Um die Jahrhundertwende hatte der Turmbau- und Denkmalsboom in Deutschlands Mittelgebirgen offensichtlich solche Ausmaße erlangt, daß die Heimatschutzbewegung, als heftige Tourismuskritikerin und Landschaftschützerin ohnehin nicht eben zimperlich, auf den Plan gerufen wurde. Ein Turmunkraut, das heute überall auf unseren Bergen wuchert, beobachtete Schultze-Naumburg in deutschen Landschaften, und sein ästhetisches Urteil über die Aussichtsturmarchitektur fiel alles andere als schmeichelhaft aus: *Diese krankhaften Formen, wie sie in den letzten Jahrzehnten herrschten, haben nun überall das Land auf seinen sichtbarsten Punkten aufs häßlichste entstellt.*

Daß Welt-Anschauung, eingeübt im Blick von den Plattformen der Aussichtstürme, nicht ohne Weltanschauung zu denken ist, wurde bereits in den beiden vorangegangenen Beiträgen zu den württembergischen Turmdenkmälern (vgl. «Schwäbische Heimat» 1991/4 und 1992/1) gezeigt: Ohne den lärmenden Hurratriotismus der Reichsgründungsära, in der etliche der Turmprojekte als nationale Denkmäler verwirklicht wurden, wären wohl auch etliche schwäbische Bergkuppen unbekrönt geblieben. Die Interpretation der Turmbauwerke als Zeigefinger patriotischer Propaganda freilich eröffnet nur einen Blickwinkel; oft dienten die über sechzig Turmprojekte in Schwaben, betrieben von Verschönerungs- und Geschichtsvereinen und, allen voran seit 1888, dem Schwäbischen Albverein, ganz einfach der Verbesserung der touristischen Infrastruktur und der Erschließung der württembergischen Landschaften als Wandergebiete.

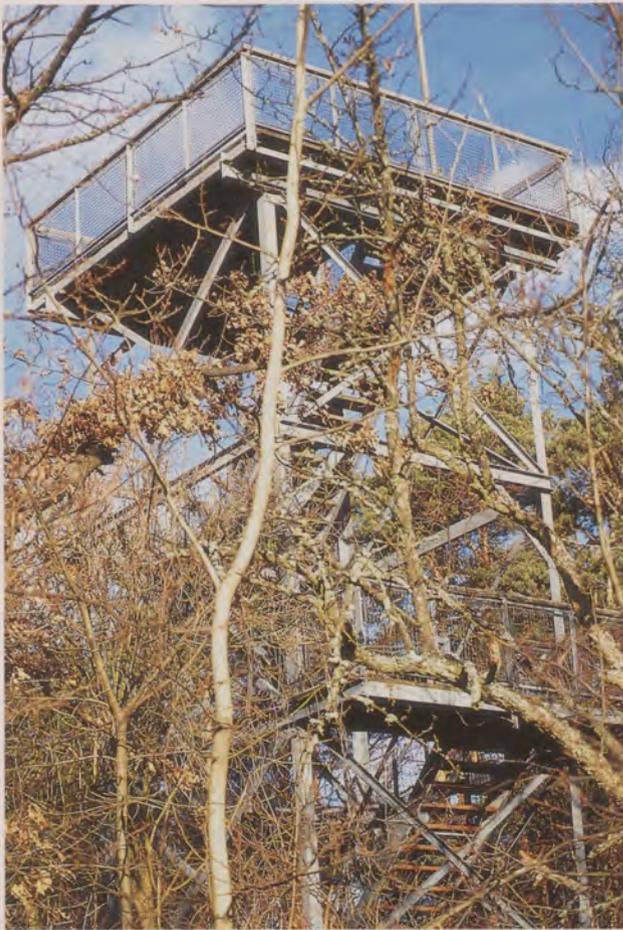
*Auch ein Profanisierungsprozeß:
Kirchtürme werden zu Aussichtstürmen*

Lange bevor der Denkmalsboom der kaiserlichen Epoche auch die meisten der württembergischen Aussichtstürme erstehen ließ, hatte das schaulustige Wanderpublikum des späten 18. und des 19. Jahrhunderts bereits alle möglichen Orte und Bauwerke erobert und in point-des-vues verwandelt. Geläufig ist das Beispiel des Straßburger Münster-



Beim zehn Meter hohen Aussichtsturm auf dem Tübinger Steinberg wurde wegen der Unauffälligkeit des Baus noch über die Symbolik der Eisenkonstruktion hinweggesehen. Bei anderen Eisentürmen, dem 1899 auf dreißig Meter Höhe emporgezogenen Lembergturm beispielsweise, sorgte die Frage des Baumaterials für heftige ideologische Debatten.

turms, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts zur Touristenattraktion avancierte, nun nicht länger als Orientierung für den ehrfürchtig-gläubigen Blick von unten dienend, sondern von himmelwärtsstrebenden Reisenden erobert wurde, die ihren beherrschenden Blick über das weite Land triumphieren ließen. Goethe erklimmte während seines Straßburger Aufenthalts in den 1770er Jahren fast täglich die Stufen zu einer Aussichtsplattform auf dem Münster. Das Mauerwerk auf der Turmspitze wurde nach und nach zum regelrechten Gipfel-



Ein Erdaufwurf auf dem Tübinger Steinenberg diente bereits im 19. Jahrhundert als Aussichtspunkt. Mit den Jahren war der Blick durch emporwachsende Bäume und Gestrüch versperrt worden, und so entschloß sich der örtliche Verschönerungsverein 1898 zum Bau des eisernen Gerüsts, das sich heute so darbietet.

buch – Herder, Lenz, Lavater oder Klopstock hinterließen ihre Namen, eingeritzt in Stein, so daß diese Initialensammlung selbst – in den ersten Baedeker-Reiseführern wird darauf hingewiesen – zum Touristenmagnet geriet.

Kirchtürme also sind für die frühe Wanderbewegung fast so etwas wie der Vorgänger der Aussichtstürme, und in den Reiseführern des 19. Jahrhunderts werden die sehnhungrigen Touristen immer wieder auf solche Aussichtsmöglichkeiten verwiesen. Selbst gegen Ende des Jahrhunderts, 1891, werden in den «Blättern des Schwäbischen Albvereins» neben den Reservoirs von Albwasserleitungen auch noch Kirchtürme als Aussichtsgelegenheit vorgeschlagen. *Es ist kaum zu fürchten, wird da gehofft, daß die Gemeinden, wenn die richtige Aufsicht geübt wird, gegen die allgemeine Besteigung der Kirchtürme seitens der Touristen etwas einzuwenden haben; vielleicht nehmen sie Anlaß, die Treppen und Gänge noch wegsamer zu machen.* Noch 1897 zählt der Schwäbische Albverein in seiner Mitglieder-

zeitschrift unter der Rubrik *Aussichtsbauten* etliche Kirchtürme im Schwäbischen auf; genannt werden etwa Bierlingen, Oberamt Horb, der Dreifaltigkeitsberg bei Spaichingen oder die Gotteshäuser von Freudenstadt, Neresheim und Kaisersbach im Welzheimer Wald. Und Anfang des 20. Jahrhunderts scheint diese solchermaßen betriebene Profanisierung der Sakralbauten so weit fortgeschritten, daß zur Verbesserung der Aussichtsöglichkeiten sogar architektonische Eingriffe nicht länger tabu sind: *Im Laufe des Sommers und des schönen Herbstes, berichten die «Blätter des Schwäbischen Albvereins» 1907, war die neu erstellte Aussichtsanlage auf dem Kirchturm Frickenhofen das Ziel zahlreicher Wanderer.* Dort nämlich, in dem Dorf unweit von Gschwend, waren – trotz vielerlei Kritik – am Turm überdachte Bellevue-Balkone angebracht worden.

*Ein Turm als Geburtshelfer:
Die Gründung des Schwäbischen Albvereins*

Inzwischen freilich war mit dem Aussichtsturm längst ein eigener Baukörper geformt worden, der sowohl dem Denkmalbedürfnis der Epoche wie auch der Schaulust der Touristen Rechnung trug. Etliche örtliche Verschönerungsvereine engagierten sich bereits um die Hälfte des 19. Jahrhunderts im Bau solcher lokaler Prestigeobjekte, und einigen, vornehmlich finanziell gutgestellten Vereinen – dem Stuttgarter Verschönerungsverein 1879 mit seinem Hasenbergturm oder dem Heilbronner Verschönerungsverein 1885 mit seinem Schweinsbergturm – war nach langen Planungsphasen tatsächlich auch das Erfolgserlebnis der Realisierung vergönnt.

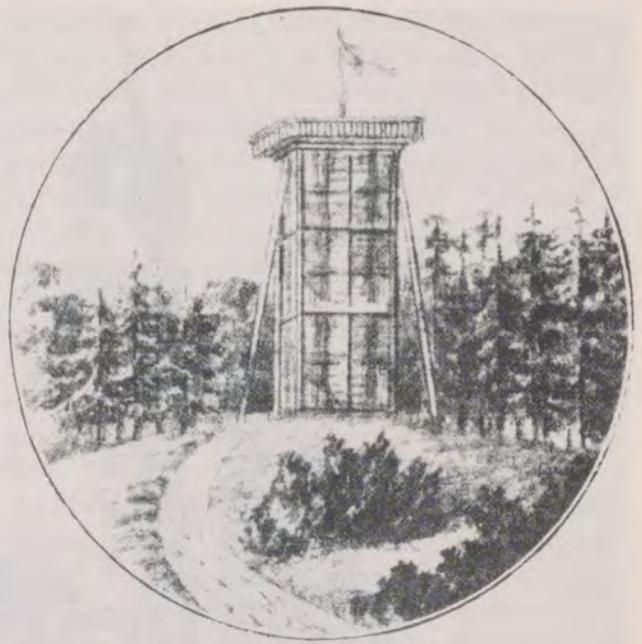
Da die lokal organisierten Verschönerungsvereine naturgemäß aber eine «Kirchturmpolitik» betrieben, fehlte den Vorhaben oftmals der institutionelle Rahmen. Alles andere als Zufall war es deshalb, daß 1888 bei der Gründung des Schwäbischen Albvereins, – der dann beim Bau von mehr als der Hälfte der württembergischen Aussichtstürme finanziell beteiligt war oder als eigenständiger Träger auftrat, – ausgerechnet ein Aussichtsturm Pate stand: Der Kirchheimer Verschönerungsverein nämlich hatte sich mit dem Aussichtsturm auf der Teckruine finanziell übernommen. Einige Verschönerungsvereine aus der Umgebung sprangen zur Seite, leisteten Unterstützung, und aus diesem Zusammenschluß erwuchs schließlich Ende 1888, Delegierte von dreizehn Verschönerungsvereinen waren bei der Gründungsversammlung in Plochingen anwesend, der Schwäbische Albverein.

Durch sein Engagement wurde die Erschließung der württembergischen Landschaften vorangetrieben; wenn nicht in eigener Trägerschaft der Bau von Aussichtstürmen verfolgt wurde, so unterstützte der Albverein oft die Vorhaben anderer. Nach wie vor freilich blieben die Finanzierungsmöglichkeiten entscheidend für die Frage der Verwirklichung der Turmbaupläne. Etliche kleine Gemeinden, die Touristen auf die Alb locken wollten, mußten sich mit einfachen Aussichtsgerüsten begnügen, die als bauliche Eintagsfliegen meist schon nach wenigen Jahren morsch und marode zusammenfielen. Das Holzskelett, das 1893 als Vorläufer des heutigen Aussichtsturms auf dem Gomadinger Sternberg gezimmert wurde, rettete sich mit seinen Dutzend Lebensjahren gerade noch ins neue Jahrhundert; und wenn das zwanzig Meter hohe Aussichtsgerüst, mit dem 1890 der Gönninger Verschönerungsverein den Roßberg schmückte, fast ein Vierteljahrhundert Wind und Wetter trotzte, so war das für eine solche Konstruktion schon viel.

Holz, Stein oder Eisen: Materialfragen erwiesen sich als Weltanschauungsdebatten

- ✗ 1897 machte sich der Albverein an eine Inventur der inzwischen vorhandenen Turmbauten Schwabens: Eine Musterung der Aussichtstürme, soweit uns eine solche möglich ist, ergibt, daß Holzbau zwar am häufigsten ist, aber überall nur als Notbehelf angesehen wird, daß der Steinbau sehr teuer kommt und in der Regel nur von leistungsfähigen Vereinen, Gemeinden u. s. f. unternommen werden kann, und daß aus diesen Gründen der Eisenbau gerne gewählt wird, wo er nicht aus Schönheitsgründen unbedingt verworfen werden muß. Tatsächlich bestimmte die Preisfrage die Architektur der Türme: Mit verschalten Holztürmen, wie sie auch heute noch auf dem Sternberg, dem Römerstein, dem Steinknickle, dem Juxkopf und andernorts anzutreffen sind, war offensichtlich ein Idealtypus des Landschaftsbauwerks gefunden, der sowohl die Kosten gering hielt als auch ästhetischen Anforderungen genügte.

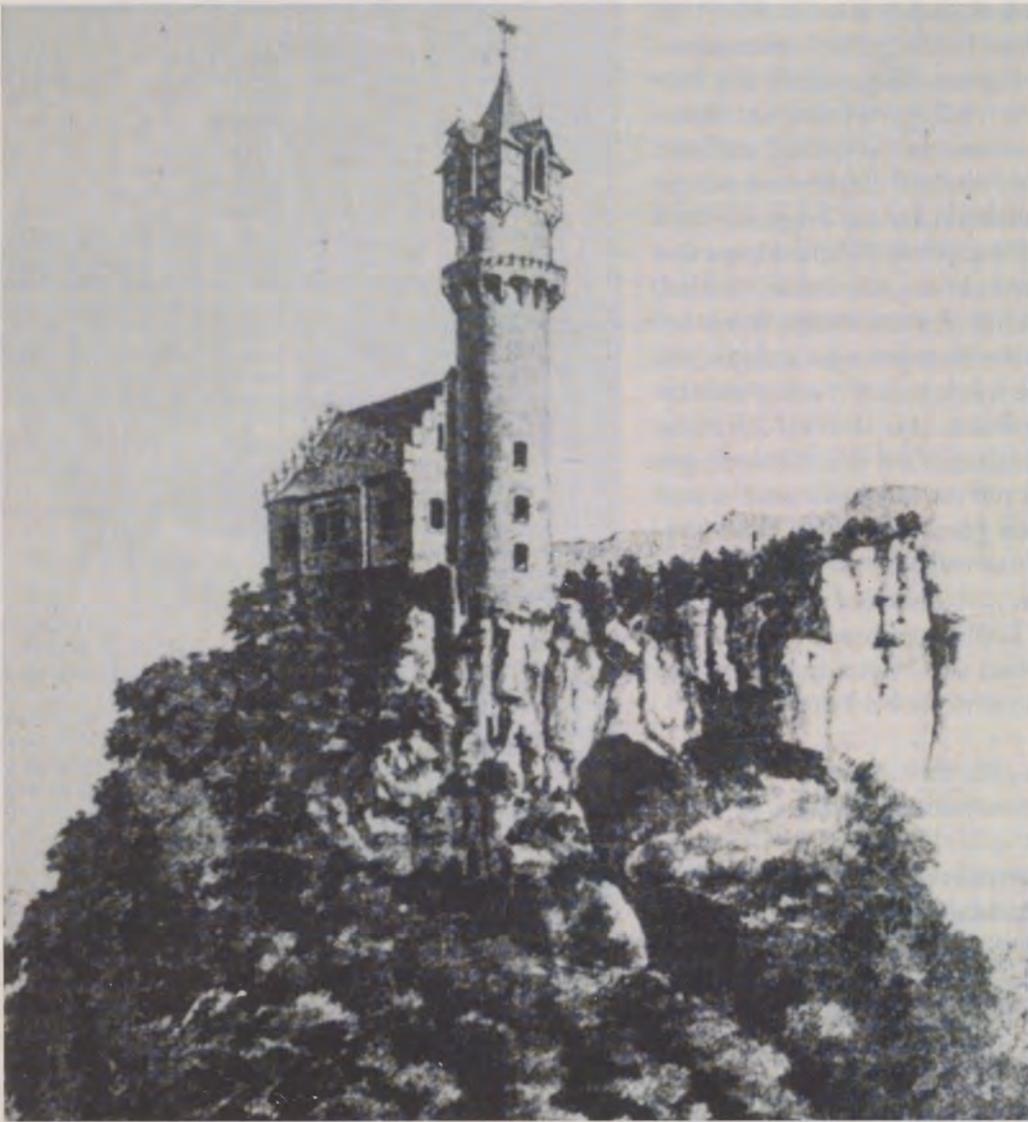
- Wenn allerdings in der Albvereins-Bilanz behauptet wurde, daß ausgerechnet der Eisenbau gerne gewählt wird, so handelt es sich um nichts anderes als um eine gründliche Fehleinschätzung. Keine Konstruktionsweise wurde unter den Initiatoren der Turmprojekte mehr gemieden als der Eisenbau; unter den über sechzig Aussichtstürmen Württembergs findet sich nicht einmal ein halbes Dutzend Eisentürme. Welche ideologischen Ressentiments gegen diesen Baustoff, der nicht nur im Falle des Pariser Eiffelturms den Sieg von menschlicher Ar-



Oben: Solche Skelett-Konstruktionen aus Holz leisteten sich insbesondere kleinere Gemeinden als Touristenattraktionen. Daß sie nicht für die Ewigkeit gezimmert waren, zeigt das Beispiel des Tübinger Bußturms: Bereits bei den Aufbauarbeiten 1885 riß ein Sturm das fast vollständig errichtete Gerüst zusammen. Nur knapp ein Vierteljahrhundert sollte es dann dauern, bis dieses Tübinger Ausflugsziel baufällig geworden war. Zeichnung des Universitätszeichenlehrers Wüst.

Unten: Die simplen Aussichtshilfen wurden oft von repräsentativen Bauten abgelöst: Dem kurzlebigen Holzgerüst beim Plochinger Stumpenhof beispielsweise folgte 1938, zum 50jährigen Jubiläum des Schwäbischen Albvereins, ein Turm aus Massivstein. Aufnahme des Esslinger Maschinenbauingenieurs Schiüle, um 1910.





In den 1880er Jahren sorgten Finanzierungsschwierigkeiten des Kirchheimer Verschönerungsvereins beim Bau eines Aussichtsturms auf der Ruine Teck für den Zusammenschluß benachbarter Vereine – und so im weiteren für die Gründung des Schwäbischen Albvereins. Zeichnung mit dem Titel «An-sicht des Teckturms» von 1889.

beit und Technik und damit den Triumph des industriellen Zeitalters symbolisierte, vorhanden waren, förderte nicht zuletzt ein Zwist um den kurz vor der Jahrhundertwende auf dem Lemberg erichteten Aussichtsturm zutage.

Das Projekt, auf dem 1015 Meter hohen Alb Gipfel und der höchsten Erhebung der Schwäbischen Alb unweit von Balingen aus 23 000 Kilogramm Eisen für 11 000 Mark einen 33 Meter hohen Turm emporzuziehen, rief etliche Kritiker auf den Plan; unter anderem den Erbauer des Großherzog-Friedrich-Turms auf der Badener Höhe und des Kaiser-Wilhelm-Turms auf dem Hohloh, den in Turmbaufragen also geschulten Architekten Anton Klein. Die monumentale Fernwirkung eines solchen Turms ist nahezu Null. Der Eisenturm bleibt immer etwas Unmonumentales, das nicht wirkt und nicht erfreut, wettete Klein und verwies darauf, sowohl der Badische Schwarzwaldverein wie auch der Vogesenklub würden durchweg auf Eisentürme verzichten und deshalb könne nur inständigst gehofft

werden: Was Badener und Elsässer fertig bringen, werden unsere Schwaben wohl auch können, wenns dem höchsten Punkte der Alb gilt. Bange machen gilt nicht, nur kein Eisen! Mit Waldheil!

In seiner Replik geht der Konstrukteur des Lembergturms, der Freiburger Ingenieur Anton Fauler, in keinem Wort auf seinen Baustoff ein, aber er erteilt der Interpretation, ein solches Landschaftsbauwerk lebe von seiner Ansicht, der monumentalen räumlichen Wirkung, eine klare Absage und argumentiert durch und durch sachbezogen hin auf die Funktion der Aussicht: In erster Linie dient meiner Ansicht nach ein Aussichtsturm zur Erschließung einer lohnenden Rund-sicht von einem Punkte aus, der vermöge seiner Lage einen prächtigen Blick bieten würde, wenn nicht durch Wald oder sonstige Hindernisse der Ausblick unmöglich wird. Um diesen Zweck zu erreichen, genügt es, in ausreichender Höhe eine leicht zugängliche Plattform zu schaffen, deren Ersteigung allen berechtigten Ansprüchen in Bezug auf Sicherheit und Verhütung des Schwindligwerdens entgegenkommt.

Die schroffe Ablehnung des Baustoffs Eisen allerdings wurzelte tiefer. Vor allem in den Reihen der konservativen Heimatschutzbewegung provozierten solche Eingriffe ins Landschaftsbild offenbar Technikfeindlichkeit. Ein Miteinander von industriellem Werkstoff und Natur schien unmöglich: *Ja kürzlich ist man in Schwaben so geschmackvoll gewesen, gar einen eisernen Aussichtsturm in das Burggemäuer des Hohenhöwen hineinzupflanzen, der dann zum großen Jubel der ganzen Umgegend feierlich eingeweiht wurde*, schimpfte Ernst Rudorff, Nestor des Heimatschutzes, in seinem folgenreichen Aufsatz «Heimatschutz» von 1897 noch relativ allgemein. Zivilisationskritisch und fortschrittsfeindlich motiviert, konkretisierte dann Werner Lindner, in den 1920er Jahren zum Geschäftsführer des Deutschen Bundes Heimatschutz avanciert, die organologische Material-Philosophie in seinen Betrachtungen zu «Ingenieurwerk und Naturschutz»: *Nicht günstig ist dem Eisen der Umstand, daß es als künstliches Erzeugnis der Natur fremd gegenüber steht. Sein Anblick löst daher in freier urwüchsiger Wald- und Gebirgsgegend bei dem Naturfreund vielfach das Gefühl eines Mißklangs aus, während Stein und Holz als der Natur unmittelbar abgewonnene Stoffe sich dem freien Landschaftsbild von vorneherein viel ungezwungener anschließen.*

Die Überwindung historistischer Bauformen: Türme als architektonisches Experimentierfeld

Zweifelsohne galt Steinwerk bei den natur- und landesverschönernden Aussichtstürmen als idealer Baustoff. Zunächst nicht nur, weil Materialien aus der Umgebung der Turmstandorte sich harmonisch ins Landschaftsbild zu fügen vermochten, sondern auch, weil der in den ersten beiden Jahrzehnten des Kaiserreichs dominierende Baustil die Verwendung von Massivstein fast vorschrieb. Die ersten württembergischen Aussichtstürme – man denke an jenen auf der Ruine Sternenfels von 1866, den Weilerburg-Turm bei Rottenburg von 1873/74 oder den Stuttgarter Hasenbergturn von 1879 – orientierten sich ausnahmslos an den Vorbildern mittelalterlicher Wehrtürme, konsequent der zeitgenössischen Mittelalterverehrung folgend, durch die an die Wiedererweckung lange schon hinabgedämmter nationaler Größe appelliert wurde. Sehr bald jedoch, seit den 1890er Jahren, waren die historischen Leitbilder überwunden; in der Denkmalarhitektur wurde um eigenständige Formensprache gerungen, und ab und an geriet der Aussichtsturmbau sogar zum regelrechten Experimentierfeld moderner architektonischer Ausdrucks-

möglichkeiten. Als sich der Schwäbische Albverein im Jahre 1913 zu seinem 25. Geburtstag mit dem Jubiläumsturm auf dem Roßberg selbst ein Präsent machte, da hatte der Wanderverein einen Wettbewerb ausgeschrieben, dessen Ergebnis – so die Präsentation in den Albvereinsblättern – zeigt, wie vielfältig der Spielraum der architektonischen Umsetzung geworden war: *Am häufigsten wurde man an den Eiffelturm und den Fischerschen Schönbergturm oberhalb Pfullingens erinnert, der z.T. verbessert, z.T. geradezu wiederholt oder auch schlecht kopiert erschien. (...) Im übrigen wechselte die Form zwischen Kirch-, Leucht- und Festungsturm, Taubenhäuser, Fesselballon, Fernrohr, Kuppelbau, Flasche usw. Auch mehrere durchbrochene Türme, dem Eisenbeton entsprechend, z.T. von bestechender Form, waren vorgeschlagen; doch fürchtet man hier den Zug.* Von der Ära der Bergfried- und Trutzturmarchitektur hatte man inzwischen endgültig Abschied genommen: *Burgartiges war wenig zu sehen.*

Ein herausragender Einzelfall: Theodor Fischers «Unterhose» auf dem Pfullinger Schönberg

Daß der Mythos des Pariser Eiffelturms mittlerweile selbst schwäbische Turmbauer in ihren architektonischen Imaginationen beeinflusste, mag verwundern. Im Falle des Pfullinger Schönbergturms überrascht dies nicht, war mit dem 25 Meter hohen Aussichtsturm aus Eisenbeton doch ein Exemplar geschaffen worden, das in seiner stilistischen Eigenart weit über all die anderen Turmbauten ragt – und dem deshalb auch weit über die Landesgrenzen hinaus Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Mit Theodor Fischer, der sich in jenen Jahren auch bei anderen Pfullinger Bauvorhaben engagierte, hatte Louis Laiblin, Privatier und honorierter Mäzen, einen Architekten an die Echaz geholt, der in den Jahren 1904 und 1905 für eine sehr eigenwillige Lösung der seit den 1890er Jahren in Pfullingen schwelenden Turmbaufrage garantierte. Fischer besann sich bei der Aufgabe, den Albberg zu bebauen, auf Pläne, die er bereits 1894 als Wettbewerbsbeitrag für das Leipziger Völkerschlacht-Denkmal eingereicht hatte. In der Realisierung schließlich – ermöglicht durch die bei Turmbauten erstmals praktizierte Eisenbeton-Technik – wurde die Absicht des Aussichtsturmes, die Vermittlung eines ästhetisierten Naturerlebnisses, so konsequent wie selten durchdacht. Einer der beiden achteckigen Pylone des doppelsäuligen Turmes – vom Volksmund seiner Form wegen kurz «Unterhose» getauft – dient zum Aufstieg, der so erfolgt, daß ursprünglich mit un-



Den leuchtend weißen Anstrich erhielt Theodor Fischers Schönbergturm, der im Volk bald die Unterhose genannt wurde, erst mit den Jahren. Gemäß der Maxime, der Bau solle sich harmonisierend ins Landschaftsbild fügen, hofften die Initiatoren zunächst, die Eisenbetonteile würden von Moos und Flechten überwachsen. Aufnahme des Pfullinger Photographen Burge-meister von 1906.

durchsichtigem Glas versetzte Fenster zwar das Treppeninnere beleuchten, ein vorzeitiger, fragmentarischer Ausblick über das Alvorland aber unmöglich ist. Erst oben, auf der den beiden Säulen aufgesetzten Galerie, eröffnet sich, den Betrachter schier überwältigend, der weite Blick über die Alblandschaft. Und zwar so, daß die Fenster der überdachten Galerie den Blick der Schauenden auf unterschiedliche Landschaftsausschnitte – freie Natur, Albtäler, kultivierte Landschaft, Städte und Dörfer – lenken und für immer neue überraschende Perspektiven sorgen. Die Schau ins Offene wird so zum Kunsterlebnis. Der weiße Anstrich, der dem stilbewußten Bau seine Eleganz schenkt, wurde ihm erst später verliehen; ursprüngliche Absicht war es, den Eisenbetonbau über die Jahre mit Moos und Flechten bewachsen zu lassen, so daß er sich gänzlich in die Umgebung des Pfullinger Albraufs hätte einfügen können. Auch die an-

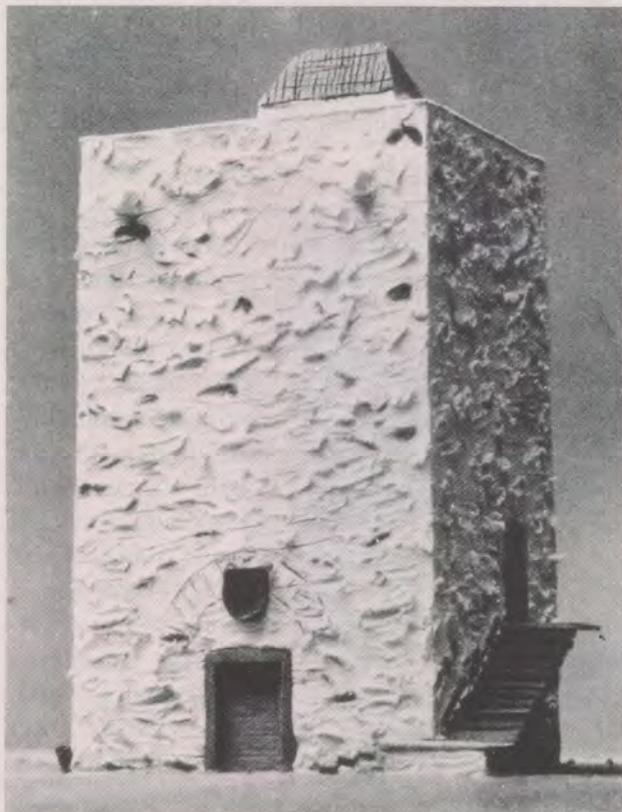
fänglich angebrachten Holzschindeln auf dem Turmdach verschwanden und wurden später durch Kupfer ersetzt.

Fischers findige Turmideen freilich blieben im provinziellen Horizont der württembergischen Verschönerungs- und Wandervereine die Ausnahme. In der Regel waren es allenfalls lokal bedeutende Architekten – meist Stadt- oder Oberamtsbaumeister –, die für die Entwürfe verantwortlich zeichneten. Extravagante Lösungen blieben die Ausnahme. Exotische Anleihen etwa sind unübersehbar an dem vom Gschwender Verschönerungsverein nach der Jahrhundertwende errichteten Hagbergturm, dessen Pagodendach in den Kriegsjahren abgetragen wurde, um Platz zu schaffen für die Flak. Aus der Reihe – allerdings in erster Linie seiner technischen Eigenarten wegen – tanzt auch der Ehinger Kaiser-Wilhelm- oder Wolferturm: Der dreißig Meter hohe Turm nämlich wurde Anfang

der 1890er Jahre von dem überregional bedeutenden Baumeister Max Buck als Zementbeton-Bauwerk, eine damals bei Hochbauten noch weitgehend unerprobte Technik, errichtet.

Gewandeltes Nationalbewußtsein, Landschaftsschutz und das Ende der Aussichtsturm-Ära

Auch wenn danach im Schwäbischen noch etliche Aussichtstürme errichtet wurden, mit dem Ende des Kaiserreichs war auch das Ende der eigentlichen Aussichtsturm-Ära gekommen. Nicht nur, daß die Erschließung der württembergischen Landschaften als Erholungs- und Wandergebiete im wesentlichen abgeschlossen war, mit dem Untergang des kaiserlichen Deutschlands hatten diese Aussichtstürme ihre Symbolkraft – Stärke und Potenz der kaum ein halbes Jahrhundert zuvor geeinten Nation verkörpernd – verloren. Die bilder- und symbolsüchtige Epoche des wilhelminischen Deutschlands war nachfolgenden Generationen rasch fremd geworden. Projekte, die tatsächlich eigenständiges Profil aufzuweisen vermochten, wa-



Modell des Jubiläumsturms bei Plochingen. Einer der wenigen Aussichtstürme Württembergs, bei dem nach Ende des Kaiserreichs noch eigenständige Stilanforderungen verwirklicht wurden: Die Stuttgarter Architekten Kicherer und Hornberger griffen bei dem Plochinger Jubiläumsturm auf die Vorgaben des «Heimatschutzstils» – versachlichter Historismus, Baumaterial aus der Umgebung des Ortes – zurück und verwirklichten einen gedrungen wirkenden Bergfried-Typus.

ren nach dem Ende des Kaiserreichs selten. Zu erwähnen wäre allenfalls das Ehrenmal für die Gefallenen auf der Hohen Warte bei St. Johann oder der Plochinger Jubiläumsturm des Schwäbischen Albvereins von 1938, bei dem der sogenannte Heimatschutzstil – ein ornamentloser und versachlichter Historismus wird aufgegriffen, Baumaterial aus der Umgebung des Standorts soll Bezüge zur Lokalität schaffen – konsequent verwirklicht wird. All die anderen Bauten aus jener Zeit – etwa der Jubiläumsturm auf dem Raichberg von 1928 oder der Juxkopfturm im Schwäbischen Wald von 1932 – vermögen keine neuen Akzente zu setzen. Auch bei den Turmprojekten, deren Baudaten in die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg fallen – es handelt sich oft lediglich um die Nachfolger von abgebrochenen Türmen – wird auf die hinlänglich erprobten Bauweisen zurückgegriffen wie verschaltete Holzkonstruktionen, z. B. beim Steinknicle-Turm von 1957, oder einfache Betontechniken wie beim Uhlbergturm, der 1963 einen Holzturm aus dem Jahre 1903 ersetzte.

Stimmen gegen die *Denkmalmanie* und das *Turmunkraut* (Paul Schultze-Naumburg) auf heimatischen Höhen waren allerdings schon während des Kaiserreichs zahlreich erhoben worden. Mit der militant begleiteten Wandlung des deutschen Reichsgedankens und des Nationalbewußtseins wuchsen zum einen die Zweifel, ob solch harmlose und eigentlich doch gänzlich müßiggängerischen Zwecken gewidmete Bauten tatsächlich dafür geschaffen sein konnten, als öffentliche Erziehungsinstrumente zu wirken. Inzwischen hatten sich zudem Landschafts- und Naturschutz institutionell etabliert, und so mehrten sich auch aus dieser Ecke die kritischen Stimmen, die Behutsamkeit im Umgang mit dem Landschaftsbild vorschlugen.

Doch auch in den Reihen der Wander- und Touristenvereine selbst wurde das eigene Engagement offenbar zuweilen als übereifrig empfunden. Da die Vereinskassen nach dem Ersten Weltkrieg weitgehend geleert waren, besannen sich die Wanderfunktionäre auf bereits in der Prä-Aussichtsturm-Ära des 19. Jahrhunderts geübte Praktiken, anderen Zwecken gewidmete Bauten – inzwischen nicht mehr nur Kirchtürme, sondern beispielsweise auch allüberall emporgeschossene Wassertürme – für Aussichtszwecke zu nutzen: Zweckbauten zu Aussichtsbauten zu gestalten, so wird jedenfalls 1930 in den Albvereinsblättern diagnostiziert, entspricht dem Zug der Zeit. Gegen bloße Aussichtstürme werden immer wieder, bald mit mehr bald mit weniger Recht, Stimmen laut. Auch wir mahnen zur Zurückhaltung; das meiste ist ja erreicht.

Auf der Suche nach der Vergangenheit – Archäologie und Archäologen am Federsee zwischen den Weltkriegen

Im Federseemuseum in Bad Buchau, einem Zweigmuseum des Württembergischen Landesmuseums, ist derzeit eine Ausstellung «120 Jahre Archäologie am Federsee» zu sehen. Bei der «Suche nach der Vergangenheit», so der Titel, ist es dem jungen Archäologen Erwin Keefer, der im Stuttgarter Alten Schloß die Steinzeitsammlung mit großem Erfolg wieder aufgebaut hat und nun diese Ausstellung in Bad Buchau betreut, nicht nur darum gegangen, die großartigen, epochalen Grabungen nach den «Pfahlbauten» im Federseeried einem breiteren Publikum vorzustellen. Die Suche nach der Vergangenheit ist in einem doppelten Sinne gemeint: Hier wird zugleich erstmals ein Stück der unbewältigten Vergangenheit der südwestdeutschen Archäologie präsentiert. Am «forschungsgeschichtlichen Fallbeispiel Federsee» kann der Besucher das Werden der Wissenschaft nachvollziehen, den Weg der Archäologie und der Archäologen verfolgen. Hier wird der Aufstieg in ungeahnte Höhen und der tiefe Fall in der Weimarer Republik und im Dritten Reich deutlich. Das mitunter dunkle Kapitel, dessen Aufarbei-

tung erst im Gange ist, weil die Archive am Bodensee und in Ostberlin bis vor kurzem unzugänglich waren, lohnt einige Bemerkungen über Personen und Institutionen, in denen sich die Forschungs- und die Wissenschaftsgeschichte spiegeln.

Die Zeit zwischen den Weltkriegen ist eine faszinierende Epoche für die heimische Archäologie. Damals etablierte sich die «Spatenwissenschaft» als eine eigenständige Größe. Über weite Strecken bis dahin eine Sache von Amateuren und Dilettanten, wird sie nun in größerem Maßstab professionell betrieben – freilich häufig immer noch von Außenseitern und Sonderlingen. Damals löste sich die Prähistorie von den Naturwissenschaften und fand damit Aufnahme im Schoß der Geisteswissenschaften. Der Mensch – nicht mehr die Natur – stand von nun an im Mittelpunkt. Ihre Herkunft von der Naturwissenschaft hat die Ur- und Frühgeschichte gleichwohl nicht geleugnet und hat deren Methoden angewandt. Die fruchtbare Verbindung von Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften trug seit der Zwischenkriegszeit reiche Früchte.



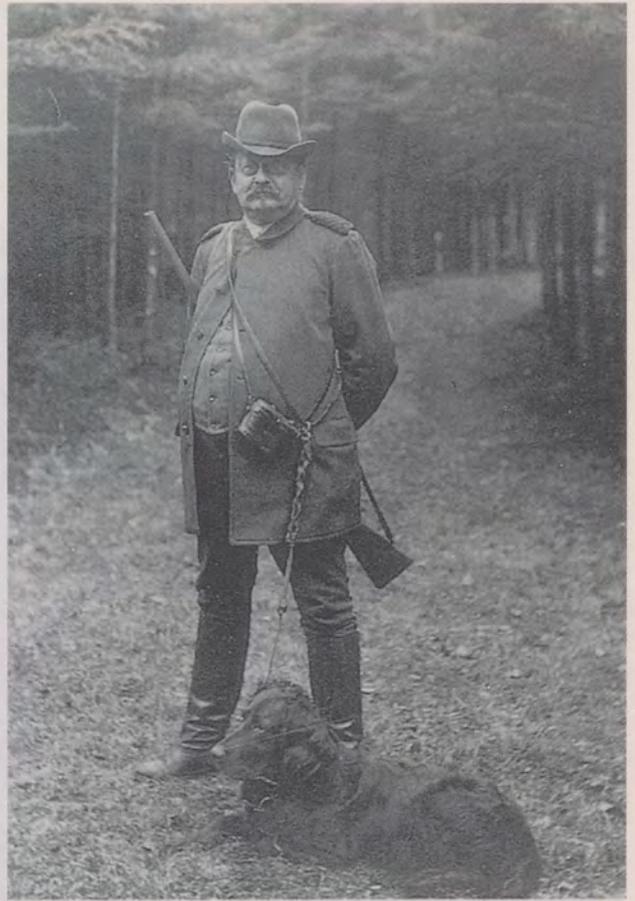
Ausgrabung der Pfahlbaustation Schussenried im Jahr 1875 durch den Oberförster Eugen Frank; die Holzböden sind deutlich zu erkennen.

Am Anfang der Archäologie im Federseeried steht der Torfabbau, der nach verschiedenen, zum Teil schon länger zurückliegenden Seefällungen – also Maßnahmen der Senkung des Grundwasserspiegels und der Trockenlegung des Rieds – in großem Maßstab möglich wurde. Das rohstoff- und energiearme Königreich Württemberg nutzte seine wenigen Quellen. Torf statt Kohle verfeuerte die Südbahn von Ulm nach Friedrichshafen. Die vielbesungene «Schwäb'sche Eisabahn» führte die Archäologen in die Steinzeit.

Die Aufsicht über den Torfabbau im Staatsried bei Bad Schussenried führte der aus Esslingen stammende königlich-württembergische Oberförster Eugen Frank (1842–1897). Ihm meldete im Mai 1875 ein Arbeiter, man habe «Pfahlbauafunde» gemacht. Es war dies die Zeit des grassierenden «Pfahlbaufiebers», nachdem der Schweizer Ferdinand Keller 1854 am Zürichsee «Pfahlbauten» ausgemacht hatte und man hernach auch an anderen Voralpenseen – zum Beispiel 1856 vor Bodman im Bodensee – gleichfalls solche Reste *jahrtausendealter romantischer Hütten über dem offenen Wasser* entdeckt hatte. Entdeckerfreude sowie nach 1848 die Abwendung des Bürgertums von der Politik und der geistige Rückzug ins Private, die Flucht aus der Wirklichkeit in die unverfänglich erscheinende Beschäftigung mit der Geschichte als einem Ersatz taten ein übriges, den Enthusiasmus zu wecken und am Leben zu halten.

Oberförster Frank erhielt vom Landeskonservator Eduard Paulus d.J. in Stuttgart den Auftrag, die «Pfahlbauten» auszugraben. Es waren die ersten Moorbauten Europas, die Frank freilegte. Die Fundorte im Ried gaben den jungsteinzeitlichen Kulturen den Namen: Aichbühler und Schussenrieder Kultur.

Frank war Dilettant, im ursprünglichen Sinn des Wortes. Ein glücklicher Umstand hatte ihn zum Ausgräber gemacht. Es erstaunt nicht, daß er anfangs dabei nur nach schönen Funden Ausschau hielt. Die vielen prächtig erhaltenen Hölzer der Böden und Wände seiner «Pfahlbauten» bereiteten ihm eher Kopfzerbrechen. Er konnte mit ihnen nichts anfangen und ließ sie einfach wegschaffen. Erst von der zweiten Ausgrabung an wurden sie vorher wenigstens in Zeichnungen festgehalten. Die Befunde waren, auch wenn man sie nicht richtig verstand, beeindruckend. Oberschwaben schwärmte vom «schwäbischen Pompeji». Frank galt bald als «Pfahlbau»-Autorität und wurde im



Oben: Der königlich-württembergische Oberförster Eugen Frank mit Büchse, Feldstecher und Hund. Der «Pfahlbau»-Autorität verlieh die Universität Tübingen den Ehrendoktor.

Unten: Oberförster und Moorgeologe Walter Staudacher bei einer Führung am Federsee.





Der Biberacher
Zahmarzt Heinrich
Forschner (links)
bei einer Grabung
während des Ersten
Weltkriegs.



Der Buchauer
Flaschnermeister
August Gröber,
leidenschaftlicher
Sammler und trei-
bende Kraft bei den
Ausgrabungen im
Federseeried, in
seiner Werkstatt,
inmitten einer
Pracht-Kollektion
prähistorischer
Keramik.

Jahr vor seinem Tode von der Universität Tübingen mit der Ehrendoktorwürde ausgezeichnet. Der Oberförster aus der Provinz blieb sich freilich zeit- lebens seiner Grenzen bewußt. Er mühte sich stetig um Wissensmehrung. Obwohl selbst eine archäolo- gische Autorität, holte er sich bei vielen anderen Fachleuten wissenschaftlichen Rat ein.

Mit dem Biberacher Zahnarzt Heinrich Forschner (1880–1959), der 1920 die bronzezeitliche «Siedlung Forschner» entdeckte, trat wieder ein Amateur auf den Plan. Schon vor dem Ersten Weltkrieg unter- nahm er im Kontakt mit dem Landeskonservato- rium kleinere Grabungen und erhielt dafür Lob von Fachleuten. Nach dem Kriege wurde er ein wichti- ger und verläßlicher ehrenamtlicher Mitarbeiter des – seit 1920 so benannten – Staatlichen Amtes für Denkmalpflege in Stuttgart, das, personell und fi- nanziell dürftig ausgestattet, sich um das fund- trächtige, in vorgeschichtlicher Zeit einmalig dicht besiedelte Federseebecken kaum kümmern konnte.

Die große Zeit der Buchauer Ausgrabungen – Zusammenarbeit von Heimatverein und Universität

Oscar Paret (1889–1972), Assistent und 1934 Nach- folger Peter Goeßlers in diesem Amte, führte ein- zelne kleinere Grabungen durch, bei denen zum Beispiel 1921 ein Einbaum geborgen und sechs Jahre später das Pfahlwerk einer bronzezeitlichen «Landungsstelle» gefunden wurde. In der großen Zeit der Buchauer Ausgrabungen, in den zwanzig- er Jahren, mußte sich das Stuttgarter Amt aber auf gelegentliche Besuche beschränken, auf Beobachter und Berichterstatter vor Ort – Heinrich Forschner und Walter Staudacher – stützen.

Die in Europa beispiellosen und erfolgreichen Gra- bungsunternehmungen im Federseeried sahen an- dere Akteure: Der Buchauer «Verein für Altertums- kunde und Heimatpflege», dessen treibende Kraft der Flaschner August Gröber (1856–1931) war, und die Universität Tübingen. Gröber war ein leidens- chaftlicher Sammler und bestrebt, das Ansehen seiner Heimatstadt zu mehren. Er betrieb die Ein- richtung eines Museums im Schloß 1919, dessen Exponate durch die Ausgrabungen stetig wuchsen. Der Verein, der 1920 die steinzeitliche Siedlung im Dullenried entdeckte und wenig später die spät- bronzezeitliche «Wasserburg» Buchau, wurde von Goeßler mangels Kapazität des Stuttgarter Amtes an das Urgeschichtliche Forschungsinstitut (UFI) der Universität Tübingen verwiesen, das gerade in Riedschachen und Aichbühl ausgrub.

Daraus entwickelte sich eine lange und enge Zu- sammenarbeit von Verein und Universität, zu bei-

der Vorteil. Der Verein sorgte für die Grabungs- rechte, für Grabungshelfer und Material. Tübingen übernahm die wissenschaftliche Grabungsleitung, die Finanzierung, die Öffentlichkeitsarbeit und Pu- blikation der Grabungsergebnisse.



URGESCHICHTLICHES FORSCHUNGSINSTITUT SCHLOSS TÜBINGEN

Signet des UFI. Von der Universität Tübingen, zu dem es gehörte, ist bewußt nicht die Rede.

Der Verein hielt den Tübinger Archäologen auch den Rücken frei gegen Kritik und Einwände Forschners, der der Arbeit des UFI und besonders dem örtlichen Grabungsleiter Hans Reinerth mit Skepsis gegenüberstand. Forschner, wie auch Paret und Staudacher, glaubte nicht an «Pfahlbauten» im Moor, die Reinerth gefunden haben wollte. Um das zu beweisen, wollte Forschner Grundstücke erwerben, um sie der Grabung des Vereins zu entziehen. Sie sollten für eine spätere Überprüfung der Gra- bungsergebnisse gerettet werden. Der Verein war empört und sah in Forschner einen unerwünschten Konkurrenten.

Ähnlich erging es dem Oberförster Walter Stauda- cher (1871–1933), der im Dienste von Thurn und Taxis stand und im Buchauer Schloß seinen Dienst- sitz hatte. Staudacher war ein Ausschußmitglied des Vereins und ein Pionier der Moorgeologie. Auf- grund seiner naturwissenschaftlichen Studien kam er zur Erkenntnis, daß es weder «Pfahlbauten» in Riedschachen gegeben noch die «Wasserburg» auf einer Insel im offenen, damals noch um ein Vielfa- ches größeren Federsee gelegen habe, wie Reinerth behauptete. Wegen Differenzen mit dem Grabungs- leiter trat Staudacher aus dem Verein aus. Heimlich kaufte er 1925/26 die Parzelle 1146 in der Flur Egel- see, die in der «Wasserburg» liegt. Es war die ein- zige Möglichkeit, sie der Ausgrabung des Vereins und der Universität zu entziehen, denn nicht die Aufsichtsbehörde in Stuttgart – die auf seiner Seite stand – konnte die Grabungsgenehmigung erteilen oder versagen, wie das heute der Fall ist, sondern allein der Eigentümer.



Richard Robert Schmidt, Tübinger Professor, Vorstand des Urgeschichtlichen Instituts im Schloß Hohentübingen.

Die Archäologie auf dem Weg zu wissenschaftlicher Selbständigkeit

Die wissenschaftliche Verantwortung für die Ausgrabungen der Universität Tübingen im Federseeried trug Richard Robert Schmidt (1882–1950), ein junger Paläolithiker. Schmidt, 1912 Dozent geworden, gehörte dem Geologischen Institut der Universität Tübingen an. Das ist nicht ungewöhnlich, denn die frühen Archäologen waren meist Naturwissenschaftler, Geologen, Anthropologen, Botaniker, selbst Mathematiker, daneben auch Mediziner, Architekten, Ethnologen oder Volkskundler. Noch heute ist ein Teil der Archäologie in Tübingen, das nach dem Zweiten Weltkrieg gebildete Institut für Urgeschichte und Jägerische Archäologie, der Geowissenschaftlichen Fakultät angeschlossen. Einen Lehrstuhl für Archäologie und ein entsprechend selbständiges Institut gibt es in Deutschland erst seit 1927, als der Österreicher Gero von Merhart in Marburg Ordinarius wurde.

R. R. Schmidt strebte eine Loslösung vom Geologischen Institut an. 1917 ordentlicher Professor geworden, erhielt er erst vier Jahre später einen Lehrauftrag für Urgeschichte. Er wurde Vorstand des Urgeschichtlichen Forschungsinstituts, das im Tübinger Schloß – getrennt vom Geologischen Institut, aber weiterhin im Schoß der Naturwissenschaften – vielbeneidet Räume bezog und seine Aktivitäten fast ausschließlich durch Spenden finanzierte. Das UFI entwickelte sich bald zur größten Universitäts-einrichtung in Deutschland auf dem Gebiet der Prähistorie, wies Restaurierungswerkstatt, Fotolabor und Modellschreinerei auf und richtete 1927 eine große, öffentlich zugängliche Schausammlung archäologischer Funde und Rekonstruktionsmodelle ein, die noch heute mit manchem Museum mithalten kann.

Der Zusammenbruch des Kaiserreichs 1918 bedeutete auch das Ende einer Ära. Neubeginn, neue Ansätze, Freiheit von alten Zwängen, Experimentierfreude, Pioniergeist und Aufbruchstimmung prägten die Zeit danach. Wirtschaftlich lag Deutschland darnieder, es fehlte an Geld. Schmidt repräsentierte alle diese Tendenzen und setzte sie im Bereich der Archäologie um. 1919 erkannte er seine Chance im Federseeried; die Ausgrabungen in Riedschachen und Aichbühl begannen. Die phantastischen Funde, und mehr noch Befunde, erregten Aufmerksamkeit – und machten Geld locker für weitere Grabungen und andere Aktivitäten. Als kontaktfreudiger Rheinländer knüpfte Schmidt rasch Beziehungen zu Wirtschaft und Adel.

Wissenschaft mit Show-Charakter – Modelle und Nachbauten in Unteruhldingen

Schmidt verfolgte den experimentellen Ansatz der Archäologie. Er ließ Modelle des Ergrabenen bauen, im kleinen, dann auch in lebensgroßem Maßstab, um Erkenntnisse über das Ausgegrabene zu gewinnen, aber auch, um neue Fragestellungen für neue Grabungen zu finden; nebenbei auch, um in der Öffentlichkeit weiteres Interesse zu wecken. Im «Wilden Ried» ließ er nach dem Vorbild von Riedschachen ein Pfahlhaus bauen, das zeitweise von einer «Steinzeitfamilie» bewohnt wurde. Über das freizügige, «naturnahe» Leben mit Elementen des «Wandervogel» wurde ein Film gedreht. Am Bodensee entstanden 1922 die ersten beiden «Pfahlbauten» des Unteruhldinger Freilichtmuseums – freie Rekonstruktionen vom Typ Riedschachen, bei denen Schmidt Konzessionen an touristische Wünsche machte, wie er 1930 einräumte. Eintrittsgelder, Postkartenverkauf, Geldsammlungen, Vorträge –

dank Schmidts reger Aktivität kam Geld in die Kasse. Darüber hinaus machte er der staatlichen Denkmalpflege und den Museen offen Konkurrenz, was nicht Aufgabe der Universität war und ihm bei den Kollegen keine Sympathie eintrug.

So blieb R. R. Schmidt kaum noch Zeit, sich um die Grabungen am Federsee selbst zu kümmern. Die rheinische Frohnatur reiste viel, verstand auch, zu leben und zu feiern. Im «Hauptmannshäusle» beim Tübinger Schloß gingen die Feste oft bis in die Nacht hinein. Der Tag, hieß es später mißbilligend, habe für Schmidt oft erst am Mittag begonnen. Die eigentliche Grabungsarbeit leisteten andere, ein eingespieltes Grabungsteam unter Hans Reinerth und 1925/26 unter Georg Kraft.

Auf Dauer konnte das aber nicht gutgehen. Mitte der zwanziger Jahre hatte Schmidt in Tübingen daher einen schweren Stand. Fachkollegen warfen ihm mangelnde Exaktheit und eine «schnelle Hand» in der Wissenschaft vor. Verglichen mit einem typischen Landeskind, war Schmidt bei weitem weniger bedächtigt und auch nicht kleinlich. Sicher spielte bei den fachlichen Vorwürfen auch eine Rolle, daß sich der Paläolithiker – wahrscheinlich unter dem Einfluß Reinerths – auf das ihm weniger vertraute Gebiet des Neolithikums begeben hatte, wo man ihm mangelnde Kompetenz vorhielt. Schmidt publizierte nicht viel; er entfernte sich von der Wissenschaft, hieß es.

Sein Assistent Georg Kraft (1894–1944), den Zeitzeugen als bescheiden, liebenswürdig und tüchtig

schildern, war nach kurzer Assistentenzeit in Tübingen 1926 nach Freiburg gegangen. Er baute dort die Denkmalpflege auf, wurde Privatdozent und schließlich außerordentlicher Professor, erhielt aber nie einen Lehrstuhl an der Universität Freiburg. Der wurde erst nach dem Zweiten Weltkrieg geschaffen. Krafts Tätigkeitsgebiet war vor allem die Bronzezeit, wo er für Reinerth die wissenschaftliche Auswertung der Grabungen in der spätbronzezeitlichen «Wasserburg Buchau» fertigstellte, die freilich nie erschien, sowie die Hallstatt- und Latènezeit. Als Ausgräber war Kraft dann vor allem in Südbaden tätig. Beim Bombenangriff auf Freiburg 1944 kam er ums Leben. Ein Verlust für die Wissenschaft, ein fachlich wie menschlich überzeugender Archäologe. Nach 1926 fehlte Kraft bei den Grabungen im Federseeried. Schmidts erster Assistent, Hans Reinerth, grub 1927/28 in eigener Verantwortung die «Wasserburg Buchau» und 1927 die neolithische Siedlung im Taubried aus.

Anders als der Laie Frank hatte der Wissenschaftler Schmidt seine Grenzen nicht so deutlich gesehen. Er übernahm sich. Als 1927/28 mit steigender Arbeitslosigkeit und wirtschaftlicher Schwäche der Strom der Spenden zum Rinnsal wurde, schwand die finanzielle Basis für das UFI und für Schmidts Aktivitäten. Seine Schulden mußte die Universität übernehmen. Langgehegte Ressentiments, auch pure Mißgunst anderer Tübinger Hochschullehrer, führten 1929 zu einem Verfahren, an dessen Ende Richard Robert Schmidt seinen Lehrstuhl in Tübingen

«Abschied vom Steinzeithaus im Wilden Ried 1922». Tübinger Archäologen haben der «Steinzeitfamilie» in ihrem noch im Aufbau befindlichen Haus einen Besuch abgestattet. Von rechts: R. R. Schmidt, einen Oberschenkelknochen unterm Arm und einen Totenschädel in der Hand. Kraft (?) als Gepäckträger mit dem Flitzebogen. Reinerth mit der Plattenkamera, einen Keramiktopf in der Hand; im Jackett steckt ein Steinbeil. Der Junge mit dem Regenschirm ist Schmidts Sohn Klaus.





Karl Hans Reinerth, seit 1920 Schüler von R. R. Schmidt, Gründer des Pfahlbau-Museums Unteruhldingen.

gen verlor. Man warf dem eher großzügig wirtschaftenden als kleinlich rechnenden Professor Mißmanagement und Pflichtverletzung, Verfälschung von Grabungsergebnissen in Aichbühl und Riedschachen und persönliche Bereicherung vor. So soll er Dienstreisen nicht korrekt abgerechnet haben und aus Institutsgeldern habe er sein Bad plätteln lassen. Das sind zum Teil unbewiesene, aber gängige Vorwürfe, wie sie gegen eine Person gerichtet werden, die man loshaben will.

Schmidt ging dann nach Bayern und von da ins Ausland. Lange Jahre lebte er in Jugoslawien. Dank seiner guten Beziehungen fand er immer wieder private Auftraggeber für Ausgrabungen, was ihm zu Zeiten ein glänzendes Auskommen sicherte – mit Dienstvilla, Privatsekretärin und Wagen mit Chauffeur. Bei Kriegsende kehrte er nach Oberbayern zurück, wo er in Marquardstein ein bescheidenes Leben fristete.

Archäologische Pioniertaten am Federsee -- Schichtweises Abtragen, Vermessen und Fotografieren

Richard Robert Schmidts bleibendes Verdienst ist es, daß er in Riedschachen und Aichbühl neue Maßstäbe für die Archäologie gesetzt und ein Mu-

sterbeispiel siedlungsarchäologischer Forschung gegeben hat. Zwischen 1919 und 1928 sind allein fünf Moorsiedlungen freigelegt worden mit Hausfußböden, Wandteilen, Feuerstellen, Kuppelöfen und Palisaden sowie unzähligen Funden. Das 6200 Jahre alte Aichbühler Dorf zählte 25 Häuser – Zwei-Raum-Häuser mit Vorplatz –, die in mehreren Reihen standen. In Riedschachen I wurden fünf Gebäude ausgegraben, Riedschachen II und III gehören der Schussenrieder Kultur an (4050 v. Chr.). Gleichalt ist die Siedlung Taubried I mit ihren insgesamt 18, in dichtgedrängten Zeilen stehenden Häusern; 14 davon sind erst 1937 ausgegraben worden. Die Siedlung Dullenried umfaßte acht kleine, einfach konstruierte Hütten in einer offenen Gruppe. Heute weiß man, daß sie der Horgener Kultur angehören und rund 5100 Jahre alt sind.

Als guter Organisator gestaltete R. R. Schmidt die Grabungen in neuem, effizienterem Stil. Er ließ die Grabungsfläche vermessen und in einzelne Felder einteilen, von der Geologie übernahm er die Methode des schichtweisen Abtragens des Bodens. Funde wurden nicht nur aufgelesen, sondern mit ihrem genauen Fundort festgehalten und gezeichnet, auch fotografiert. Erstmals am Federsee ist die Planfotografie angewandt worden, senkrecht von einer Leiter herab, damit es keine verzerrenden Linien gibt. Das galt vor allem für die sorgfältig freigelegten und präparierten Balkenlagen der jungsteinzeitlichen Hausfußböden und Wände, die noch Konstruktionsmerkmale erkennen ließen. Schmidt leitete die moderne Archäologie ein, auch was die enge Zusammenarbeit mit den Naturwissenschaften, besonders der Paläobotanik angeht, welche die natürlichen Lebensumstände zur Zeit der Moorbauten erforscht. Die archäologischen Methoden am Federsee wurden rasch anderwärts übernommen und angepaßt.

Freilich ist es schwer zu entscheiden, welche Verdienste auf das Konto Schmidts und welche auf jenes seiner Assistenten, vor allem Reinerths, gehen, die ja vor Ort die praktische Arbeit leisteten. Karl Hans Reinerth (1900–1990), im siebenbürgischen Bistritz geboren, war 1918 nach Tübingen gekommen, um dort das Theologie- oder ein Lehrerstudium zu absolvieren. Der evangelische Theologiestudent half in den Semesterferien 1919 bei den Ausgrabungen am Federsee mit und erkannte hier offenbar ein interessantes Arbeitsfeld, wo man es binnen kurzem zu etwas bringen konnte, denn die Archäologie war damals eine noch junge Wissenschaft. 1920 sattelte Reinerth um und wurde Schüler Schmidts, obwohl ihm für dieses Studium eigentlich die Studienberechtigung fehlte. Früher hat man

So hat, nach Hans Reinerth, das jungsteinzeitliche Dorf Aichbühl ausgesehen, das freilich 2000 Jahre älter ist, als vom Ausgräber angegeben.

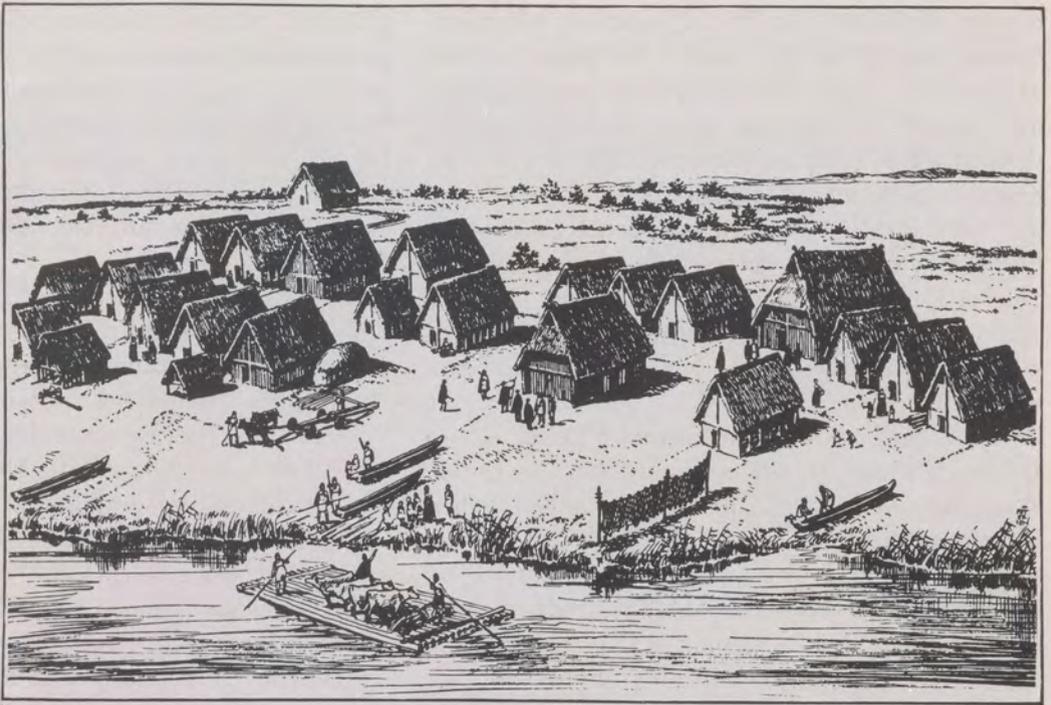


Abb. 32. Moor Dorf Aichbühl, ein nordisches Dorf der Jüngerer Steinzeit, um 2200 v. Chr.

Aichbühl: Hans Reinerth vor einem Hausfußboden mit Feuerstelle, die im Moorboden erhalten blieben.



das aber nicht so genau genommen, denn auch R. R. Schmidt hatte ohne Abitur studiert. Nach nur zwei Semestern Studium bei Schmidt und mit den praktischen Erfahrungen als örtlicher Grabungsleiter im Federseeried promovierte Karl Hans Reinerth 1921 mit einer ordentlichen Arbeit zum Dr. rer. nat. und wurde dann Assistent Schmidts. Die akademische Schnellbleiche des Seiteneinsteigers Reinerth war für damalige Verhältnisse so ungewöhnlich nicht; in der Weimarer Republik hatten die meisten Vor- und Frühgeschichtler in Deutsch-

land keinen rechten Studienabschluß im Fach vorzuweisen.

Karl Hans Reinerth, der verhinderte Professor

Reinerth machte seinem Lehrer einen Teil des Erfolges streitig. Der karrieresüchtige Jungwissenschaftler, bei Studenten und vor allem bei der Grabungsmannschaft weitaus beliebter als Schmidt, sah seine Arbeit nicht ausreichend gewürdigt und sich selbst im Fortkommen behindert. 1925 hatte er sich in Tü-

bingen habilitiert. Der Privatdozent mit schmalem Einkommen wollte nun selbst Professor werden und meinte, dies nach seinen aufsehenerregenden und beispiellosen Ausgrabungen am Federsee auch verdient zu haben. Im Tübinger UFI kam es zum Konflikt. Schmidt warf Reinerth vor, Angestellte und Öffentlichkeit gegen ihn aufgehetzt zu haben. Insbesondere schmerzte ihn, daß sich seine Nichte, die bei ihm studierte, mit Reinerth gut verstand und sich auch gegen ihn wandte. Im Verfahren gegen Schmidt sagte 1929 Reinerth gegen seinen «Chef» aus. Damit war jedoch sein langgehegter Wunsch, als Professor auf Schmidts Lehrstuhl im Tübinger Schloß zu sitzen, unerfüllbar geworden. Reinerth wurde 1930 Leiter des Urgeschichtlichen Forschungsinstituts, aber nicht Professor. Ein schwerer Schlag für den tief frustrierten Aufsteiger. Daß ihm die «Professoren-Mafia» trotz warmer Empfehlungen von Fachleuten in Deutschland, darunter Gerhard Bersu, keinen Lehrstuhl gönnte, mag auch an der Person Reinerths gelegen haben. Er

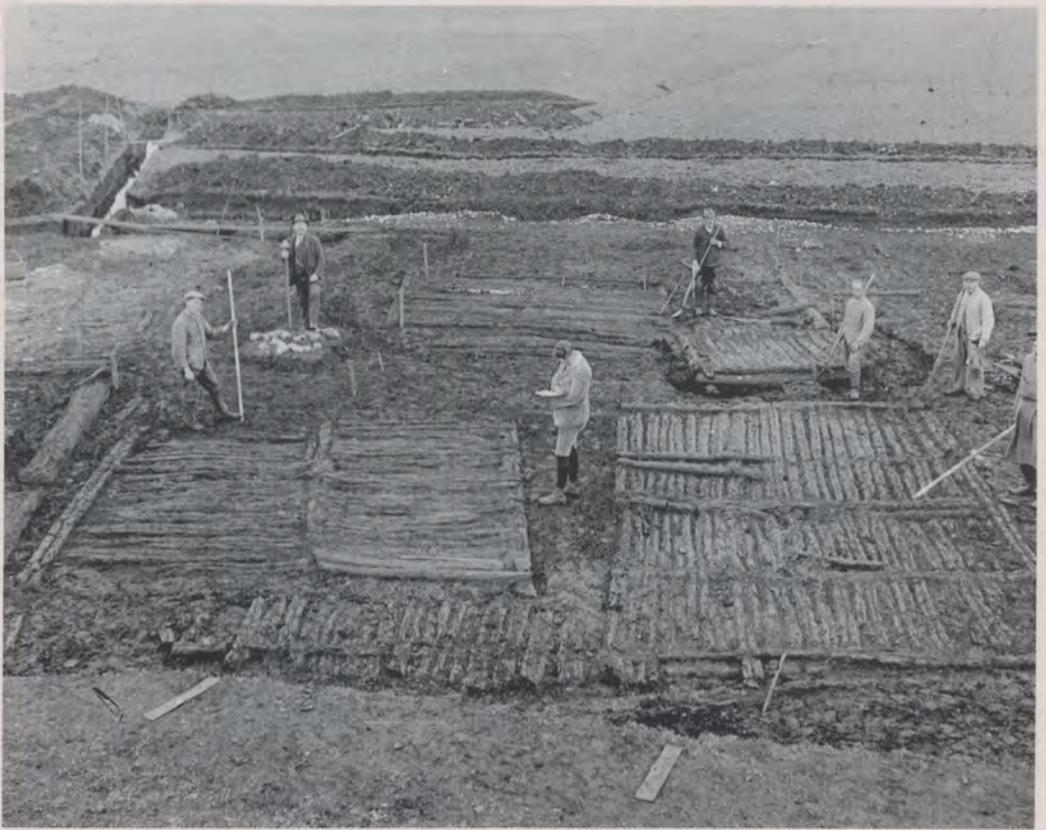
galt nicht nur als außerordentlich ehrgeiziger Emporkömmling, sondern auch als sehr selbstbewußt, arrogant und herrschsüchtig. Der Schriftsteller Ludwig Finckh aus Gaienhofen, dem man eine unfreundliche Haltung gegenüber Auslandsdeutschen nicht nachsagen kann, schrieb nach einem Besuch am Federsee über ihn: *Reinerth, der Moormann, befielt.*

Freilich gab es auch fachliche Gründe. Reinerth ist über die Ausgrabungen der «Wasserburg Buchau» und im Taubried trotz Ankündigung und Versprechens die wissenschaftliche Auswertung und die Vorlage der Ergebnisse schuldig geblieben, er hat zeitlebens keine Rechenschaft über diese großen und wichtigen Ausgrabungen, die er in eigener Verantwortung durchführte, abgelegt. Mehrfach angemahnt, hat er nichts abgeliefert, an dem man seine wissenschaftliche Qualifikation hätte ablesen können. Erschienen sind nur populäre Büchlein, die, wie die Grabungen selbst, in der Öffentlichkeit großen Anklang fanden, bei denen aber selbst Fach-



Hans Reinerth untersucht im Jahr 1925 die noch bis zur Grasnarbe reichenden Pfahlstümpfe der Palisade um die «Wasserburg Buchau».

«Grabung in der
Wasserburg Buchau»
im Sommer 1925.

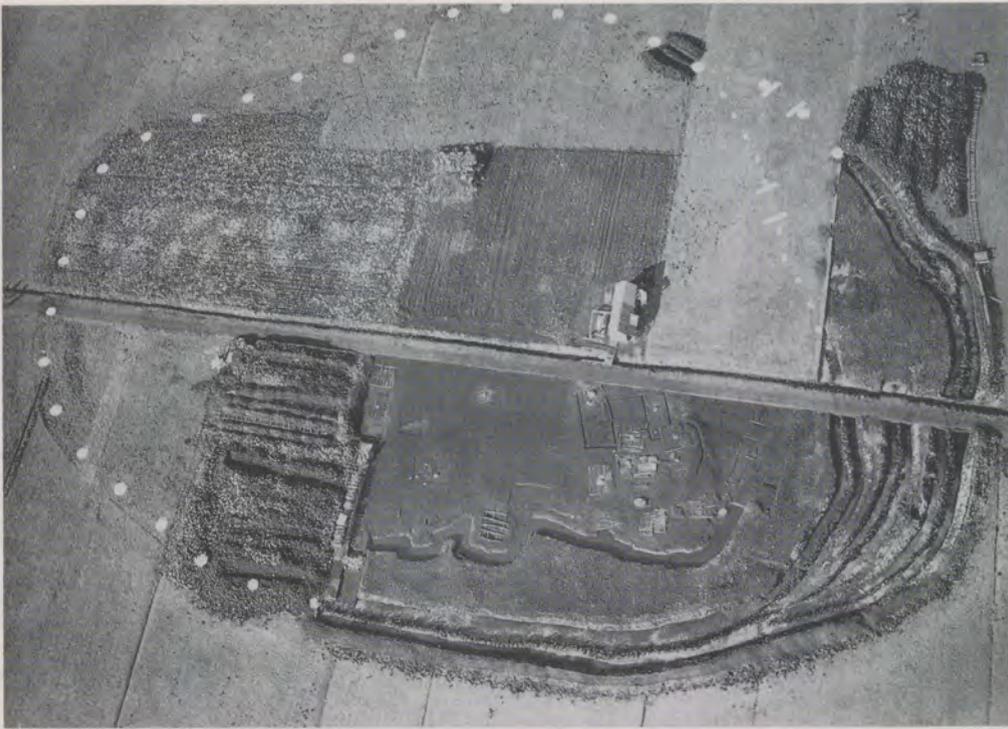


kollegen Dichtung und Wahrheit nicht zu unterscheiden vermögen. Sicher scheint nur, daß manches so nicht stimmen kann, daß mitunter Funde falschen Fundorten zugeschrieben sind, damit sie vorgefaßten Meinungen und Theorien nicht entgegenstehen. Auch Selbsttäuschungen mögen bei den Fehlinterpretationen eine Rolle gespielt haben. Nachprüfbar ist einstweilen nur wenig.

Auch die Caisson-Grabung 1929/30 vor Sipplingen im Bodensee, eine weitere große Leistung Reinerths, ist nicht vollständig und korrekt publiziert. Bei dem wagemutigen Versuch galt es wohl, erhebliche technische Probleme wie Wassereintrüche zu bewältigen, was nicht immer gelang. Auch das Ergebnis entsprach wohl nicht ganz seinen Erwartungen, zu einer geplanten weiteren Ausgrabung kam es auf jeden Fall nicht mehr. So ist der «Nachbau» des neolithischen «Dorfes Sipplingen» im Unteruhldinger Pfahlbaumuseum eine phantasievolle Mischung aus den in Riedschachen und Aichbühl ausgegrabenen Moorhäusern, die auf eine Pfahlbauplattform gestellt wurden, und einer massiven Umwehrung, für die man sich die um 3000 Jahre jüngere Anlage des spätbronzezeitlichen Dorfes von Biskupin in Nordwestpolen ausgesucht hatte. Vor Sipplingen waren bei der Grabung 1929/30 nur ein Stück landseitiger Dorfzaun und unvollständige Hausgrundrisse ermittelt worden.

Karriere mit dem Parteibuch: «Die deutsche Vorgeschichte ist eine kämpfende Wissenschaft»

Nachdem ihm im Hochschulbetrieb die begehrte Anerkennung und «Belohnung» versagt geblieben war, hat Hans Reinerth sein Glück auf anderem Wege gesucht. Er schloß sich der «Bewegung» an. 1931 trat er in die NSDAP ein, vermutlich auf Werbung eines «alten Kämpfers» und SA-Sturmführers in Tübingen, des Institutsfotografen Heinz Dürr. Er gehörte wie der Institutsschreiner Chr. Murr und Schmidts Nichte Gerda Ströbel zu Reinerths Freundeskreis, nach anderer Quelle zu seinem Fan-Club. Reinerths Karriere machte nun einen Knick: aus wissenschaftlicher Sicht nach unten, aus seiner Sicht steil nach oben. Der redegewandte Archäologe verschrieb sich der Partei als Propagandist und Ideologe. 1932 leitete er die Fachgruppe Vorgeschichte in Alfred Rosenbergs «Kampfbund für deutsche Kultur», die sich die *Säuberung und Ideologisierung der deutschen Vor- und Frühgeschichte* vorgenommen hatte. Die *deutsche Vorgeschichte*, so Hans Reinerth später, *ist eine kämpfende Wissenschaft*. Das Völkische und Rassistische galten nun als Leitmotiv, Wehrhaftigkeit, Führerprinzip und das neue Frauenideal waren Grundideen. Die Archäologie hatte dem Volk zu dienen, war Waffe im Kampf gegen die feindliche Umwelt.



Die «Wasserburg Buchau» während der Ausgrabungen 1928 aus der Luft. Deutlich ist der Verlauf der Palisaden zu erkennen, links und oben durch weiße Punkte ergänzt. Die helle, freigelassene Fläche ist die Parzelle 1146, die Walter Staudacher durch Ankauf zeitweise vor der Ausgrabung rettete.



Abb. 66. Wasserburg Buchau, Jüngere Siedlung um 900 v. Chr.

So hat Hans Reinerth seine Grabungsbefunde in dem Buch «Wasserburg Buchau» interpretiert: Eine von Palisaden geschützte Insel im Federsee, auf der in der jüngeren Siedlungsphase um 900 v. Chr. hufeisenförmige Gehöfte stehen, darunter in der Mitte das des «Führers».

Dem nationalsozialistischen Gedankengut stand Reinerth nicht nur allgemein, dem Zeitgeist entsprechend, sondern auch aus persönlichen Gründen nahe. Reinerth war ein Heimatloser, Entwurzelter. In der k. u. k. Monarchie als Deutschösterreicher geboren und aufgewachsen, bekam er die ungarische Nationalität und wurde durch den Friedensvertrag von Trianon 1920 plötzlich Rumäne. Er freilich fühlte sich nie anders denn als dem großen deutsch-österreichischen Volk angehörig. Unter den Deutschen wurde er als Auslandsdeutscher freilich nicht ganz für voll genommen, blieb er ein Fremdkörper. Kein Wunder, daß er im romantisch-sentimentalen Völkischen eine neue Heimat suchte und fand, ein Außenseiter, dem die neue Gemeinschaft

Geborgenheit versprach. Tief verletzt hat ihn deshalb, als sich Oscar Paret mokierte: Was er, Reinerth, denn immer mit dem Völkischen habe, er gehöre doch selbst gar nicht dazu, er sei ja kein vollwertiger Deutscher.

Germanen-Erben gegen Römlinge – Wissenschaft und Weltanschauung

Während seines Kurzstudiums hatte der junge Reinerth zwei Praktika absolviert, eines in Berlin, eines in Halle. An der Universität Berlin lernte er Professor Gustaf Kossinna kennen, der «Siedlungsarchäologie als Ahnenforschung» betrieb. Vom geschichtlichen Anrecht eines Volkes auf seinen Grund und

Boden war da die Rede. Aus der Fund- und Verbreitungskarte der Germanen ließen sich, wenn nicht Rechtsansprüche, so doch Begründungen für die Expansion der nordischen Rasse ableiten, die in dem populären Schlagwort «Volk ohne Raum» ihre ideologische Fortführung fanden. Das war Wissenschaft im Dienste der Politik. Und Reinerth lobte Kossinna 1938, daß er *die hohe politische Bedeutung der deutschen Vorgeschichte für die Gegenwart erkannt* habe. In Halle lehrte der rassistische «Volkeitskundler» Professor Hans Hahne.

Die Betonung des Völkisch-Germanischen in der noch jungen Wissenschaft der Vor- und Frühgeschichte muß auch unter dem Aspekt der Abgrenzung und der Opposition zur Klassischen Archäologie gesehen werden, die lange Zeit das Feld der wissenschaftlichen Archäologie allein beherrscht hatte. Es war ein Kampf der «Germanen-Erben» gegen die «Römlinge». Urgermanenforschung war angesagt, für römische Ausgrabungen im Rheinland war nun kein Geld mehr da. Die Reichs-Limeskommission, deren Gründung vor hundert Jahren 1992 gefeiert wird, beendete ihre Arbeit 1937, bevor sie aufgelöst wurde.

Der Weg für die Ideologisierung, für die Abkehr von der reinen Wissenschaft, ja für den Mißbrauch der Wissenschaft war gebahnt. Es ging darum, die Überlegenheit der – was die Deutschen anbetraf: nach 1918 «gedemütigten» – germanischen Rasse

auch in der Vergangenheit zu beweisen, den *Siegeszug der nordischen Kulturen in der Vorzeit* zu belegen. Die Gelehrten hatten dem Volk klar zu machen, daß *der Ursprung der europäischen Kultur durch die sieghafte Ausbreitung der Germanen, der nordischen Rasse*, überhaupt erst begründet wurde. So gelang es Reinerth mühelos, in den Grundrissen griechischer Tempel die Konstruktionsmerkmale germanischer Holzhäuser, ja der neolithischen Moorbauten aus dem Federseeried wiederzuerkennen. Das «zweiräumige Rechteckhaus mit Vorhalle» kam für ihn auch im Troja Homers zum Vorschein. Bei entsprechendem Hinsehen fand sich «nordische Kultur» überall. Der Drang zur Überkompensation des nationalen, im Falle Reinerths auch persönlichen Minderwertigkeitsgefühls nach dem Ersten Weltkrieg trieb wunderliche Blüten.

Die Rache des braunen Moormanns

Schon 1930 hatte Reinerth die These vertreten, einen Gedanken seines Lehrers R. R. Schmidt aufnehmend, daß archäologische Forschung, Denkmalpflege, Museen und Volksbildung in Sachen Vergangenheit in einer Hand zusammengefaßt gehörten. Den Gedanken der Zentralisierung, der «Gleichschaltung» vertrat er auch in seiner neuen Funktion als Ideologe und Propagandist im Amt Rosenberg. Wer immer von den Fachkollegen und



Bei der Grabung in der «Wasserburg Buchau» 1937 erläutert Hans Reinerth (mit ausgestrecktem Arm) ausgewählten Gästen die Bergung eines Einbaums.



Der Stab des «Führer»-Stellvertreters Rudolf Heß besucht 1935 das Pfahlbaumuseum in Unteruhldingen. Vorne Alfred Rosenberg neben Hans Reinerth (mit Brille).

Institutionen sich dagegen stemmte, etwa das Deutsche Archäologische Institut oder die Römisch-Germanische Kommission mit seinem Förderer Gerhard Bersu, dem sagte Reinerth den Kampf an. Verfolgt, ja bedroht wurden jene Forscher, denen die völkisch-politische Ausrichtung *höchst unwillkommen war*, wie Hans Reinerth formulierte, jene, die weiterhin von der *Kulturlosigkeit und dem Barbarentum der Germanen* – im Vergleich zu den Völkern des Klassischen Altertums – redeten, die der *angeblichen Minderwertigkeit* der nordischen Rasse nicht energisch genug widersprachen. Das Federseegebiet diente Reinerth als Beweis: Dieser *einsame Vorposten völkischer Vorgeschichtsforschung in Süddeutschland*, heißt es im Vorwort zur populären Schrift über die «Wasserburg Buchau» 1936, habe dem deutschen Volk (...) *allen Barbarenmärchen zum Trotz die Höhe seiner ältesten Baukunst erschlossen und jahrhundertealte Irrlehren widerlegt*. Und dann pathetisch: *Der ewige Strom des Blutes verbindet uns über die Zeiten hinweg mit jenen nordischen Bauernsöhnen*, die damals dort siedelten.

Polemik gegen Fachkollegen trug Hans Reinerth 1933 ein Disziplinarverfahren an der Universität Tübingen ein, der er als Privatdozent bis 1934 angehörte. Der Bericht des Ausschusses bescheinigte

ihm, daß die *Grenzen des Anstandes und der Sachlichkeit nicht selten überschritten wurden*. Rosenberg aber dankte ihm seine verbalen Keulenschläge. 1934 war es endlich soweit. Hans Reinerth wurde Professor für Vor- und Frühgeschichte. An der Universität Berlin war eigens für ihn der frühere Kossinna-Lehrstuhl bereitgestellt worden. Im selben Jahr avancierte Rosenbergs Berater für Fragen der deutschen Vorgeschichte zum Bundesführer des «Reichsbundes für Deutsche Vorzeit», in dem alle Prähistoriker Mitglied sein sollten. So wurde auch der «Verein für Pfahlbau und Heimatkunde», der in Unteruhldingen das Pfahlbaumuseum betrieb, 1934 Mitglied des Reichsbundes. Als «Freilichtmuseum Deutscher Vorzeit des Reichsbundes für die weltanschauliche Erziehung des deutschen Volkes» wurde das Museum zum Instrument der Propaganda. Reinerth vertrat seit 1931 das Museum nach außen und hatte es damals um ein Bronzezeit-Dorf, das er der «Wasserburg Buchau» nachbildete, erweitert. Kein Anhänger der Gleichschaltung und sogar ein Opfer der braunen Machthaber war der Leiter des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege und Chef der Altertümersammlung in Stuttgart, Peter Goëßler (1872–1956). Er hatte abfällige Bemerkungen über den württembergischen NS-Kultusminister Chri-

stian Mergenthaler gemacht, die diesem hintertragen worden waren. Mergenthaler schickte Goeßler 1934 in die Wüste, nach Tübingen. Die Mitgliedschaft in der NSDAP, die von Amtsleitern damals erwartet wurde, hatte den hochverdienten Landesarchäologen nicht davor gerettet. In späteren Jahren hielt der Professor an der Universität gutbesuchte Vorlesungen.

Erdbraun als Modefarbe des Berufsstands der Archäologen

Für nationale oder gar nationalsozialistische Ideen aufgeschlossen zeigten sich in den dreißiger Jahren sehr viele Prähistoriker in Deutschland. Werner Hülle (1903–1974), der 1927 noch als Assistent R. R. Schmidts am Federsee grub, war einer von ihnen. Mit dem ein Jahr später nach Tübingen gekommenen Gustav Riek verstand er sich – nicht nur aus Konkurrenzgründen – überhaupt nicht und ging 1930 ans Museum nach Halle, wo er bei Professor Hahne arbeitete. 1934 und 1936/37 grub er die Ilsehöhle bei Ranis aus. 1935 wechselte er zu Reinerth nach Berlin, mit dem er gut stand und wo er sich auch habilitierte. Das Kriegsende erlebte Hülle in Süddeutschland. Schon damals, mehr noch aber nach dem Kriege, wandte er sich menschlich enttäuscht von Reinerth ab. Werner Hülle fand nach 1945 keine Anstellung mehr in seinem Fach und verdiente seinen Unterhalt zunächst auf einem Bauernhof. Der kommunikative, eher weiche Mensch, dem das Lehren Freude bereitete, hat es nie verwunden, nicht mehr an einer Universität arbeiten

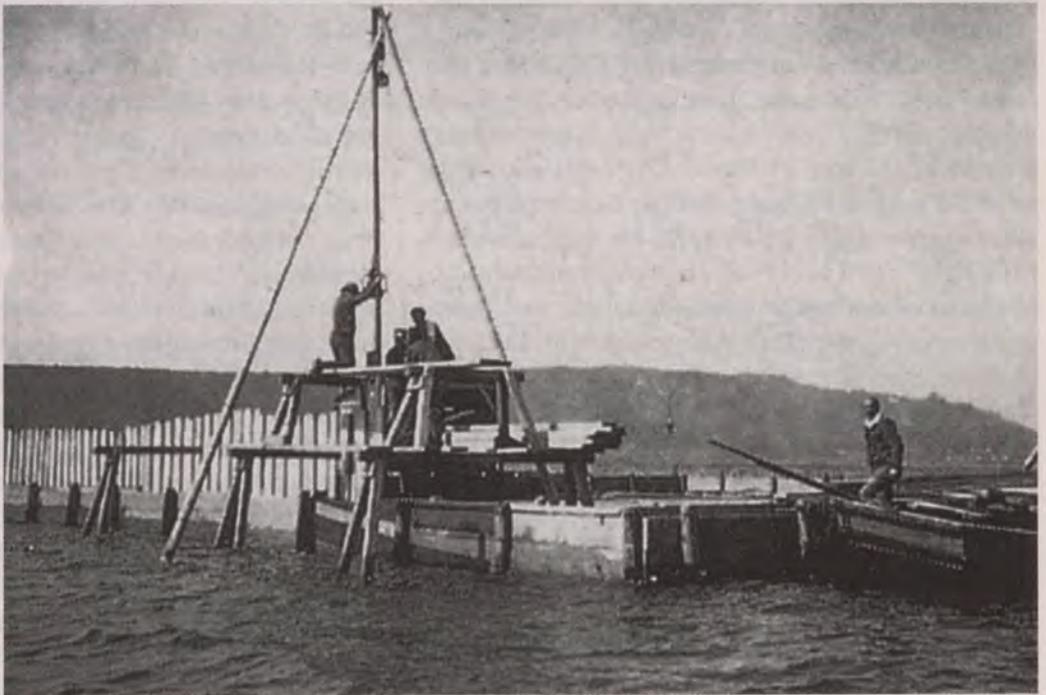
zu können. Als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Pädagogischen Arbeitsstelle für Erwachsenenbildung fand er Ende der fünfziger Jahre ein Unterkommen, 1968 bis 1971 war er ihr Leiter. Auf einer seiner vielen Exkursionen starb er in Aix-en-Provence 1974 an einem Gehirnschlag.

Die bloße Parteimitgliedschaft genügte damals manchen Archäologen nicht. Walther Veeck (1886–1941) gehörte sogar der SS an. Veeck, der Assistent Goeßlers war und dessen Nachfolger als Leiter der Sammlungen im Alten Schloß wurde, war den Machthabern als SS-Untersturmführer genehm. Der Pfarrersohn aus der Pfalz entsprach so gar nicht dem Bilde, das man sich von einem Gelehrten machte. Die hehre, die trockene Wissenschaft wußte er mit dem praktischen Leben kraft- und saftvoll zu verbinden. Ein Mann der Tat, ein Nimrod, der sich auch vor dem Teufel Alkohol nicht fürchtete. Als Kriegsfreiwilliger hatte er bei der Feldartillerie fast den ganzen Krieg mitgemacht, bis er 1918 bei Langemarck verwundet wurde. In den frühen Zwanzigern kam er nach Stuttgart ans spätere Landesmuseum. Mit seinem Werk über «Die Alamannen in Württemberg» 1931, vom Thema her im Trend der aufkommenden Zeit, aber auch später noch ein Standardwerk, ist er in die Frühgeschichtsforschung des Landes eingegangen.

Kulturkampf mit dem SS-«Ahnenerbe»

Walther Veeck war kein Einzelfall, in Heinrich Himmlers Truppe sammelten sich viele Wissenschaftler. Der ganze archäologische Lehrstuhl der

*Beim Setzen der
Spundwände für die
Caisson-Grabung
1929 vor Sipplingen.
Nachdem das Wasser
aus dem Spundwand-
Kasten herausge-
pumpt war, konnte
die archäologische
Untersuchung des
Seebodens im
Flachwasserbereich
fast wie an Land
erfolgen.*



Universität Marburg trat geschlossen in die SS ein. Das hatte Methode. Die SS wurde als das «kleinere Übel» angesehen, denn Himmlers schwarze Uniformträger bildeten im Ringen um die Gunst des Führers und um die Macht ein Gegengewicht zum Einfluß Rosenbergs und seines «Amtes für geistige und weltanschauliche Schulung der NSDAP», dessen Abteilungsleiter Hans Reinerth war. Wer sich Reinerth widersetzen wollte, tat gut daran, sich starker Bataillone zu versichern. Himmlers 1935 gegründeter Verein «Ahnenerbe» war die Auffangstation für Gleichschaltungsunwillige. Von ihnen ist 1937/38 auch ein erstes Parteigerichtsverfahren gegen Hans Reinerth wegen Verunglimpfung von Parteigenossen angestrengt worden. Reinerth kam bei diesem Machtkampf glimpflich davon, durfte Pg. (Parteigenosse) bleiben und seine Funktionen behalten.

Zu den entschiedenen Gegnern Reinerths im Schwäbischen zählte Johannes Gustav Riek (1900–1976), als Paläontologe eine Kapazität, der bei seinen zahlreichen Höhlengrabungen die naturwissenschaftliche Beobachtungsweise eingeführt hatte und so über die bis dahin übliche reine Objektbeschreibung hinausging. Riek hat in der Höhlenarchäologie Neuland betreten wie Schmidt und Reinerth im Moor. Riek hat systematisch die Schwäbische Alb erforscht und dabei bedeutende Entdeckungen gemacht. Die Krönung seiner Ausgräbertätigkeit war der Fund der Figürchen aus Mammutelfenbein in der Vogelherd-Höhle im Lonetal. Sie gehören zu den ältesten Kunstwerken der Menschheit und sind rund 35 000 Jahre alt. Der in Stuttgart geborene Geologe Riek kehrte nach kurzem Aufenthalt am Geologisch-paläontologischen Institut der Universität Halle 1928 als Assistent nach Tübingen zurück, wo er für R. R. Schmidt im Federseeried die Schlußuntersuchung von Aichbühl vor Ort leitete. Der Assistent an der nach Schmidts Weggang in «Urgeschichtliches Institut» umbenannten Lehr- und Forschungseinrichtung habilitierte sich 1934 und wurde ein Jahr darauf zum außerordentlichen Professor und Leiter des Instituts ernannt. Das Urgeschichtliche Institut ist dabei von der Geologisch-naturwissenschaftlichen zur Philosophischen Fakultät, also zu den Geisteswissenschaften, gewechselt.

Ausgräber des keltischen Fürstengrabhügels «Hohmichele» ständig mit einer Pistole bewaffnet

1937 kam es zum Konflikt mit Reinerth. Im Jahr zuvor hatte Reinerths «Reichsbund für Deutsche Vorzeit» in Ulm seine Jahrestagung abgehalten, bei der



Johannes Gustav Riek, als Paläontologe anerkannt und erfolgreicher Ausgräber in der Vogelherd-Höhle im Lonetal, ein entschiedener Gegner Hans Reinerths.

auf den großen keltischen Fürstengrabhügel «Hohmichele» nahe der Heuneburg an der Donau aufmerksam gemacht wurde. Man glaubte hier wegen der Größe des Hügels die reichste hallstattzeitliche Bestattung zu finden – mit viel Gold. Die hohen Erwartungen und der publizistisch-ideologisch hohe «Marktwert» dieser Ausgrabungen bewogen Reinerth, sich um die Erforschung des «Hohmichele» zu bemühen. Das rief seine Gegner auf den Plan. Walther Veeck, der Denkmalschützer in der schwarzen Uniform, gewann Himmlers «Ahnenerbe» und Gustav Riek als den qualifizierten und auch gleichrangigen – Professortitel! – Ausgräber. Riek, der als Paläolithiker ursprünglich gar nicht mitmachen wollte, hat dann für eine gut organisierte und für die damalige Zeit vorbildliche Ausgrabung gesorgt und, was ihn von Reinerth abhebt, für eine rasche und sorgfältige wissenschaftliche Publikation der großartigen Funde und Befunde. Die Grabungen 1937/38 mit Hilfe des Reichsarbeitsdienstes standen unter dem Schutz der SS, die nachts die Grabungsstelle mit Posten unter Gewehr bewachte. Die martialische Bewachung mag merk-

würdig erscheinen, doch gilt es zu bedenken, daß die SS bei «ihrer» Prestige-Ausgrabung, die sie auch bezahlte, demonstrativ beteiligt sein wollte. Offenbar befürchtete man auch Überfälle, Diebstahl oder Sabotageakte, denn Riek soll auf der Grabungsstelle ständig mit einer Pistole bewaffnet gewesen sein. Übrigens, auch das Fürstengrab von Hochdorf ist in der «heißen Phase», als die Goldfunde zutage traten, nächtens von Polizei beaufsichtigt worden.

Vom «Hohmichele» abgesehen, hat es noch weitere siebzehn «SS-Grabungen» gegeben. Riek hat zum Beispiel auch die altsteinzeitliche Haldensteinhöhle bei Urspring 1936 mit SS-Hilfe ausgegraben. Eine Inschrifttafel kündigt noch heute stolz von dieser Kulturtat der SS.

Nach der «Hohmichele»-Grabung wurde Riek 1938 von Himmler gedrängt, in die SS einzutreten, wo er «Ehrenführer der SS» – ein reiner Ehrentitel – und später Obersturmführer wurde. Für Riek war dieser Eintritt eine unangenehme Pflicht, wie Zeitzeugen urteilen. Der Professor wird als Deutschnationaler, aber nicht als genuiner Nationalsozialist geschildert, den braunen Proleten durchaus abhold. Noch vor dem Abitur hatte sich der junge Riek als Kriegsfreiwilliger gemeldet und war 1918 mit dem Ersatzbataillon des Grenadierregiments 119 für sein geliebtes Vaterland ins Feld gezogen. 1929 Mitgliedschaft in der NSDAP und 1935 SA-Truppführer sind weitere Stationen, zu denen sich der als Sonderling charakterisierte, bescheidene, nette und von seinen Studenten als Lehrer wie als Mensch hochgeschätzte Wissenschaftler auch nach dem Kriege noch bekannte. 1940 zog er wieder in den Krieg, war im Jahr darauf Chef einer Pionierkompanie an der finnisch-russischen Front in Karelien. Als vermißt, ja, als gefallen gemeldet, erlebte er das Kriegsende in einem Schweigelager, zuletzt in Polen, wo ihn ein russischer Politoffizier befreite, wohl aus Dankbarkeit dafür, daß ihm der Deutsche früher das Leben gerettet hatte. Nach dem Krieg arbeitete Riek als Geologe beim Forstamt im Schönbuch, bis er in den 50er Jahren wieder nach Tübingen an ein eigens für ihn geschaffenes Urgeschichtliches Universitätsinstitut zurückkehrte, denn «sein» alter Lehrstuhl war inzwischen mit Kurt Bittel besetzt. Der zurückhaltende, aber immer noch als hervorragend gerühmte Wissenschaftler Riek widmete sich dann wieder der Höhlenarchäologie auf der Alb, darunter der Erforschung der Brillenhöhle.

Konnte Hans Reinerth durch Riek am «Hohmichele» ausgebootet werden, so war dem Berliner Professor zuvor im Federseeried ein Erfolg gelun-



Portraitskizze von Professor Oscar Paret, der schon im Dritten Reich Reinerths «Wasserburg Buchau» zur «Moorsiedlung Egelsee» herabstufte.

gen. Mit erheblichem politischem Druck bewog er die Witwe Staudachers, die ausgesparte Parzelle 1146 in der «Wasserburg Buchau» an die Gemeinde zu verkaufen und damit zur Ausgrabung freizugeben. 1937 hat Reinerth auch diesen Teil untersucht und dabei einen Einbaum und ein Holzrad geborgen.

Reinerths Stern im Sinken – Oscar Paret schreibt 1941 einen «Nachruf» auf dessen Pfahlbautheorie

Zu Anfang des Kriegs war Reinerths Stern schon im Sinken. Immer mehr Fachkollegen wagten es nun, ihm offen zu widersprechen. Oscar Paret etwa, der Nachfolger Goëßlers in der Stuttgarter Denkmalspflege. Er schrieb auf Reinerths Theorie von den Pfahlbauten 1941 einen «Nachruf». Und die «Wasserburg Buchau», das Paradestück, nannte er nach dem Flurnamen «Moorsiedlung Egelsee» ganz nüchtern und glanzlos. Sie sei niemals eine Burg gewesen und schon gar nicht auf einer Insel im Wasser des Federsees gelegen, weshalb die «Wasserburg» auch in Anführungszeichen gesetzt wird.



Das Land um den Federsee von Südwesten. Die große Siedlung ist Bad Buchau. Rechts vorne der Henauhof, darüber liegt das Taubried, rechts davon das «Wilde Ried», darüber dann die «Siedlung Forschner», die «Wasserburg» und das Dullenried.

1943/44 mußte sich Reinerth einem neuerlichen Parteiausschlußverfahren wegen Verunglimpfung von Kollegen und Parteifreunden stellen und seinen Parteiausweis abgeben. Der Krieg verhinderte den Abschluß des Verfahrens. Paret konnte der Ankläger nicht gewesen sein, man vermutet ihn in den Reihen der «Ahnenerbe»-SS-Kollegen, denn der Schwabe war nicht einmal Parteimitglied – ein weißer Rabe. Dies freilich nur, weil, wie es hieß, die Partei ihn gar nicht aufnehmen wollte. Dennoch verfügte Paret über erstaunlich gute Beziehungen, die dem autoritären Archäologen halfen, das Dritte Reich in Amt und Würden zu überstehen. Als politisch «unbelastet» blieb er danach bis 1954 Leiter der Denkmalpflege.

Vom Erzkontrahenten seit den zwanziger Jahren, Hans Reinerth, hatte Oscar Paret seit Kriegbeginn nichts mehr zu fürchten. Denn unter Rosenberg, der 1941 Reichsminister für die besetzten Gebiete im Osten geworden war, avancierte Hans Reinerth zum Beauftragten für die Vor- und Frühgeschichte in den besetzten Ostgebieten und war damit weit weg vom Schuß. Reinerths Aufgaben dürften nicht nur Ausgrabungen, sondern auch, zusammen mit

Fachkollegen, Konfiszierungen von Museumsgut gewesen sein. 1944 zog der Berliner Professor nach Salem um und erlebte die Wende auf «Tauchstation» am Bodensee. 1949 überstand er die Entnazifizierung in Freiburg wenig beschadet.

Versuche danach, in Baden-Württemberg oder Niedersachsen als Professor an einer Universität wieder Fuß zu fassen, scheiterten an der Phalanx der im Dritten Reich von ihm gebeutelten Kollegen. Jene, die er sich damals zu Feinden gemacht hatte, waren nun in der stärkeren Position. Nur mit Schweizer Archäologen, darunter dem eingefleischten Pfahlbauten-Anhänger Karl Keller-Tarnuzzer, blieben Kontakte bestehen. In der Schweiz hatte Reinerth 1925, 1932 und 1934 Ausgrabungen geleitet, über die jüngere Steinzeit der Schweiz ein Buch verfaßt und zusammen mit Keller-Tarnuzzer die Vorgeschichte des Kantons Thurgau beschrieben. Am deutschen Ufer des Bodensees aber war ein Anknüpfen an seine Forschungen von vor dem Krieg, an die große Zeit der Ausgrabungen am Federsee und an die Erforschung der Mittelsteinzeit in Oberschwaben (1928–1930) und am Bodensee nicht möglich.

Erst seit 1979 sind jüngere, von den Querelen der Vergangenheit unbelastete Archäologen des Landesdenkmalamts dabei, zu retten, was noch zu retten ist. Die Zeit ist nicht stehen geblieben, und die Untersuchungen haben gezeigt, daß sich die Erhaltungsbedingungen für Moorsiedlungen seit den 20er und 30er Jahren durch die wiederholten Entwässerungsmaßnahmen stetig verschlechtert haben. Wenn der Grundwasserspiegel sinkt, die bedeckenden und schützenden Torfschichten fehlen und die landwirtschaftliche Nutzung bereits in die Siedlungsschichten eingreift, dann ist nicht mehr viel Zeit zu verlieren. Die siedlungsarchäologischen Untersuchungen im Alpenvorland, bei denen sich die Deutsche Forschungsgemeinschaft finanziell stark engagiert, haben einen Schwerpunkt in der Ausgrabung der «Siedlung Forscher», die nur wenige hundert Meter neben der «Wasserburg» liegt. Beteiligt daran ist auch das Württembergische Landesmuseum (Erwin Keefer), vor allem aber das Landesdenkmalamt (Helmut Schlichtherle), das seine Untersuchungen inzwischen auf den Nordteil des Federseerieds ausgedehnt hat. Dort scheinen die Erhaltungsbedingungen noch etwas besser zu sein als im Südteil, der vor dem Zweiten Weltkrieg das Hauptarbeitsgebiet gewesen war. Überprüfungen in den alten Grabungsstellen haben ergeben, daß Reinerths Fundschichten heute zerstört sind. Seine Grabungsergebnisse lassen sich daher auch im Nachhinein nicht mehr verifizieren, seine Interpretation kaum mehr berichtigen.

So bleibt in der Wissenschaft ein zwiespältiges Bild vom Ausgräber Hans Reinerth. Der Newcomer hatte erfolgreich archäologisches Neuland betreten. Die Feuchtbodenarchäologie in Südwestdeutschland und in der Ostschweiz hat er in der Praxis erst richtig entwickelt und viele interessante Funde und Befunde erzielt. Er war der «Motor» der Grabungen, hatte oftmals auch das Glück des Tüchtigen. Er erntete jedoch nicht nur die Früchte, die ein Pfadfinder zwangsläufig vorfindet. Reinerth hat naturwissenschaftliche Methoden mit einbezogen, wie das erst seit 1979 wieder geschieht: Pollenanalyse, Moorgeologie und sogar die Dendrochronologie, die 1941 an der «Wasserburg» den Beweis ihrer Tauglichkeit in Europa erbracht hat.

In populären Schriften und Vorträgen hat der sprachgewandte Archäologe das Interesse der Öffentlichkeit an den «Pfahlbauten» und an der «Wasserburg», dem »schwäbischen Troja«, wie sie 1928 emphatisch genannt wurde, soweit gefördert, daß



Das Federseeried und seine Fundstellen im Überblick. Das Ried nördlich des Federsees wird im wesentlichen erst seit 1979 archäologisch erforscht. Die Ziffern und Symbole im südlichen Teil bedeuten: 1 Riedschachen (I Aichbühler, II und III Schussenrieder Kultur), 2 Aichbühl (Aichbühler Kultur), 3 «Wildes Ried» (wohl Aichbühler Kultur), 4 Taubried (Schussenrieder Kultur), 5 Henauhof (Mittelsteinzeit, Aichbühler und Schussenrieder Kultur), 6 Dullenried (Horgener Kultur), 7 «Wasserburg Buchau» (spätbronzezeitliche Urnenfelderkultur), 8 «Siedlung Forscher» (Mittelbronzezeit).

es das Ende des Dritten Reiches und den Zweiten Weltkrieg fast unbeschadet überlebt hat und lebendig geblieben ist. Die Fülle und Qualität, die hervorragende Erhaltung von Funden und Befunden hat die Archäologen damals vorschnell zu Gesamt-schauen motiviert, zu Allgemeindarstellungen, die im Trend jener Zeit leicht ins Weltanschauliche abgleiten konnten. Hans Reinerth ist gerne den schnellen, den leichten Weg zum Erfolg gegangen. Mit der ideologischen Verbiegung der Fakten und dem Mißbrauch der Wissenschaft hat er der Archäologie aber nachhaltig geschadet.

Museen des Landes: Das Heuneburg-Museum in Hundersingen an der Donau

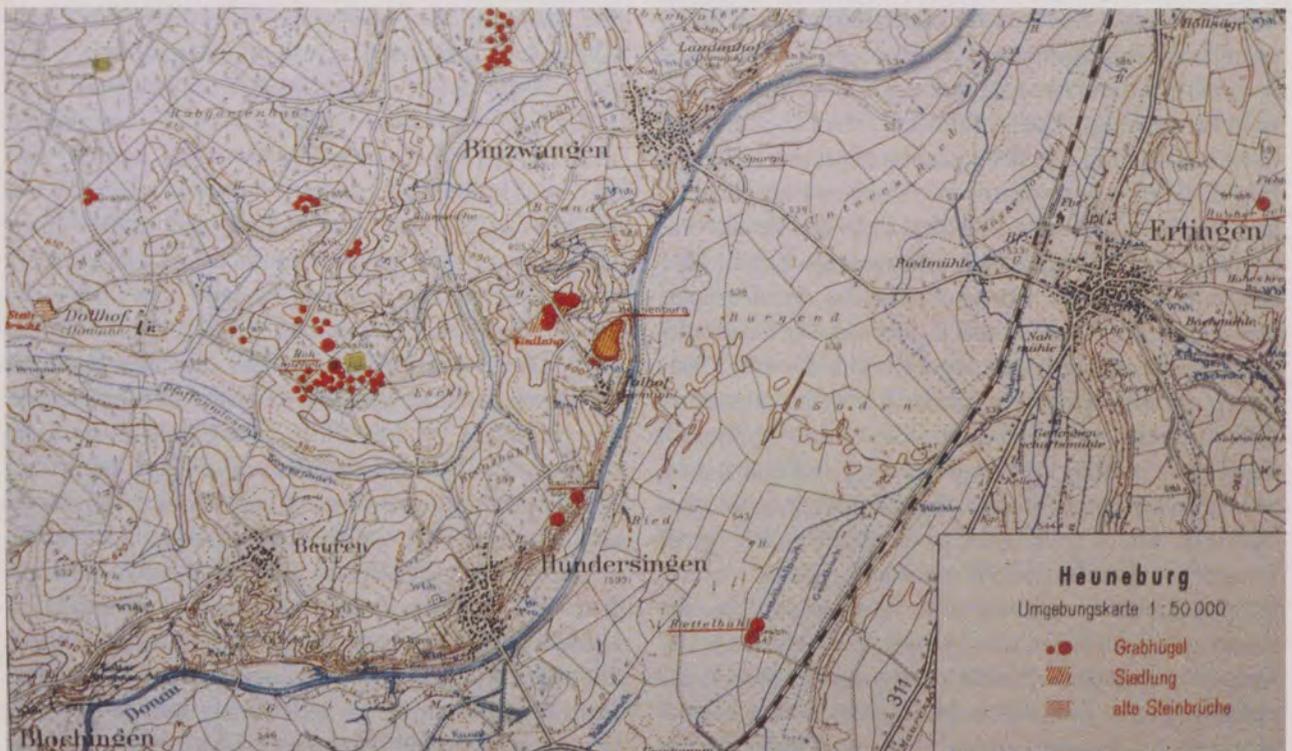
Im Tal der oberen Donau, unweit von Hundersingen, befindet sich – einem Bonmot zufolge – die einzige bedeutende Sehenswürdigkeit Europas, bei der es absolut nichts zu sehen gibt. Etwa 60 Meter über dem Talgrund ragt dort ein ganz offensichtlich künstlich abgeflachter Hügel auf: die Heuneburg. In der Tat stand um 550 v. Chr. auf der heute völlig kahlen Erhebung eines der bedeutenden Machtzentren Mitteleuropas, nämlich ein mit großem Aufwand befestigter hallstattzeitlicher Fürstensitz von enormer Ausdehnung. Die dazu gehörende Wohnsiedlung lag nur wenige hundert Meter nordwestlich, ungefähr dort, wo sich heute die – etwa hundert Jahre jüngeren – Grabhügel des Gießübel und Talhau erheben. Die Grablege der Fürsten selbst wird man jedoch in einer Reihe weiterer, älterer Grabhügel erkennen, insbesondere im «Hohmichele», der mit 13 Meter Höhe und rund 80 Meter Durchmesser zu den größten seiner Art in der Hallstattzeit zählt.

Doch nicht erst in keltischer Zeit, sondern bereits lange zuvor war der Platz besiedelt. Schon Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christus hatte sich an dieser exponierten Stelle eine sehr starke bronzezeitliche Befestigungsanlage befunden. Steinbeilfunde und Hakenpflugspuren im Löss der Bergflanke lassen vermuten, daß bereits neolithische

Bauern um 3500 v. Chr. hier gesiedelt oder doch zumindest Landwirtschaft betrieben haben. Nach den Kelten werden die Römer auf oder nahe der Heuneburg einen Gutshof bewirtschaftet haben. Weitere Spuren reichen bis ins Früh- und Hochmittelalter, als der Platz in salischer Zeit schließlich endgültig aufgegeben wurde.

Am Schnittpunkt wichtiger Fernhandelsrouten: Austausch von Rohstoffen und Kulturimport aus dem Süden

Wie andere große befestigte Anlagen der späten Hallstattzeit, also des 6. Jahrhunderts vor Christus, liegt die Heuneburg an einer wichtigen Fernhandelsroute, nämlich an dem Weg von der griechischen Kolonie Massalia, dem heutigen Marseille, entlang der Rhône und der Saône, durch die Burgundische Pforte und das Höllental bei Freiburg bis ins Tal der oberen Donau, die bei Hundersingen bereits als schiffbar gelten durfte. Von hier aus war der Weg frei – zumindest geographisch – bis in die Donauländer und die Zentren der Osthallstattkultur. Im Falle der Heuneburg dürfen wir sogar annehmen, daß sie an einem Schnittpunkt mit einer weiteren wichtigen Straße lag, die aus Oberitalien über die Graubündner Alpenpässe in den Norden führte.





Die Hochfläche der Heuneburg bei Hundesingen an der Donau, aus der Luft fotografiert im Sommer 1980. Von dem keltischen Macht- und Kulturzentrum ist nichts mehr zu erkennen.

Die Hochkulturen im Süden Europas, die Griechen und die Etrusker, kannten die Bedeutung dieser Handelswege, bezogen sie aus dem Norden doch wichtige Rohstoffe wie das für die Herstellung von Bronze unabdingbare Zinn, das sich in Europa in nennenswerter Menge vor allem in Cornwall und in der Bretagne fand. Sicher kamen auch Bernstein und Salz als Handelsgüter hinzu, vielleicht auch Eisen, Honig und Wachs, und nicht zu vergessen: Sklaven.

Die keltische Führungsschicht profitierte von diesem frühen internationalen Transithandel, den wir uns nicht anders denn als Tauschhandel vorzustellen haben, in zweifacher Hinsicht. Zum einen materiell, zum anderen kulturell. Die Bronzekline, das «Totenbett» des Hochdorfer «Keltenfürsten», oder Bruchstücke griechischen Tafelgeschirrs auf der Heuneburg weisen eindeutig in diese Richtung. Daß die keltische Oberschicht auch den südländischen Wein – und dessen berauschende Wirkung – zu schätzen wußte, belegen die vielen Amphorenscherben, die sich bei Ausgrabungen in keltischen Fürstensitzen und Oppida fanden, sowie die Scherbe eines griechischen Weinmischgefäßes, das auf der Heuneburg gefunden wurde. Daß über die

Oberschicht hinaus auch die breite Masse des keltischen Volkes in begrenztem Umfang von diesem kulturellen Fortschritt profitierte, darf als sicher gelten, wenn man in Betracht zieht, daß unter anderem auch der Bronzeuß, aber auch die schnell drehende Töpferscheibe und die Drehbank südländische Exporte darstellen.

Machtzentrum der Hallstattzeit, nach mittelmeerischem Vorbild mit einer Lehmziegelmauer befestigt

Auf der Heuneburg allerdings, und dies erhebt die Anlage in den Rang einer internationalen Sensation, konnten die Archäologen einen griechischen Export besonderer Art nachweisen. Die Fürsten hatten ihre Burg nicht mit einer sonst in dieser Zeit üblichen Holzkastenmauer – mit Erde gefüllte Holzgefache – umgeben, sondern mit einer Lehmziegelmauer, wie sie aus Städten am Mittelmeer bekannt ist. Diese auf einem soliden Sockel aus Kalksteinen errichtete Mauer ist nach wie vor die einzig bekannte ihrer Art nördlich der Alpen, ein Unikat, das den besonderen Rang der einzigartigen stadtähnlichen Anlage hoch über der Donau unterstreicht. Der heute so öde und unscheinbare Hügel



Die Lehmziegelmauer der Heuneburg «in situ», wie sie die Ausgräber vorfanden. Deutlich zu erkennen sind der Kalksteinsockel der Mauer und die darüberliegenden, heute zu einer einheitlichen Schicht verbackenen Lehmziegel.



Das breite Fundament der Lehmziegelmauer, der Kalksteinsockel, während den Ausgrabungen.



Die Lehmziegelmauer wird mit Kalksteinen verkleidet. Ausschnitt aus dem Diorama im Heuneburg-Museum.

im Donautal muß vor mehr als zweieinhalbtausend Jahren ein Herrschaftszentrum ersten Ranges gewesen sein.

Als ein keltischer Bronzegießer sich im 5. Jahrhundert vor Christus daran machte, einen Abguß der kopfförmigen Henkelattasche einer italischen Bronzekanne herzustellen, der wohl dazu dienen sollte, Duplikate dieses ihm offenbar nachahmenswert dünkenden Dekors herzustellen, da lag diese Blütezeit bereits einige Zeit zurück. Um 500 v. Chr. war eine Katastrophe über die Heuneburg hereingebrochen. Weder Anlaß noch die Vorgänge im einzelnen sind bekannt, doch kann aus den Ausgrabungen sicher geschlossen werden, daß die Burg gebrandschatzt, geplündert und zerstört wurde. Die Wohnsiedlung vor den Toren wurde aufgegeben, und auch die Belegung der Grabhügel brach ab – sichere Zeichen, daß die Herrschaft der Fürsten ein jähes Ende gefunden hatte. Es mag sein, daß ein konkurrierendes Herrschergeschlecht die Burg erobert hatte, vielleicht war aber auch eine Art sozialer Revolution über die Herrscher auf der Heuneburg hereingebrochen. Auffallend bleibt jedenfalls, daß man die fortifikatorische Meisterleistung der Lehmziegelmauer niederreißen und abtragen ließ, um an ihre Stelle wieder eine herkömmliche keltische Holzkastenmauer zu errichten. Zweifels- ohne ein kultureller Rückschritt, war doch eine Lehmziegelmauer, die auf der Heuneburg zudem noch durch ein Holzwerk gegen Witterungseinflüsse geschützt war, in unserem regenreichen Klima ungleich haltbarer als die gegen Pilz- und Insektenbefall sowie Fäulnisbakterien anfällige Holz-Stein-Konstruktion.

Es ist wohl kaum anzunehmen, daß der keltische Handwerker sich des mythologischen Gehalts des von ihm kopierten Silenskopfes, dieses lüsternen Dämons aus dem Gefolge des griechischen Weingottes Dionysos, bewußt war. Die Form war es wohl, die ihm gefiel und mit der er sicherlich ganz andere, keltische Inhalte verband. Und doch zeugt der Kopf, der dem Heuneburg-Museum in Hundersingen unweit der Donautalstraße von Sigmaringen nach Riedlingen heute als Signet dient, davon, daß auch die neuen Herren auf der Burg die Kontakte über den Alpenkamm hinweg zu pflegen wußten und die Heuneburg als Schnittstelle weitreichender ökonomischer und politischer Macht weiterhin ein Siedlungsplatz von Bedeutung blieb. Burg und Siedlung werden um 400 v. Chr. in der Zeit der das ganze keltische Mitteleuropa umfassenden sozialen Krise, die in die Epoche der großen keltischen Wanderungen mündete, ein zweites Mal nachhaltig zerstört und dann verlassen.



Das Signet des Heuneburg-Museums: Das Portrait eines weinseligen Silen, eines Begleiters des Dionysos, nachgebildet von einem keltischen Kunsthandwerker.

Seit fast 120 Jahren Ausgrabungen, seit kurzem Ausstellungsraum in der Hundersinger Zehntscheuer

Archäologische Grabungen im weiteren Bereich der Heuneburg waren bereits im 19. Jahrhundert, nämlich 1876/77, von Eduard Paulus d. J. durchgeführt worden, bei denen in zwei Grabhügeln bedeutsame Funde wie etwa goldene Halsreifen und Armbänder, Bronzegefäße, Pferdegeschirr, Waffen und Reste eines vierrädrigen Wagens zutage kamen. Eduard Paulus prägte den heute noch gängigen Begriff des «Fürstengrabes» für diese und ähnliche adlige keltische Grablegen. In der Weimarer Republik wurden in mehreren Grabungen weitere Bereiche, darunter auch der «Hohmichele», archäologisch untersucht. Die eigentliche Erforschung der Heuneburg, in deren Verlauf die vorhin geschilderten faszinierenden Funde und Ergebnisse gewonnen werden konnten, fällt jedoch erst in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als von 1950 bis 1979 quasi ohne Unterbrechung vor allem im eigentlichen Burgareal, also auf der Hochfläche der Heuneburg, gegraben wurde.

Die internationale Bedeutung der Anlage als Zentrum der Westhallstattkultur ließ früh den Wunsch wach werden, die Ergebnisse der Archäologen der



So sah noch vor fünfzehn Jahren die Hundersinger «alte Scheuer», die Zehntscheuer des Klosters Heiligkreuztal bei Riedlingen, aus. Im Jahr 1783 erbaut, sollte sie als «altes Gelump» abgerissen werden.



Heute beherbergt die renovierte Zehntscheuer das Heuneburg-Museum. Aus dem vernachlässigten Bau wurde ein Schmuckstück im Herzen des Dorfes Hundersingen. Links vom Eingang erkennt man die Abgüsse mehrerer in Württemberg gefundener Grabstelen aus keltischer Zeit.

Öffentlichkeit in Form eines örtlichen Museums zugänglich zu machen. Waren Anfang der siebziger Jahre erste Überlegungen des Bürgermeisters der damals noch eigenständigen Gemeinde Hundersingen und des Schwäbischen Albvereins Herbertingen dahin gegangen, eine Ausstellung im Rathaus der Gemeinde Hundersingen einzurichten, so wurde bald klar, daß ein Heuneburg-Museum mehr Raum benötigte und in einem eigenen Gebäude untergebracht werden sollte. Die Gemeinden Herbertingen und Mengen, die nicht in unmittelbarer Nachbarschaft der Heuneburg liegen, zeigten

daraufhin lebhaftes Interesse an einem archäologischen Museum. Schließlich entschied man sich jedoch nach einer Intervention, ja dem Veto des Archäologen Dr. Siegwalt Schiek für ein Museum in Hundersingen, das in der Zwischenzeit nach Herbertingen eingemeindet worden war und das aus wissenschaftlicher und pädagogischer Sicht den einzig sinnvollen Standort eines Museums zur Geschichte der Heuneburg darstellt.

Damit war zwar zunächst die Anfangshürde genommen, aber weitere wichtige Entscheidungen standen noch bevor. Nun galt es, ein Gebäude für

das Museum ausfindig zu machen. Die alte oder Teile der neuen Schule in Hundersingen wurden vorgeschlagen, doch diese beiden Gebäude erwiesen sich als ungeeignet und zu klein. Schließlich entschied sich der Herbertinger Gemeinderat unter maßgeblicher Beteiligung von Bürgermeister Siegfried Abt, der sich mehr als einmal mit dem ganzen Gewicht seines Amtes, aber auch seiner Persönlichkeit für das Heuneburg-Museum eingesetzt hatte, nach langen Debatten für den Ankauf und die Renovierung der alten, 1783 erbauten und seit 1804 sehr vernachlässigten Zehntscheuer des benachbarten Zisterzienserinnenklosters Heiligkreuztal, die Dr. Schiek bereits 1977 als Museumsbau vorgeschlagen hatte. Dieser Gedanke war wieder vor allem von Bürgermeister Abt nachhaltig unterstützt worden. Und doch ist den Herbertingern dieser Entschluß sicherlich nicht leichtgefallen, kamen doch auf die kleine Gemeinde vergleichsweise große Aufgaben und eben auch Ausgaben zu. Im dörflichen Hundersingen waren ohnehin nicht alle Einwohner von den Segnungen eines Museums überzeugt. Die «alte Scheuer» hätten nicht wenige gerne abgerissen gesehen.

1985 wird das Heuneburg-Museum eröffnet, das Wissenschaftler eingerichtet haben

Bereits 1981 war in Hundersingen der «Heuneburg-Verein» gegründet worden, der unter der Leitung des ersten Vorsitzenden Dieter Gärtner die Planungen und Diskussionen um die Einrichtung eines Museums begleitete und seit 1985 die Einrichtung übernommen hat, ohne daß hierfür weitere Zuschüsse seitens der Gemeinde in Anspruch genommen werden müssen, wie viele Kritiker in Herbertingen und Hundersingen befürchtet hatten. Der Museumsverein übernahm auch die Unterhaltung des 1980/81 eingerichteten «Archäologischen Wanderpfades» rund um die Heuneburg und den Hohmichele. Für seine vielfältigen Aktivitäten erhielt der Verein 1985 den Archäologiepreis des Württembergischen Raiffeisen- und Genossenschaftsverbandes. Derzeit zeigt der Verein in der Zehntscheuer noch bis Ende September die Sonderausstellung «7000 Jahre Getreidebau in Oberschwaben».

Bis zur Einweihung des Heuneburg-Museums 1985 hatte die öffentliche Hand schließlich rund zwei



Funde aus den Grabhügeln bei der Heuneburg: Gegossene Bronzekessel und Bronzeschalen, ein gerippter Eimer aus Bronzeblech, goldene Hals- und Armreifen sowie ein goldenes Löffelsieb.

Millionen Mark ausgegeben, wovon die Gemeinde Herbertingen rund 25 Prozent zu tragen hatte. Der größte Teil der Summe konnte jedoch durch Zuschüsse gedeckt werden, u. a. des Landesdenkmalamtes, aus dem Dorfentwicklungsprogramm des Landes, des Landkreises Sigmaringen und des Ausgleichstocks des Regierungspräsidiums für strukturschwache Gemeinden. Dennoch stellte der Beitrag der Gemeinde eine nicht unbedeutende Ausgabe dar. Doch das Ergebnis der Bemühungen kann sich sehen lassen. Aus der heruntergekommenen Scheuer wurde eine Art Mittelpunkt des Dorfes. Die nach der Säkularisation des Klosters in die Fassade gebrochenen zwei Scheuentore sind wieder vermauert, der ursprüngliche Eingang, neben dem heute Abgüsse mehrerer in Württemberg geborgener keltischer Grabstelen stehen, wurde rekonstruiert.

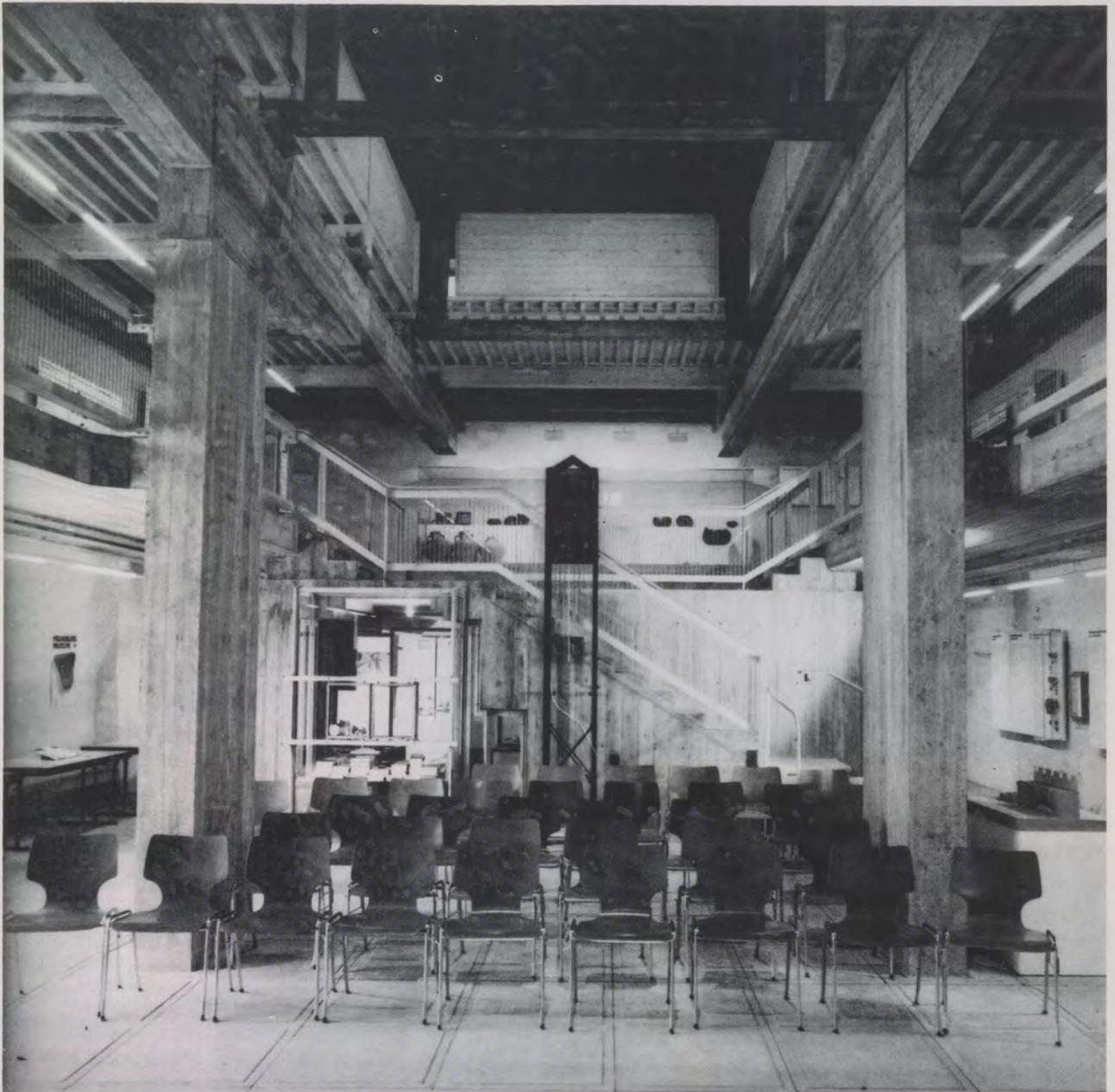
Waren Herbertingen und Hunderingen für ihr Museum wahrhaft über den eigenen Schatten gesprungen und hatten sie sich mit dem Erwerb und dem Umbau der Scheune mächtig ins Zeug gelegt, so stand dem das Engagement der an der Erforschung der Heuneburg beteiligten Wissenschaftler keineswegs nach. Sicherlich wird die Ausgräber auch die Aufgabe gereizt haben, die Ergebnisse ihrer langjährigen Forschungen selbst vorstellen zu können. Die Museumskonzeption und die Bearbeitung der einzelnen im Museum angesprochenen Themen lagen in den Händen von Dr. Siegwalt Schiek und Dr. Hartmann Reim vom Landesdenkmalamt sowie Professor Wolfgang Kimmig und Dr. Egon Gersbach vom Institut für Vor- und Frühgeschichte der Universität Tübingen. Die Sachkunde der «Bearbeiter», deren langjährige Verbindung untereinander, aber auch deren emotionale Bindung zur Heuneburg – viele Archäologen des Landes waren bereits als Studenten an den Grabungen be-

teiligt, und bei Professor Kimmig wird man wohl von einem Lebenswerk sprechen dürfen: der heute 82jährige Emeritus ist weiterhin tagtäglich mit der Auswertung und Publizierung der Grabungsbefunde beschäftigt – sind dem Museum ohne Zweifel zugute gekommen.

Unverkennbar wurde das Heuneburg-Museum von Fachleuten erarbeitet, und unverkennbar ist auch deren Interesse, das Präsentation und Aussage bestimmt, nämlich nicht nur die Geschichte der Heuneburg, sondern auch die eigene Tätigkeit darzulegen und damit Sympathie und Verständnis für die Archäologie und die Vor- und Frühgeschichte des Landes zu wecken. Folgerichtig setzt der Rundgang durch das Museum ein mit einer Forschungsgeschichte der Heuneburg, begleitet von Erläuterungen zur Grabungstechnik, insbesondere der modernen Schichtentechnik, bei der großflächig Schicht um Schicht wie die Schalen einer zarten Frucht entfernt werden. In raschen Schritten folgt ein Überblick über die Geschichte der Heuneburg, ihrer Bebauung und Befestigung, der Abfolge der Kulturen – immerhin konnten neunzehn aufeinanderfolgende Befestigungsanlagen nachgewiesen werden – und der Nutzung des Burgareals vom Neolithikum über die Bronze-, die frühe Eisen-, die Hallstatt- und Latènezeit bis ins Mittelalter. Teilweise bemerkenswert anspruchsvoll ausfallende und damit dem Besucher Konzentration abfordernde Schrifttafeln, Pläne, Rekonstruktionszeichnungen sowie Fotos von den Ausgrabungen und einzelner auf der Heuneburg gefundener Objekte, aber auch noch einige Fundstücke im Original – hauptsächlich der nachkeltischen Zeit – erläutern diesen Gang durch die Jahrtausende auf der Heuneburg, unterstützt durch ein Modell (Diorama) der Burg in ihrer Blütezeit und zwei große Modelle der Holzkastenmauern, die vor und nach der Lehmzie-



Formschöne rot-weiße Kugelhalsgefäße aus der Blütezeit der keltischen Heuneburg um das Jahr 500 v. Chr.



Sichtbeton dominiert im Innern der Hundersinger Zehntscheuer und läßt der ursprünglichen barocken Architektur nur noch wenig Raum: im Hintergrund der klobige Aufgang zur Empore und das Kassenhäuschen.

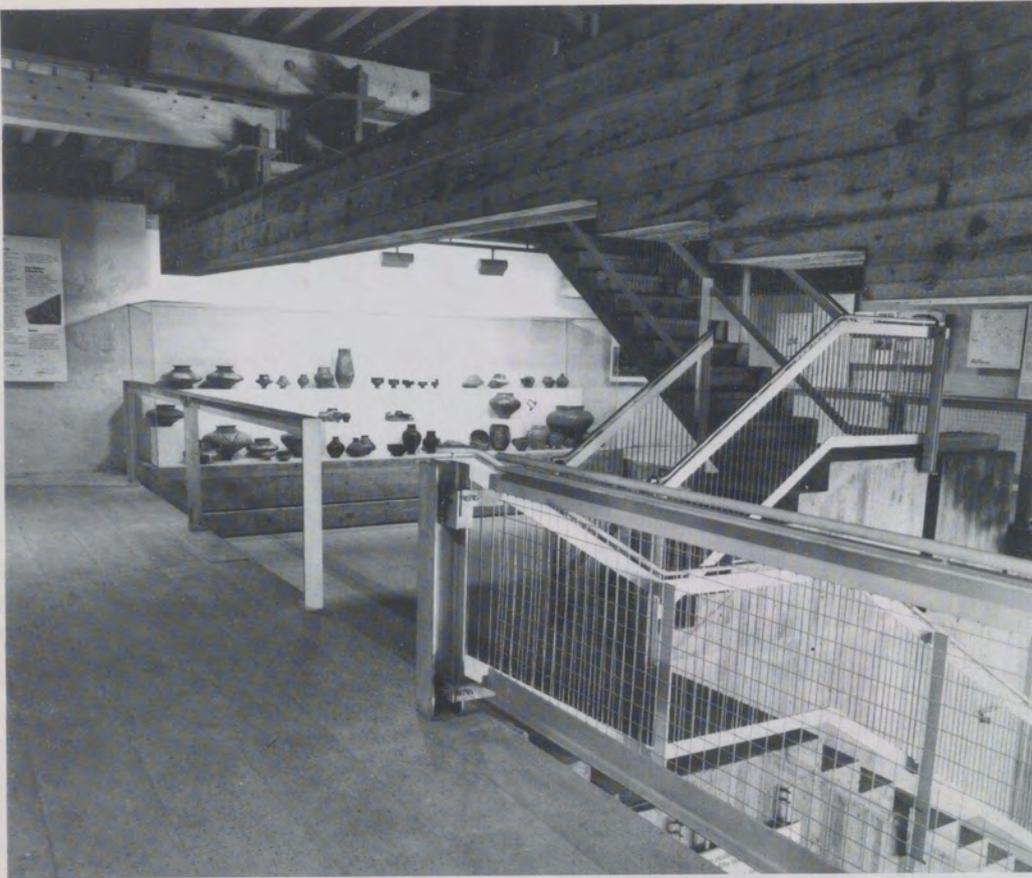
gelmauerepoche die Heuneburg umgaben. Modelle, die das Außergewöhnliche der hallstattzeitlichen Anlage und den – konservativ-traditionalen? – Rückschritt nach dem Ende der Fürstendynastie für Laien ganz besonders augenfällig werden lassen.

*Alltag der keltischen Bevölkerung
und formschöne rot-weiße Keramik*

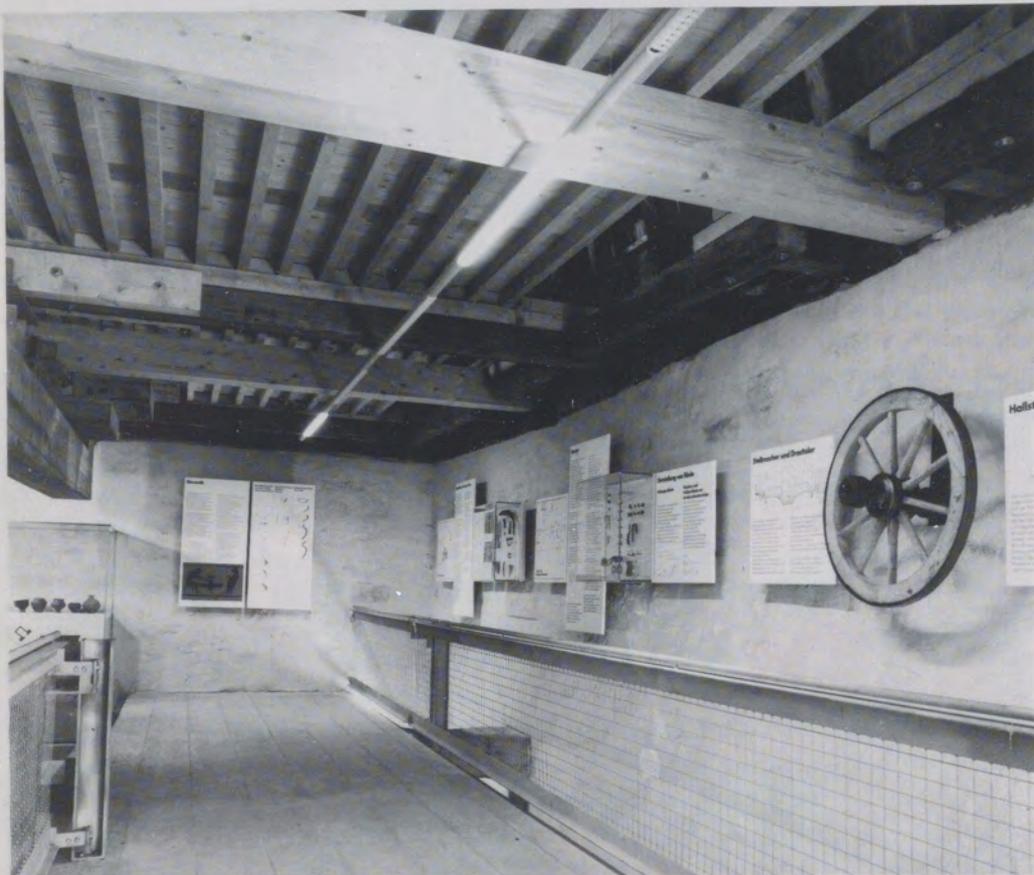
So eingestimmt, vermag sich der Besucher dem eigentlichen Thema des Heuneburg-Museums zuzuwenden: der Ausstellung auf der Empore, nämlich dem Alltag – und dem Sterben – der keltischen Bevölkerung in der späten Hallstatt- und in der

frühen Latènezeit. Zunächst erscheint es an dieser Stelle aber angebracht, auf den Innenausbau der alten Zehntscheuer in Hundersingen einzugehen, der in mancherlei Hinsicht auch Auswirkungen auf die Präsentation der Exponate und Schrifttafeln hatte. Von der barocken Scheune stehen heute wenig mehr als die Außenmauern; der Innenraum wurde völlig «ausgebeint», die Zwischengeschosse entfernt. So kann sich heute der Blick von der Eingangsebene ungehindert bis in den Dachstuhl in schwindelnder Höhe erheben – und er wird auf Beton treffen.

Der verantwortliche Architekt entschloß sich zur radikalen Abkehr von der dem historischen Ge-



Blick auf die Empore im ersten Stock des Heuneburg-Museums. Im Hintergrund die große Vitrine mit Keramik von der Heuneburg.



Heuneburg-Museum Hundersingen, Empore im ersten Stock. An der Wand zwischen bemerkenswert ausführlichen Texttafeln auf der Heuneburg gefundene Objekte und die Rekonstruktion eines Wagenrads, dessen Reste in einem Grabhügel gefunden worden sind.

bäude vorgegebenen konstruktiven Eigenart, nämlich zur Ausführung der museumstechnisch notwendigen neuen Bauteile in massivem, beinahe plump oder doch zumindest aufdringlich und viel zu schwer wirkendem Sichtbeton. Um einen freien Innenraum, der vor allem zur Vorführung einer sehr instruktiven und sehenswerten Ton-Bild-Schau dient, führt im ersten Stock eine Empore, die über äußerst massig ausgefallene Treppenaufgänge zu erreichen ist, die unverhältnismäßig viel Platz beanspruchen, aber auch die technischen Betriebsräume und die Toiletten beherbergen. Der graue Sichtbeton, die massigen Betonpfeiler und -träger, auf denen die Empore aufliegt, die klotzigen Aufgänge lassen der alten barocken Architektur nur noch wenig Raum. Erst im Dachstuhl, wo wieder das vertraute Braun einer Balkenkonstruktion erscheint und wo eine hölzerne zweite Empore umläuft, die nicht in das Heuneburg-Museum einbezogen ist, sondern Wechselausstellungen Platz bietet, vermag der Blick wieder Ruhe zu finden.

Auch Romantiker werden zustimmen, in gewissen Fällen neue Bauteile auch optisch von der alten Substanz abzusetzen. Doch das Alte durch das Neue nachgerade zu überformen, das will dem sensiblen Betrachter eher als Respektlosigkeit gegenüber der alten Architektur erscheinen. Die zweite Empore beweist überdies, daß es auch weniger klotzig gegangen wäre, hätte auf Architektenseite ein Gefühl für Gewachsenes dem Drang zur künstlerischen Selbstdarstellung beiseite gestanden.

Doch zurück zu Leben und Sterben der Kelten. Es wird sich empfehlen, den im Erdgeschoß begonnenen Rundgang über den rechten Emporenaufgang fortzusetzen, wobei der Besucher zunächst zu einer großen Vitrine mit bestechend schöner Keramik gelangt. Der eigenwillige Innenausbau der Zehntscheuer bringt es mit sich, daß auf der Ebene des ersten Stockes, also auf der Empore, Platz für größere Objekte, wie etwa diese große Vitrine und ihr spiegelbildlich entgegengesetztes Pendant am anderen Ende des Innenraums, nur auf den beiden Plattformen, wo die Treppenaufgänge in die Empore einmünden, besteht. Die Gestalter des Museums wußten sich mit diesem Umstand zu arrangieren und setzten eingangs des Emporenrundgangs geschickt einen Höhepunkt der Ausstellung: jene fantastisch schöne, vor allem rot-weiße Keramik mit grauen Mustern aus der Epoche der Lehmziegelmauer, deren charakteristische Form das Kegelhalsgefäß darstellt. Die Qualität der Ware, aber auch die große Anzahl Scherben solcher Gefäße weisen auf ein spezialisiertes Töpfergewerbe, das – wie andere Handwerksbetriebe auch – innerhalb



Sogenannte Antennendolche der späten Hallstattzeit. Diese Eisendolche mit Bronzegriff stammen aus den Grabhügeln im Gießübel und Talhau.

der Burgmauern nachzuweisen war. Schützten die Burgherren die Werkstätten als eine Grundlage ihrer Macht? Die Herstellung rot-weißer Feinkeramik endete mit der Zerstörung der lehmziegelmauerzeitlichen Burg. Die spätere Keramik wird trotz der Einführung der schnell drehenden Töpferscheibe die Ästhetik der alten Tongefäße nie mehr erreichen.

Waffen und Schmuckstücke aus Bronze und Eisen, Goldschmuck und eine Kette aus 2630 Glasperlen

Neben der Töpferei wird man in den metallverarbeitenden Werkstätten einen wesentlichen Faktor der Macht der keltischen Fürsten sehen dürfen. Mit Sicherheit siedelten im Bereich der Burg nicht nur Bronzegießer und -schmiede, sondern auch Spezialisten, die den seit dem 8. Jahrhundert bekanntwerdenden neuen Werkstoff Eisen zu verarbeiten wußten. Beide metallurgischen Gewerbe sind durch unzählige Funde zu belegen, und dementsprechend sind Bronze- und Eisenarbeiten im Heuneburg-Museum häufig vertreten – unter anderem in Form von Waffen wie Schwertern, Dolchen, Lanzen- und Speerspitzen, von Gebrauchsgegenständen wie Werkzeugen, Messern, aber auch Toilettenbestecken mit Pinzetten, Nagelschneidern und Ohr-

löffeln und schließlich Schmuckstücken, insbesondere Gewandfibeln, deren kunstvolle Form und Verzierungen belegen, daß ihre Träger in ihnen mehr sahen als rein funktionale Gewandschließen. Daß im Heuneburg-Museum Töpferei und Metallverarbeitung direkt aufeinanderfolgen, hat einen speziellen, heuneburgspezifischen tieferen Sinn. Zum einen ging die Gewinnung von Bohnerz und Ton Hand in Hand – Lagerstätten sind im Weißen Jura bei Egelfingen und Friedingen nachzuweisen –, besser gesagt, bei der Bohnerzgewinnung fiel hochwertiges Tonmaterial an, zum anderen stellten die beiden Handwerkssparten unter gewerblichen und handelspolitischen Gesichtspunkten sehr relevante Bereiche dar. So erklärt sich auch, daß der minutiösen Erläuterung gerade der Töpferei und der Metallverarbeitung – bis hin zur Erklärung einzelner Fertigungsprozesse – breiter Raum eingeräumt wird. Das Goldschmiedehandwerk, das in der Späthallstattzeit zu besonderer Bedeutung gelangte, wovon vor allem Grabfunde zeugen, wird wohl nur für eine relativ dünne Oberschicht gearbeitet haben. So faszinierend Goldschmuck auch auf den modernen Zeitgenossen noch wirkt, unter dem Gesichtspunkt der Alltagsgeschichte kommt den Goldfunden eine vergleichsweise untergeordnete Rolle zu. Aber nicht nur Metall diente zur Herstellung von Schmuck- und Trachtteilen, sondern auch Gagat, Sapropelit, Bernstein, und sogar Horn und Knochen fanden als Schmuck Verwendung und wurden auf der Heuneburg verarbeitet. Im Falle der vielfach gefundenen bunten Perlen und Glasbruchstücke – im «Hohmichele» fand sich ein Grab, dessen Toten eine Kette mit 2630 meergrünen Glasperlen beigegeben war – könnte es sich auch um Importgut handeln.



Eine Auswahl aus den mehr als 400 Fibeln, die im Bereich der Heuneburg gefunden wurden; dabei sind u. a. sogenannte Pauken- und Schlangenfibeln.

Anders als die Relikte der genannten Gewerbe, die ja recht dauerhaftes Metall verarbeitet, fanden sich von der Produktion der Holzdrechsler, der Wagner und Stellmacher keine oder nur sehr schlecht erhaltene Spuren. Das ausgestellte Wagenrad ist folglich eine Rekonstruktion; hinzu tritt die Abbildung einer keltischen Drehbank. Spinnwirtel und pyramidenförmige Webgewichte aus Ton belegen darüber hinaus auch eine umfangreiche Textilproduktion, die näher vorgestellt ist anhand einer reproduzierten Zeichnung auf einer griechischen Vase und einem Bild des Musters der im «Hohmichele» entdeckten Seidenstickerei.

*165 000 Tierknochen ausgegraben,
Getreideähren auf Tongefäßen eingedrückt*

Aus dem weiten Bereich der landwirtschaftlichen Produktion bargen die Archäologen erstaunlich zahlreiche Funde, obwohl die Wohnstätten der bäuerlichen Bevölkerung und deren Wirtschaftsräume hauptsächlich in der noch nicht ausgegrabenen Siedlung bei den Grabhügeln im Gießübel und Talhau zu vermuten sind, Pflanzenteile sich überdies nur selten und schlecht erhalten. Über Umwege und aufgrund glücklicher Umstände, wie etwa des Abdrucks von Getreideähren auf Tongefäßen, insbesondere aber durch die Auswertung von mehr als 165 000 Tierknochen, die bei den Grabungen zutage traten, sind die Archäologen heute dennoch in der Lage, recht genaue Angaben zu den Ernährungsgewohnheiten der keltischen Bevölkerung zu machen. Getreide war die Grundlage der pflanzlichen Ernährung, nämlich in der Hauptsache Gerste, gefolgt von Dinkel, Emmer, Einkorn und Weizen, aber auch Roggen und Hafer. Ebenso scheinen Linsen, Erbsen und Feldbohnen angebaut worden zu sein. Der älteste Nachweis des Leindotter, einer Ölpflanze, in Süddeutschland stammt ebenfalls von der Heuneburg. Auch Fleisch bereicherte die Mahlzeiten auf der Burg, jedoch stammten nur 5 Prozent der untersuchten Knochen von Wild, 47 Prozent hingegen von Rindern, 40 Prozent von Hausschweinen. Auch Ziegen und Schafe kamen auf den Tisch – 7 Prozent – sowie vereinzelt Hunde und Pferde.

Zum Alltag, wenn auch wohl nur der Oberschicht, gehören in gewisser Weise auch die bereits geschilderten Handelskontakte mit Südeuropa, die eine Karte mit den Handelsrouten und Alpenübergängen um 600/500 v. Chr. verdeutlicht. Bruchstücke attischer schwarzfigurlicher Keramik, auch von einem Weinmischgefäß, Reste von Bronzeeimern und -kannen belegen die Adoption verfeinerter griechi-



Attische schwarzfigurliche Keramik von mäßiger Qualität, aber für die Kelten ein Luxusartikel – und für die Archäologen eine Sensation. Die vom oberen Rand eines etwa 50 cm hohen Volutenkraters stammende Scherbe zeigt den Abschied eines gerüsteten Kriegers von seiner Familie.

scher Sitten und Genüsse durch die keltische Oberschicht auf der Heuneburg. An dieser Stelle schließlich stößt der Besucher auch auf den beschriebenen Abguß eines Silenkopfes, der jedoch bedauerlicherweise ganz am Ende der Empore seinen Platz fand, gleichsam in ein Eck gedrückt und im Detail kaum erkennbar, da die Empore in einem Abstand von etwa 70 Zentimetern vor der Wand verläuft. Diese Distanz verhindert leider die Annäherung sowohl im eigentlichen wie im übertragenen Sinne an das Original des Signets des Heuneburg-Museums, das vom Kopieren und Imitieren fremden Kulturguts durch die Kelten zeugt und in dem sich symbolhaft eine wesentliche Erkenntnis der Ausgrabungen auf der Heuneburg und damit zur Geschichte der Burg und der Kultur der Kelten verbirgt.

Tracht, Hausbau und Begräbnissitten der Kelten

Barg die über dem Eingang liegende Empore insbesondere Informationen zum Alltag auf der Heuneburg und vor allem zu wirtschaftlichen Themen – in herkömmlichen Museen eher selten behandelte, da diffizile Fragen –, so werden auf der gegenüberliegenden Seite Begräbnissitten, die keltische Tracht und der Hausbau angesprochen, jeweils

begleitet von Exponaten – teils als Original, teils als Kopie – aus dem Bereich der Heuneburg, insbesondere Grabfunde. Können doch beispielsweise aus den Begräbnissitten Rückschlüsse gezogen werden auf die soziale Struktur der keltischen Gesellschaft. Noch immer sind ja nur Gräber der Oberschicht und des bäuerlichen und handwerklichen Mittelstands ergraben. Die letzte Ruhestätte der breiten Masse, der Knechte, Mägde und Sklaven, deren Leichenbrand wahrscheinlich in flachen, nicht gekennzeichneten Gruben beigesetzt wurde, bleibt auf der Heuneburg wie auch in anderen keltischen Grabungsstätten unbekannt.

Mit Amüsement wird man vermerken, daß die Museumsgestalter gezwungen waren, die zwei bemerkenswerten Modelle keltischer Häuser – je ein sogenanntes «Bohlenständerhaus» aus der Mitte der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts vor Christus und ein «Schwellriegelhaus» aus der Zeit nach 500 v. Chr. – wegen der Platzprobleme auf der Empore kopfüber an die Wand zu hängen, so daß man nun zwar recht bequem in die offenen Dächer der Häuser hineinschauen und mit Hilfe der Schrifttafeln die besonderen Merkmale der jeweiligen Konstruktion nachvollziehen kann, aber ob der etwas ungewohnten «Lage» der Modelle doch gleichsam aus

dem Gleichgewicht gerät. Daß sich damit auch ganz spezielle konservatorische und pflegerische Probleme ergeben – das Museumspersonal ist beispielsweise nicht mehr in der Lage, die notwendigerweise schweren Glaskästen von der Wand zu nehmen –, sei nur am Rande erwähnt.

*Hundersinger Heuneburg-Museum –
ein Glücksfall in der Provinz*

Das eingangs zitierte Bonmot entspricht also ganz offensichtlich nicht den Tatsachen. Wenn auch auf dem Heuneburg genannten Hügel von der alten Bebauung nichts mehr zu sehen war und ist, so barg der Boden doch wahre Schätze, wenn auch keine so spektakulären materiellen Funde wie in Hochdorf, wo eben keine Siedlung, sondern ein reiches Grab erforscht wurde. Schätze, die heute, vorzüglich präsentiert und mit ausführlichen Erläuterungen versehen, im benachbarten Hundersingen für jedermann zugänglich gemacht wurden. Ein Glücksfall fürwahr, realisiert aufgrund einer beispielhaften Zusammenarbeit von Institutionen des Landes, insbesondere des Württembergischen Landesmuseums, des Landesdenkmalamtes und des Instituts für Vor- und Frühgeschichte in Tübingen, ohne deren Forschungen, ohne deren Mitteilungsfreude die Landesgeschichte ein Stück ärmer wäre, aber auch des Heuneburg-Vereins, ohne dessen Trägerschaft der Betrieb des Museums von der kleinen Gemeinde wohl so nicht bewerkstelligt werden

könnte, und – last but not least – der Gemeinde Herbertingen-Hundersingen, deren Mut und Engagement bemerkenswert sind.

Ein Glücksfall aber auch aus musealer und archäologischer Sicht. Man täusche sich nicht, es ist im Lande (noch?) keineswegs üblich, Kunstwerke und archäologische Zeugnisse an ihren ehemaligen Stand- respektive Fundorten auszustellen und gleichsam in die Landschaft, wohin sie gehören, einzustellen. Hundersingen und Hochdorf können hier als rühmliche Ausnahmen gelten. Ihr Erfolg – 10 000 Besucher in einem «Dorfmuseum» in der Provinz wie in Hundersingen sprechen für sich – zeugt von der Attraktivität eines dezentralisierten Museumswesens. Auch das «flache Land» hat ein Recht auf Geschichte, und man weiß dort durchaus, mit Geschichte und Kultur umzugehen. Und wenn dies ein Stuttgarter sagt, so wird es bestimmt auch wahr sein!

*Heuneburg-Museum Hundersingen
der frühkeltische Fürstensitz an der oberen Donau
Museum in der ehemaligen Zehntscheuer*

Öffnungszeiten:

*15. März bis 31. Oktober, werktags 13.00–16.00 Uhr,
an Sonn- und Feiertagen 9.00–11.30 und 13.00–16.00
Uhr*

Führungen für Gruppen nach Anmeldung:

*Bürgermeisteramt 7944 Herbertingen, Tel. (0 75 86) 13 95
Verein Heuneburg-Museum e. V. Herbertingen-Hundersingen, Tel. (0 75 86) 52 69*

Dank an Museumsinitiator Brucklacher – Buch gibt den wissen- schaftlichen Hintergrund für Untermarchtaler Kalkofen-Museum

(Schwäb. Zeitung, Ehingen) Rund 80 Personen waren anwesend zur Präsentation des Buches «Kalk und Zement in Württemberg» am vergangenen Samstag, dem 4. April 1992, im Kalkofen-Museum Untermarchtal. Bei dieser Veranstaltung wurde der Beauftragte des Schwäbischen Heimatbundes für den Kalkofen, Jürgen Brucklacher, verabschiedet.

Eingangs begrüßte der Vorsitzende des Schwäbischen Heimatbundes, Martin Blümcke. Sein besonderer Gruß galt Wolf-Dieter Burak, Referent für Öffentlichkeitsarbeit vom Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim, welcher das Buch vorstellte. Er war an Stelle von Prof. Dr. Lothar Suhling gekommen, der einen anderen Termin wahrnehmen mußte. Weitere Grüße galten Jürgen Brucklacher, dem unermüdlichen Initiator beim Aufbau des Kalkofen-Museums, und dem Hauptautor des vorliegenden Buches, Dr. Helmuth Albrecht, und seinen Studenten. Begrüßen konnte der Vorsitzende auch Landrat Dr. Schürle, Bürgermeister aus der Nachbarschaft, sowie Vertreter der Fa. Schwenk, Dr. Rüdiger Deckers, Gabriele Holland und Dr. Oskar Paul von der «Ulmer Weißkalk» und Dr. Bernhard Stier vom Verlag «Regional-Kultur», Ubstadt-Weiher.

Martin Blümcke gab einen Rückblick auf den Kalkofen-Werdegang und auf die gelungene Einweihungsfeier des Kalkofen-Museums am 9. September 1990. Des weiteren erwähnte er das große Aufgabenfeld des Schwäbischen Heimatbundes. Neben dem Kalkofen in Untermarchtal hob er besonders die Hammerschmiede in Gröningen hervor, welche er als Glücksfall bezeichnete und bei der sich wie beim Kalkofen Technikgeschichte und Denkmalschutz berühren. Nach der Eröffnung des Kalkofen-Museums bezeichnete er diesen Tag der Buchpräsentation als einen zweiten wichtigen Abschnitt in der noch jungen Museumsgeschichte des Kalkofens Untermarchtal. Er dankte Jürgen Brucklacher, dessen Tätigkeit als Beauftragter des Schwäbischen Heimatbundes für den Kalkofen Untermarchtal mit dieser Veranstaltung endete, für seinen beispielhaften Einsatz über acht Jahre hinweg. Galt es doch, das ziemlich heruntergekommene Bauwerk wieder instand zu setzen und die Betriebseinrichtung zu rekonstruieren. Mit der ihm eigenen Energie habe er dies auf ehrenamtlicher Basis hervorragend bewältigt. Zu diesem Zweck habe er auch viele Fahrten auf sich genommen, u. a. bis nach Südtirol, und so zusammen mit seiner Frau Industrie-Archäologie betrieben. Als Dank gab's von seiten des Schwäbischen Heimatbundes Buchgeschenke und für seine Frau Blumen.

Für die Gemeinde sprach stellvertretender Bürgermeister Josef Traub Grußworte. Er dankte den Mitgliedern der Untermarchtaler Heimatbund-Ortsgruppe, die mit der Betreuung des Kalkofens ein Stück Heimatgeschichte erhalten und pflegen.

4. April 1992: trotz winterlicher Temperatur ist der zugige Ausstellungsraum des Untermarchtaler Kalkofen-Museums zum Festraum geworden. Von links: Baudirektor Jürgen Brucklacher und seine Frau sowie Dr. Helmuth Albrecht.



Der Kalkofen in Untermarchtal und die Tätigkeit von Jürgen Brucklacher gaben den Anstoß für das vorliegende Buch über «Kalk und Zement in Württemberg», in dem auch von Brucklacher ein Kapitel geschrieben wurde.

Wolf-Dieter Burak beglückwünschte Dr. Helmuth Albrecht und die Mitautoren, von denen mehrere anwesend waren, für diese gelungene Arbeit. Burak überreichte dem ersten Vorsitzenden des Schwäbischen Heimatbundes, Martin Blümcke, und Dr. Albrecht je ein Exemplar, denn das industriegeschichtliche Werk ist in der Reihe «Industrie-Archäologie» des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim erschienen.

Auch von seiten der Ortsgruppe Untermarchtal des Schwäbischen Heimatbundes gab es Worte des Dankes und Geschenke an Jürgen Brucklacher und seine Frau. Heribert Fischer erinnerte daran, daß aus dem alten halbverfallenen Schuppen mit dem überdimensionalen Kamin, der lange Zeit hauptsächlich als Werbefläche für Sinalco und Reval diente, dank Brucklacher ein Museum wurde. Eine solche Aufgabe verlangt viel Energie, Ausdauer und Fachwissen. Er überreichte Jürgen Brucklacher von der Ortsgruppe Untermarchtal einen Gutschein für eine Ballonfahrt für zwei Personen, damit er zusammen mit seiner Frau einmal von oben einen Blick in den Kamin des Kalkofens werfen kann. Des weiteren wurde er zum Ehrenmitglied der Ortsgruppe Untermarchtal ernannt. Fischer überreichte eine Urkunde, welche ihn immer mal wieder an den kleinen Museumsort im Donautal erinnern soll.

Den Abschluß dieser harmonischen Veranstaltung mit familiärer Atmosphäre und Gästen aus ganz Süddeutschland bildete ein Stehempfang mit Wein und Brezeln.

Neue Mitglieder

Ernst Münzing, 7000 Stuttgart 50
Stephanie Fleck, 7033 Herrenberg
Werner Tauche, 7000 Stuttgart 1
Gudrun Bloss-Goes, 7000 Stuttgart 70
Gerhard Botzenhardt, 7614 Gengenbach
Klaus Brokate, 7250 Leonberg
Sigrid Bühler, 7060 Schorndorf
Erwin Dietz, 7000 Stuttgart 1
Ursula Dörr, 7022 Leinfelden-Echterdingen 3
Hans-Dieter Enz, 7000 Stuttgart 50
Günther Hecht, 7417 Pfullingen
Alfred Heffner, 7120 Bietigheim-Bissingen
Benno Hintz, 7000 Stuttgart 70
Ruth Holwein, 7000 Stuttgart 30
Mathias Kotz, 7000 Stuttgart 80
Gabriele Kreuzberger, 7000 Stuttgart 30
Rainer Lächele, 7087 Essingen
Ursula Marquart, 7300 Esslingen
Barbara Minner, 7100 Heilbronn
Erich Morasch, 7121 Hessigheim
Helmut Müller, 7312 Kirchheim/Teck
Dagmar Pfannenstein, 7307 Aichwald 3

Karl Pfeifle, 7000 Stuttgart 1
Udo Rauch, 7400 Tübingen
Konrad Reidl, 7317 Wendlingen
Elsbeth Rühle, 7257 Ditzingen
Ruth Schechinger, 7320 Göppingen
Doris Schmid, 7310 Plochingen
Marie-Luise Schmid, 7000 Stuttgart 50
Oskar Sebald, 7149 Freiberg
Idamaria Seitz-Brand, 7410 Reutlingen
Dietlinde Speyer, 7000 Stuttgart 1
Kurt Strecker, 7000 Stuttgart 70
Werner Till, 7149 Freiberg
Ursula Unger, 7410 Reutlingen 11
Hermann Wagner, 7000 Stuttgart 1
Erwin Walter, 7440 Nürtingen
Dorothee Weiss, 7270 Nagold
Paul-Wolfgang von Saint, 7319 Dettingen/Teck
Robert Abel, 7311 Hochdorf
Peter Aleksejew, 7070 Schwäbisch-Gmünd
Eleonore Ammann, 7000 Stuttgart 80
Margarete Anlauf, 7100 Heilbronn
Dieter Blessing, 7335 Salach
Wolfgang Bongen, 7303 Neuhausen
Eva Camerer, 7170 Schwäbisch-Hall
Klaus Camerer, 7170 Schwäbisch-Hall
Heinz Czeschner, 7408 Kusterdingen 5
Eningen u. A., 7412 Eningen u. A.
Elisabeth Fischer-Stilz, 7000 Stuttgart 70
Elfriede Gaudig, 7250 Leonberg
Anton Goldfuß, 7101 Massenbachhausen
Elisabeth Gram, 7902 Blaubeuren
Rainer Grisebach, 7060 Schorndorf
Bettina Heiland, 3550 Marburg
Walter Hirschmann, 7100 Heilbronn
Anneliese Jäger, 6640 Merzig
Ruth Kreder, 7000 Stuttgart 50
Gerhard Käser, 7016 Gerlingen
Walter Laue, 7000 Stuttgart 60
Erwin Mozer, 7980 Ravensburg
Manfred Nagelschmidt, 7941 Unlingen
Barbara Neuner, 7000 Stuttgart 40
Elfriede Sabolewski, 7250 Leonberg
Anne Saur, 7400 Tübingen
Albrecht Sax, 7100 Heilbronn
Ursula Schimpf, 7400 Tübingen
Klaus Schmid, 7129 Brackenheim
Eckart Schäffer, 7150 Backnang
Peter Seiz, 7032 Sindelfingen
Sonja Sieber, 7250 Leonberg 7
Hermann Sterr, 7440 Nürtingen-Oberensingen
Manfred Tripps, 7100 Heilbronn-Böckingen
Hans Vallon, 7133 Maulbronn-Schmie
Ruth Waelde, 7000 Stuttgart 1
Martin Zeller, 7033 Herrenberg
Dietmar Bartnik, 7940 Riedlingen
Brunhilde Bross-Burkhardt, 7000 Stuttgart 70
Gaby Buchholz, 7440 Nürtingen 8
Anke Burchard, 7327 Adelberg
Rosemarie Dinkelaker, 7440 Nürtingen

Christa Gohl, 7760 Radolfzell
 Ingrid Hintrager, 7260 Calw-Heumaden
 Eberhard Link, 7100 Heilbronn
 Friedrich Pfisterer, 7057 Winnenden 11
 Eugen Sauter, 7900 Ulm/Donau
 Hermann Schick, 7958 Laupheim
 Bernd Schwaighofer, 7332 Eislingen
 Rainer Frank, 7000 Stuttgart 75
 Sigrid Hörsch, 7307 Aichwald-Aichschieß
 Regine Kopp, 7000 Stuttgart 70
 Renate Janssen, 7000 Stuttgart 50
 Krafft Sucker, 7940 Altheim
 Ingeborg Fluck, 7000 Stuttgart 75
 Helmut Engisch, 7000 Stuttgart 80
 Ruth Wrobel, 7312 Kirchheim/Teck
 Arbeitskreis Heimatpflege, 7500 Karlsruhe
 Beate Bökel, 7940 Riedlingen
 Hans-Dieter Deuß, 7531 Ölbronn
 Geschichts- und Heimatverein, 7416 Trochtelfingen
 Ilse Hinz, 7000 Stuttgart 75
 Erna Stadler, 7000 Stuttgart 1
 Wolfgang Bornemann, 7000 Stuttgart 1
 Herbert Bosler, 7934 Untermarchtal
 Agnes Hagen, 7980 Ravensburg
 Käthe Kachel, 7100 Heilbronn
 Cornelia Meixner, 7000 Stuttgart 1
 Rainer Müller, 7000 Stuttgart 1
 Hildegard Schad, 7300 Esslingen
 Joerg Schneider, 3000 Hannover 51
 Hans-Henni Scholz, 7910 Neu-Ulm
 Peter Schur, 7000 Stuttgart 1
 Waltraut Wrobel, 7084 Westhausen
 Otmar Zink, 7987 Weingarten
 Siegfried Ziegler, 7988 Wangen
 Winfried Widmann, 7987 Weingarten
 Rosemarie Baumgärtner, 7987 Weingarten
 Horst Steinmetz, 7519 Oberderdingen
 Viktor Kerschbaumer, 7043 Grafenau 1-Döffingen
 Bertram Scharpf, 7056 Weinstadt 2-Endersbach
 Anneliese Hamma, 7000 Stuttgart 70
 Anton Schühle, 7400 Tübingen
 Michael Schick, 7958 Laupheim
 Rudolf Dürr, 7000 Stuttgart 1
 Marta Bruegel, 7340 Geislingen/St.
 Luitgard Kurrle, 7211 Eschbronn
 Gerhart Kleinschmidt, 7107 Bad Wimpfen
 Amei Hauser, 7312 Kirchheim/Teck
 Wolfgang Bechter, 7463 Rosenfeld
 Gerda Ströbl, 7060 Schorndorf
 Irma Stängle, 7056 Weinstadt
 Hermann Nagel, 7302 Ostfildern 2
 Peter Mackowiack, 7000 Stuttgart 1
 Thomas Priebe, 7100 Heilbronn
 Friedrich Klein, 7465 Geislingen
 Eginhard Mücke, 7024 Filderstadt
 Frieder Bechstein, 7000 Stuttgart 50
 Eberhard Bechstein, 7000 Stuttgart 1
 Karl Beck-Seyffer, 7000 Stuttgart 1
 Armin Seidel, 7306 Denkendorf

Lore Siegel, 7000 Stuttgart 1
 Leonore Gröner, 7150 Backnang
 Susanne Wetterich, 7000 Stuttgart 1

REISEPROGRAMM

Ausstellungssonderfahrten Herbst 1992

Wie in unserem Reiseprogramm 1992 angekündigt, wollen wir in diesem Jahr erstmals Reisen und Fahrten zu aktuellen Ausstellungen und neueröffneten Museen organisieren. Wir haben uns bemüht, eine interessante und vielseitige Auswahl zu treffen und würden uns sehr freuen, wenn wir damit Ihren Geschmack getroffen hätten. Für weitere Informationen stehen wir gerne zur Verfügung. Ihre Anmeldungen erbitten wir schriftlich. Es gelten die in unserem Programm 1992 abgedruckten Reisebedingungen.

V. «Gestürmt – Geräumt – Vergessen? Der Limesfall und das Ende der Römerherrschaft in Süddeutschland».
Ausstellungsfahrt zum Limesmuseum Aalen
Führung: Dr. Martin Luik, Limesmuseum Aalen
Sonntag, 11. Oktober 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeiten in Schorndorf und Aalen
 Teilnehmergebühr: DM 59,-

Stuttgart – Schorndorf – Aalen – Rainau – Halheim – Aalen – Stuttgart

Im Mittelpunkt dieser Exkursion wird der Besuch einer vom 28. Mai bis zum 1. November 1992 dauernden Sonderausstellung im Limesmuseum Aalen stehen, bei der auf 500 qm über 1400 Exponate in einer einmaligen Zusammenschau zu besichtigen sind, Schatzfunde ebenso wie Inflationsgeld aus der Zeit des Niedergangs des römischen Weltreichs, zerstörte Götterbilder oder auch reich ausgestattete Gräber der Alamannen. Daran wird sich eine kurze Führung durch die Dauerausstellung des Limesmuseums und die konservativen Ausgrabungen am Museumsgebäude anschließen. Ein Besuch des nahegelegenen Freilichtmuseums am rätischen Limes und des sehr gut erhaltenen, jedoch weitgehend unbekanntem Kastells Halheim wird diesen Tag abrunden.

Mittags Einkehr im Gasthof. Festes Schuhwerk wird dringend empfohlen.

Literatur zur Vorbereitung: H.-P. Kuhnen (Hrsg.): Gestürmt – Geräumt – Vergessen. Der Limesfall und das

Ende der Römerherrschaft in Süddeutschland. Begleitband zur Sonderausstellung (Theiss-Verlag Stuttgart 1992); D. Planck: Das Freilichtmuseum am rätischen Limes im Ostalbkreis. Führer archäol. Denkmäler Baden-Württemberg 9 (Theiss Verlag Stuttgart 1983).

VI. Archäologisches Landesmuseum Baden-Württemberg – Außenstelle Konstanz

Führung: Dr. Christoph Unz, Archäologe, Stuttgart

Samstag, 7. November 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 79,-

Im Frühjahr 1992 konnte das Archäologische Landesmuseum Baden-Württemberg, Außenstelle Konstanz, eröffnet werden. Auf dieser Studienfahrt wollen wir ausführlich dieses nach modernsten Gesichtspunkten gestaltete Museum besichtigen. Außerdem besteht noch am Nachmittag Zeit zu einem Rundgang durch die interessante Altstadt von Konstanz.

VII. Dominikanermuseum in Rottweil

Führung: Sibylle Setzler, Kunsthistorikerin, Tübingen

Samstag, 21. November 1992

Abfahrt: 8.00 Uhr vom Bussteig 15, Busbahnhof Stuttgart

Zusteigemöglichkeit: 8.45 Uhr in Tübingen, Busbahnhof
Teilnehmergebühr (inkl. Eintrittsgebühren): DM 59,-

Auf dem Platz, auf dem früher das Dominikanerkloster stand, ist vor kurzem das neue Dominikanermuseum in Rottweil eröffnet worden. Das Museum hat vor allem die Rottweiler Kunstsammlung, die durch den Dekan Dr. Martin Dursch begründet wurde und bisher in der Lorenzkapelle aufgestellt war, aufgenommen. Hier konnte endlich eine Aufstellung ermöglicht werden, die ihrer Bedeutung entspricht. Die Sammlung soll auch das Hauptziel dieser Sonderfahrt sein. Daneben sollen auch die anderen Abteilungen, vor allem die römische Abteilung mit dem berühmten Orpheusmosaik, sowie die Abteilung mit den Metallplastiken des Bildhauers Erich Hauser, besucht werden.

Begleitend zu der Sammlung Dursch werden thematisch entsprechende Ziele im Umkreis Rottweils angefahren.

Anschriften der Autoren

Ulrich Fellmeth, Dr., Universitätsarchiv Hohenheim,

Postfach 70 05 62, 7000 Stuttgart 70

Martin Geier, Seyfferstraße 75, 7000 Stuttgart 1

Sylvia Greiffenhagen, Dr., Im Heppächer 13,
7300 Esslingen

Birgitt und Friedrich Heinzelmänn, Marderweg 17,
7312 Kirchheim unter Teck

Dieter Kapff, Leipziger Platz 4, 7000 Stuttgart 1

Horst Gottfried Rathke, Krumme Str. 1, 7430 Metzingen
Friedemann Schmoll, Egartstraße 19, 7408 Kusterdingen-
Mähringen

Raimund Waibel, Dr., Nauklerstraße 22 A,
7400 Tübingen

Margarete Walliser, Dr., Panoramastraße 23,
7415 Wannweil

Reinhard Wolf, Umlandstraße 8, 7142 Marbach a. N.

Bildnachweis

Titelbild und S. 212–221: Manfred Grohe, Kirchentellinsfurt; S. 211: Projektphoto Sach und Schnelzer, Marbach a. N.; S. 222: Holzschnitt aus Heinrich Pantaleon: Teutscher Nation Heldenbuch, Basel 1568; S. 223: Manfred Schuler, Weikersheim; S. 225, 227 und 230: Landesdenkmalamt; S. 226, 228 und 229: Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg, Band Neckarkreis, 1889 ff.; S. 232: Schiller-Nationalmuseum Marbach a. N.; S. 233–242: Universitätsarchiv Hohenheim, Stuttgart 70; S. 243–254: Dorothea Holl, Kirchheim u. T.; S. 255, 256 und 257 unten: Friedemann Schmoll, Kusterdingen-Mähringen; S. 257 oben: aus den Tübinger Blättern, Jg. 1907, S. 47; S. 258: Blätter des Schwäbischen Albvereins, 1. Jg., 1889, S. 41; S. 260: Ebenda, 18. Jg., 1906, S. 177; S. 261: aus Widmann und Widmann: Der Schwäbische Albverein und seine Wandergebiete, 1888–1938, Tübingen und Stuttgart 1938, S. 186; S. 262, 263, 264 und 269 oben: Württ. Landesmuseum; S. 265 und 279: Ausstellungskatalog «Die Suche nach der Vergangenheit – 120 Jahre Archäologie am Federsee», 1992; S. 266, 270 und 272 oben: Institut für Vor- und Frühgeschichte, Tübingen; S. 267 und 269 unten: Frau Schmidt-Rüdt, Stuttgart; S. 268, 271, 273 und 275: Pfahlbaumuseum Unteruhldingen; S. 274: Foto Lauterwasser, Überlingen; S. 276, 278 und 281: Landesdenkmalamt; S. 282 oben und Mitte, 285, 286, 289 und 291: Institut für Vor- und Frühgeschichte, Tübingen; S. 282 unten, 283, 284 oben: Heuneburg-Museum Hundertsingen; S. 284 unten, 287, 288 und 290: Raimund Waibel, Tübingen; S. 293: Wolfgang Rieger, Untermarchtal.

ULRICH M. BAUSCH: **Die Kulturpolitik der US-amerikanischen Information Control Division in Württemberg-Baden von 1945 bis 1949.** Verlag Klett-Cotta Stuttgart 1992. 221 Seiten. Broschiert DM 26,80

Mehr und mehr Menschen dämmert es, daß sich mit dem Fall der Mauer unsere gute, alte Bundesrepublik fundamental verändert hat. Um so wichtiger erscheint es zu diesem Zeitpunkt, in einem Akt der Selbstvergewisserung die Vorgeschichte dieser, unserer Republik genauer zu untersuchen. So verwundert es nicht, daß zunehmend die Besatzungszeit 1945–49 in den Blickpunkt des historischen Interesses tritt. Eine der Hauptfragen, die sich hierbei stellt, ist die, ob alte, «schlechte», vielleicht sogar nationalistische oder nazistische Vorkriegsstrukturen nach einer kurzen Schockphase unmittelbar nach dem sogenannten «Zusammenbruch» auch die neue Nachkriegsgesellschaft prägten, was man unter dem Oberbegriff «Restauration» zusammenfaßt, oder ob nach einer «Stunde Null» ein «demokratischer Neuanfang» einen besseren Staat auf deutschem Boden kreierte.

Will man diese Frage wissenschaftlich angehen, ist es unerlässlich, sich über die Rolle der amerikanischen Besatzungsmacht klarzuwerden. Als ein Beitrag hierzu beschreibt Ulrich M. Bausch die Kulturpolitik der amerikanischen Militärregierung in Württemberg-Baden von 1945–1949. Zuständig hierfür war die sogenannte ICD, die Informationskontrollabteilung. Diese Abteilung hatte eine Sonderstellung innerhalb des Besatzungssystems. Hervorgegangen aus der Einheit für Psychologische Kriegsführung bestand sie zu einem großen Prozentsatz aus emigrierten Deutschen oder Mitteleuropäern, die sich allein durch ihre Sprachkenntnisse und ihr Wissen von Land und Leuten von dem normalen «amerikanischen» Besatzungspersonal unterschieden. Der Autor rekonstruierte aus den im Nationalarchiv in Washington aufbewahrten Akten der ICD sowie aus Interviews mit den von ihm «wiederaufgefundenen» damaligen US-Akteuren den spannenden Versuch, eine demokratische Kultur im Südwesten aufzubauen.

Der erste, bei weitem ausführlichste Teil der Unter-

suchung beginnt mit den Anfangsbegegnungen zwischen den Kulturoffizieren und den ängstlich-erwartungsfrohen Deutschen bei Kriegsende. Darauf werden nacheinander die verschiedenen Unterabteilungen der ICD und ihre jeweilige Geschichte abgehandelt. Eine der wichtigsten Aufgaben der Einheit war die Informationsbeschaffung für die ganze Militärregierung. Alles, was die Deutschen dachten und laut sagten, war von Interesse. So baute die Meinungsforschungsabteilung nach ersten, noch ziemlich unmethodischen Stimmungsberichten das erste wissenschaftlich arbeitende Meinungsumfrageinstitut auf deutschem Boden auf.

Die nachhaltigste Wirkung auf die deutsche Nachkriegsentwicklung übte wohl die Pressekontrollabteilung aus. Sie wollte eine ganz andere demokratischere Presse aufbauen und hatte mit ihrem System von Lizenzträgern anstatt der alten, oft vorbelasteten Eigentümer-Verleger im Südwesten weitgehend Erfolg. Nach der «Rhein-Neckar-Zeitung» wurde so schon im September 1945 die «Stuttgarter Zeitung» gegründet. Warum schon ein Jahr später mit den «Nachrichten» eine zweite Tageszeitung in Stuttgart eingerichtet wurde, bleibt allerdings auch nach Bauschs Buch eine noch nicht vollständig gelöste Frage. Wenn er behauptet, die allgemein als Gründe angenommenen Vermutungen – Linkslastigkeit der «Stuttgarter Zeitung» bzw. Krach unter den Lizenznehmern – würden an keiner Stelle in den ICD-Berichten erwähnt, so ist dies nach meiner Kenntnis dieser Akten eine glatte Fehlbehauptung. Ähnlich erfolgreich war die Radiokontrolle. Gegen den massiven Druck der deutschen politischen Klasse, unter anderem der Staatsregierung unter Reinhold Maier, setzten die Amerikaner die Staatsferne des Rundfunks sowie die Trennung von der Postaufsicht durch. (Ob für dauernd, ist leider zu bezweifeln, wenn man den Parteeinfluß in den heutigen «Anstalten» betrachtet.) Andere Abteilungen der ICD widmeten sich dem Wiederaufbau eines unbelasteten Verlagswesens, dem Theater, dem Musikbetrieb sowie Film und Wochenschauen. Viele amerikanische Initiativen hatten auf die deutsche Nachkriegskultur einen prägenden, meist positiven Einfluß, wovon heute unter vielem anderen das Institut der Amerikahäuser zeugt.

In seinem Fazit weist Bausch am Ende der Arbeit darauf hin, daß dieses erfolgreiche Wirken der amerikanischen Kulturpolitiker das Bild einer puren «Restauration» – ein, wie er richtig bemerkt, sehr unscharfer, unwissenschaftlicher Begriff – bestimmt nicht belegt. Gleichzeitig aber relativiert er durch seine Aufzählung der Widerstände, die dem angelsächsischen Konzept der «checks and balances» und partizipativen Demokratie durch das deutsche Establishment entgegengebracht wurden, die schöne Mär vom rundum gelungenen demokratischen Neuanfang.

In toto also eine lohnende, die Diskussion belebende Studie, die allerdings manchmal etwas unter einigen sachlichen Unrichtigkeiten leidet. So ist schon der «Aufhänger» des Buches, daß nämlich zwei ICD-Soldaten zwei Tage nach der französischen Besetzung als erste Amerikaner Stuttgart betreten hätten, eine erstaunliche Aussage, wenn man bedenkt, daß fast zeitgleich mit den Franzosen Tausende von US-Soldaten die ganze rechte Neckarseite von Obertürkheim bis Cannstatt besetzt hatten. Auch heißt der französische Presseoffizier Merland und nicht Merian (Fluch der Oral History), und die Behauptung, im Sommer 1945 sei die Stadtverwaltung Stuttgarts *ganz überwiegend aus der NS-Zeit übernommen worden*, stellt die rigide amerikanische Entnazifizierung total auf den Kopf.

Aber trotz dieser kleinen Schwächen liegt hier ein wertvoller Beitrag zur Genese unserer Republik vor.

Michael Bayer

Die Salier und das Reich. Herausgegeben von STEFAN WEINFURTER in Verbindung mit ODILO ENGELS, FRANZ-JOSEPH HEYEN UND FRANZ STAAB. Band 1: Salier, Adel und Reichsverfassung; Band 2: Die Reichskirche in der Salierzeit; Band 3: Gesellschaftlicher und ideengeschichtlicher Wandel im Reich der Salier. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1991. 1808 Seiten mit 42 Abbildungen, davon 9 in Farbe. Leinen DM 140,-

Rechtzeitig zum vorgesehenen Termin und damit über ein Jahr vor der immer wieder verschobenen, aber im Frühjahr dieses Jahres dann doch eröffneten Salierausstellung des Landes Rheinland-Pfalz in Speyer erschien dieses dreibändige Begleitwerk, das allerdings weit stärker als die Ausstellung das Reich der Salier, genauer das Reich der Deutschen unter Verzicht auf Reichsitalien, denn die Salier selbst darstellt. Es handelt sich nicht um einen Ausstellungskatalog, auch nicht um eine allgemeinver-

ständige, populäre Zusammenfassung der salierzeitlichen Geschichte, sondern um ein nicht immer leicht zu lesendes, wissenschaftliches Werk, das sich in 48 Aufsätzen, die alle von ausgewiesenen Mediävisten stammen, in erster Linie an Fachleute, an Geschichts-, Rechts-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaftler wendet, doch jedem am Mittelalter Interessierten gerade durch die Vielfalt der angesprochenen Themen dienstbar und nützlich ist.

Alle drei Bände eint der geglückte Versuch, weniger die großen Taten großer Männer auf- oder nachzuerzählen, als vielmehr den «Wirkverbund» von oben nach unten und von unten nach oben, das Ineinandergreifen von Staatlichkeit und Gesellschaft auf verschiedenen Ebenen aufzudecken. So wird die Zeit der Salier zwar verstanden als die Epoche der vier salischen Herrscher, die von 1024 bis 1125 das Reich regierten, doch aus der «Sicht nachgeordneter Kräfte» betrachtet.

Die Beiträge von Band 1 *Salier, Adel und Reichsverfassung* gehen auf die neue Form der salischen Dynastienbildung ein und zeichnen genealogische Zusammenhänge, etwa zwischen Habsburgern, Rheinfeldern und den Welfen nach, befassen sich aber vor allem mit der Herzogsgewalt und dem Hochadel: etwa mit den Billungern, dem Herzogtum Lothringen, dem Haus der Luxemburger, den bayerischen Herzögen. Aspekte salisch-schwäbischer Geschichte untersucht Dieter Mertens in seinem Aufsatz *Vom Rhein zur Rems*.

Der Band 2 widmet sich dem Thema *Reichskirche in der Salierzeit*. Natürlich stehen dabei die Bischöfe und ihre Diözesen im Vordergrund, doch unter wohlthuender Hintanstellung des gut erforschten Investiturstreites. Aufgezeichnet wird in Einzelaufsätzen insbesondere die Geschichte der Erzdiözesen Köln, Mainz und Hamburg-Bremen sowie der Bischöfe und Bischofskirchen von Passau und Regensburg, von Konstanz, Speyer, Würzburg, Eichstätt und Bamberg, von Augsburg, Trier und Köln. Fünf Aufsätze beschäftigen sich mit der Klosterpolitik der salischen Herrscher, mit den Frauenstiften und Klöstern in Sachsen, dem Reichskloster Corvey, mit Fulda und Hersfeld sowie den Pfalzstiften der Salier, insbesondere in Goslar.

Unter dem Titel *Gesellschaftlicher und ideengeschichtlicher Wandel im Reich der Salier* werden im Band 3, Teil A, die «Formierung der Ministerialität», die Rolle der Bauern und die der Städte Köln, Straßburg, Regensburg, Trier, Metz, Toul und Verdun angesprochen, der Teil B zeigt die ideen- und rechtsgeschichtliche Entwicklung auf, insbesondere beschäftigt er sich mit den Wandlungen des Rechtsdenkens, der Autorität des Kirchenrechts, dem

Sachsenspiegel, der Konfliktwahrnehmung und -darstellung, mit Gewalt und Frieden.

Die abschließende Zusammenfassung der 48 Aufsätze durch Odilo Engels *Das Reich der Salier – Entwicklungslinien* verdeutlicht, was schon in den einzelnen Untersuchungen immer wieder anklingt, daß die hundertjährige Salierzeit eine Epoche des außergewöhnlichen Umbruchs war, größere und gewichtigere Veränderungen schuf als andere vergleichbare Zeitabschnitte, daß schon den Zeitgenossen die Ungewöhnlichkeit «des Wandels in der Welt» bewußt war, daß in großem Maße «Rechtsnormen und Wertekategorien umstürzten», altes Herkommen, alte Ordnungen «ihre Kraft verloren» und durch Neues ersetzt wurden. Der Herausgeber und seine Mitarbeiter legen mit diesen drei Bänden trotz mancher Lücken in der Themenvielfalt ein neues Standardwerk zur deutschen Geschichte vor, das für die Salierzeit altes Wissen bestätigt, vieles präzisiert, manches korrigiert und zahlreiche neue Aspekte ausspricht und offenlegt und so der historischen Forschung auch neue Impulse verleiht.

Wilfried Setzler

JOHANN OTTMAR: **Landadel, Kirche und Bauern. Geschichte und Kultur am Neckar und Schwarzwald.** Geiger-Verlag Horb am Neckar 1991. 280 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 58,50

Zwischen dem Neckar und dem Schwarzwald, am Rande Württembergs sozusagen, liegt eine eigentümlich ruhige, auch heute noch recht unberührt wirkende Landschaft. Keine großen Städte, und mit ihnen Handel und Gewerbe, sondern kleine Dörfer und Bauernhöfe prägen das Landschaftsbild. Dazwischen erstaunen – auch in kleinen Orten – immer wieder recht stattliche Schlösser und Burgen den Besucher. Ganz offensichtlich befinden wir uns nicht mehr in Altwürttemberg, sondern in einem Gebiet, dessen territoriale Geschichte gewisse Eigentümlichkeiten aufweist: Ritter waren hier einst die Landesherrn, bis die meisten von ihnen in dem unerbittlichen Machtkampf mit den aufstrebenden Territorialstaaten, hier den württembergischen Grafen und Herzögen sowie dem Hause Habsburg, das die Grafen von Hohenberg beerbt hatte, den Kürzeren zogen und ihre Herrschaft verloren.

Johann Ottmar, den Mitgliedern des Heimatbundes kein Unbekannter, interessiert sich seit vielen Jahren in besonderem Maße für die Geschichte des Landes am oberen Neckar. Im vorliegenden Buch faßt er seine Forschungen erstmals zusammen, in-

dem er teils ältere Arbeiten – neu durchgesehen und auf den neuesten Stand gebracht – erneut abdruckt und damit einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich macht, teils indem neue Forschungsergebnisse hier erstmals veröffentlicht werden; ergänzt durch zwei Aufsätze aus der Feder der Kunsthistorikerin Iris Fromm zum *Altensteiger Bildstockgehäuse* und den *Altarstiftungen Burckhards von Ehingen und Barbaras von Neuneck in Dießen und Dettlingen*.

Beide Familien – Ehingen und Neuneck – gehören zum Kern der Forschungen Johann Ottmars, der unter anderem mit einer Biographie des genannten Ehingers und einer sehr detailreichen Geschichte von *Schloß und Herrschaft Neuneck in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts* die kunsthistorischen Erkenntnisse untermauert. Weitere Kernstücke der Aufsatzsammlung stellen eine *Geschichte der Pfarrei Oberiflingen im Spätmittelalter und in der Reformationszeit* sowie eine Schilderung einer kuriosen, nämlich mittels Bindfaden aneinandergenähten Briefsammlung zu einem Rechtsstreit Hans von Neunecks mit der Stadt Horb aus dem Jahr 1451/52 dar: *Die Hopfauer Briefrolle*. Mit kunst- und architekturgeschichtlichen Betrachtungen zu den *spätgotischen Kelchen von Glatt und Neckarhausen*, dem *Neubau der Kirche von Dießen*, der *Vollmaringer Gedächtnistafel von 1557*, dem *Steinmetz und Bildhauer Hans Hiltprandt*, der *Renaissance auf dem Lande*, *Adelsgräber in Rosenfeld und Geislingen* sowie zu *Kaminmantel, Reiterbild und Grabmal des Hans Caspar von Neuneck zu Glatt* widmet sich der Autor schließlich noch bildlichen Zeugen ritterschaftlicher Geschichte am oberen Neckar. Betrachtungen, die sich allerdings nie im kunsthistorischen Detail verlieren, sondern dem Historiker als Vehikel dienen, regionale Geschichte (be)greifbar machen.

Böse Zungen behaupten, man könne die Zunft der Historiker ohne Mühe in zwei Kategorien unterteilen: Die strukturellen Überflieger und die sich am Detail – auch am Fund – erfreuenden Wühler in den Archiven, die ähnlich wie der Schwabe jeden Pfennig, jeden Satz in den Quellen, jede Formulierung, jeden materiellen Hinweis in Gedanken mehrmals umdrehen, damit der Mosaikstein seinen Platz im Gesamtbild finden kann. Johann Ottmar wird sich sicher zur zweiten Klasse bekennen, und mit Ergötzen wird der Leser feststellen, wie facettenreich spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Geschichte sein kann, wenn neben der Herrschaftsgeschichte und der genealogischen Forschung – beide Fächer kommen bei ihm durchaus zu ihrem Recht! – auch die Geschichte des kleinen Mannes, im vorliegenden Falle vor allem der Bauern, auf die die

verarmende Ritterschaft ihre finanziellen Schwierigkeiten zunächst abschob, bis in persönliche Lebensläufe hinein verfolgt werden kann.

Natürlich hängen Forschungen dieser Art stets von der Aussagekraft und Reichhaltigkeit der noch vorhandenen Quellen ab. Dringt man etwa tiefer in Reichsgerichtsprozeß- und Rechnungsakten ein, wie dies Ottmar tut – eine historische Kärnerarbeit – lassen sich erstaunliche Hintergrundinformationen aus dem spröden Text herausfiltern, beispielsweise zur Frage der Sühne eines Totschlags oder der Hinweis, daß einer der Anführer der Bauern im Aufstand, der später in Tübingen hingerichtete Thomas Mayer, offenbar eine Art Vorarbeiter bäuerlicher Tagelöhner der Herren von Ehingen war, also bereits in den Jahren vor dem Bauernkrieg eine gewisse Führungsrolle unter seinesgleichen spielte. Diese und ähnliche Ergebnisse machen das Buch zu einer historischen Fundgrube. Viele Abbildungen und Karten stellen besprochene Gegenstände und Vorgänge auch im Bild dar. Gerade den kleinen Territorien, oft in Gemengenlage in Deutschland, wären ähnliche Untersuchungen zu wünschen. Ein mühsames Unterfangen – in der Tat. Gerade hierfür ist dem Autor zu danken.

Bei so viel Seligkeit sei dem Rezensenten auch erlaubt, darauf hinzuweisen, daß eine bisweilen umständliche Beweisführung die Lektüre erschwert, und daß ein Ortsregister, in das nur Orte aufgenommen werden, die mindestens dreimal im Text erscheinen, wohl ein Novum darstellen dürfte, das den Gedanken eines Registers auf den Kopf zu stellen droht. Auch vermißt man bei der Fülle der Namen schmerzlich ein Namensregister.

Raimund Waibel

RAYMUND KOTTJE und HELMUT MAURER (Hrsg.): **Monastische Reformen im 9. und 10. Jahrhundert.** (Vorträge und Forschungen, Band 38). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1989. 284 Seiten mit 3 Karten. Leinen DM 82,-

Reformen in der Kirche und ihren Zweigen hat es nicht erst seit der Reformation gegeben. Die gesamte Geschichte der Christenheit ist geprägt von geistigen Auseinandersetzungen, von Bemühungen um den rechten Weg, von Reformen des Bestehenden. So ist auch die Geschichte des mönchischen Lebens, des benediktinischen Mönchtums, jener tragenden Säule der Kirche im frühen und hohen Mittelalter, von Reformen bestimmt. Vor allem die Reformbewegungen des 11. Jahrhunderts, in denen sich das burgundische Kloster Cluny als die zen-

trale geistige Kraft erwies, führte das Mönchtum zu einem seiner historischen Höhepunkte. Die Cluniazenser sorgten nicht nur für eine geistig-geistliche Blütezeit, die das ganze Abendland erfaßte, sie beeinflussten massiv die politische, soziale und rechtliche Struktur der mittelalterlichen Staatenwelt. Ja, sie schufen – man denke etwa an die Auseinandersetzung zwischen Kaiser und Papst, an den sogenannten Investiturstreit – die Voraussetzungen zur Neugestaltung des Abendlandes.

Im vorliegenden Aufsatzband, der die Vorträge einer Tagung des Konstanzer Arbeitskreises publiziert, wird der bislang weitgehend unerforschten Frage nachgegangen, inwieweit die mönchischen Reformbewegungen des 10./11. Jahrhunderts mit geistigen Strömungen des 9. Jahrhunderts zusammenhängen, insbesondere ob sie auf der Klosterreform des fränkischen Reiches beruhen, deren geistiger Vater Benedikt von Aniane war. Ziel war es, ein differenziertes Bild von Grundlagen, Gemeinsamkeiten und Unterschieden der Reformbewegungen zu gewinnen und festzustellen, was letztlich bei der klösterlichen Reformbewegung unter «Reform» verstanden wurde. Die Autoren ziehen dazu neue Quellengruppen zu Rate. Mit den Verbrüderungsbüchern beschäftigen sich Dieter Geuenich und Karl Schmid, mit den Nekrologien und dem Totengedenken Joachim Wollasch, mit den Consuetudines Joachim Angerer.

Deutlich wird, daß das Reformmönchtum des 10./11. Jahrhunderts an die Reform des 9. Jahrhunderts anknüpft, wobei Cluny sich nicht nur auf Benedikt von Aniane, sondern auch auf Überlieferungen und Eigenheiten anderer Reformklöster wie etwa St. Maximin in Trier stützt. Herausgearbeitet wird auch, daß es eine Vielfalt von «Reformzentren und Reformwegen», ja auch Unterschiede innerhalb der Bewegung gegeben hat. Die in der historischen Forschung bislang jedoch immer wieder aufgestellte Behauptung, es habe zwischen den einzelnen Reformbewegungen Gegensätzlichkeiten gegeben, wird überzeugend widerlegt. Zu Gegensätzen besteht daher auch in der Forschung fortan kein Grund mehr, ungeachtet aller berechtigten Unterschiede in den Fragen, Methoden, Aspekten und Zielen. Sichtbar wird auch die Stellung süddeutscher Klöster in diesem Beziehungsgeflecht: Welche Rolle etwa den Reichenauer Verbrüderungsbeziehungen zukam oder wie Hirsau die Cluniazensische Reform aufnahm und seinerseits den Anstoß zur Reform bestehender oder zur Gründung neuer Klöster gab, etwa in Zwiefalten, Ellwangen, St. Peter oder Petershausen. Auch wenn in diesem Band das Thema «Monastische Reformen» nicht abschließend und allumfas-

send behandelt werden konnte, manche Fragen noch offen bleiben, so bieten die Aufsätze doch der historischen Forschung eine neue Grundlage.

Wilfried Setzler

HERMANN EHMER: **Der Gleißende Wolf von Wunnenstein. Herkunft, Karriere und Nachleben eines spätmittelalterlichen Adligen.** (Forschungen aus Württembergisch Franken, Band 38). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1991. 256 Seiten mit 50 Abbildungen. Pappband DM 48,-

Hätte man im letzten Jahrhundert einen württembergischen Pfarrer oder Lehrer nach dem «Gleißenden Wolf von Wunnenstein» gefragt, so hätte dieser sicher auf den 1815 entstandenen Balladenzyklus *Graf Eberhard der Rauschebart* von Ludwig Uhland verwiesen. Der Gleißende Wolf besaß dank der dichterischen Gestaltungskraft Uhlands einen Ehrenplatz in der «vaterländischen» Geschichte des 14. Jahrhunderts. Hermann Ehmer, Leiter des Landeskirchlichen Archivs in Stuttgart, hat über Leben und Nachleben des Adligen ein Buch geschrieben, das über den Kreis der Fachleute hinaus Aufmerksamkeit verdient. Indem Ehmer das Bild des Gleißenden Wolfs von den vielfältigen Übermalungen des Nachruhms reinigt, zugleich aber die später angebrachten Malschichten als historische Dokumente ernstnimmt, leistet er einen bemerkenswerten Beitrag zur Erforschung des spätmittelalterlichen Niederadels einerseits und der historischen Traditionsbildung andererseits.

Wolf von Wunnenstein, genannt der Gleißende Wolf (* 1413), entstammte einer bis dahin wenig bedeutenden niederadeligen Familie, die sich nach der Burg Wunnenstein nördlich von Großbottwar nannte. Ehmer stellt Wolfs Familie ausführlich vor, bevor er auf seinen eigentlichen «Helden» zu sprechen kommt, dessen Leben in exemplarischer Weise zeittypische Züge bündelt. Mit einem Paukenschlag erscheint Wolf 1367 auf der politischen Bühne, als er als Verbündeter der Grafen von Eberstein an dem spektakulären Überfall auf Graf Eberhard von Württemberg und seinen Sohn im Wildbad beteiligt war. Wolf hat wohl aus dem mißglückten Abenteuer gelernt und hielt sich fortan, anders als die meisten seiner Standesgenossen, an die Fürsten, die er militärisch als Söldner, aber auch finanziell als Gläubiger unterstützte. Etliche Streitigkeiten und Fehden mit den Reichsstädten zeigen ihn als typischen Städtefeind. Nach württembergischen Chronisten des 16. Jahrhunderts soll er an der Schlacht von Döffingen 1388, die mit einer Nieder-

lage der Städte endete, teilgenommen haben. Hier findet sich auch die Anekdote, daß Wolf auf dem Heimritt nach der Schlacht seine Fehde mit dem Grafen von Württemberg, auf dessen Seite er gekämpft hatte, durch einen Überfall auf das Vieh württembergischer Bauern wiederaufgenommen habe. Als diese sich bei ihrem Landesherrn beklagten, habe Eberhard nur lachend erwidert: *Das alt Wölfein hat sich wieder einmal ein Kochfleisch geholt.*

Bei der Darstellung des Nachlebens des «Raubritters» Wolf von Wunnenstein nimmt die Umgestaltung des Wunnensteins zu einem «vaterländischen Denkmal» den größten Raum ein. Bereits 1819 erschien ein Wunnensteinführer, 1841 wurde eine Warte auf dem Wunnenstein errichtet. Das Gedenkjahr an die Schlacht von Döffingen 1888 ließ die etwas abgeklungene Begeisterung für den Wunnenstein wiederaufleben und führte zur Erbauung eines Aussichtsturms. Ausführlich werden auch die «Wunnenstein-Sagen» behandelt. Daß es sich dabei zuallererst um literarische Produkte des 19. Jahrhunderts handelt, hätte Hermann Ehmer vielleicht doch etwas deutlicher herausstellen sollen. Wenn auch im «Volk» lokale Überlieferungen über den Gleißenden Wolf lebendig waren, so würde ich dies eher auf die romantischen Bestrebungen des Bildungsbürgertums zurückführen.

Ehmers gut lesbare Darstellung kann allen landesgeschichtlich Interessierten empfohlen werden.

Klaus Graf

REINHARD SCHNEIDER und HARALD ZIMMERMANN (Hrsg.): **Wahlen und Wählen im Mittelalter.** (Vorträge und Forschungen Band 37). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen, 1990. 390 Seiten mit 20 Abbildungen, davon 10 in Farbe. Leinen DM 114,-

Wahlen und die damit verbundenen Fragen nach Wahlort, Wahlkörperschaft, Wahlverfahren, Wählbarkeit und Wahltermin sind zwar Kennzeichen demokratischen Denkens und demokratischer Staaten, der Problembereich ist aber keineswegs auf die Zeit der modernen Demokratie begrenzt. *Wahlen und Wählen im Mittelalter* spiegelt auch das mittelalterliche Denken wider, legt mittelalterliche Strukturen und deren Entwicklungen offen, verdeutlicht politische Vorgänge, veranschaulicht die Rezeption des römischen Rechts und damit im Wahlrecht die Übernahme des numerischen Prinzips der Stimmzählung und des Mehrheitsrechts im Gegensatz zur eher germanischen Vorstellung des «Heils», der sanioritas, des Geblütsrechts.

Am frühesten geregelt wurde das Wahlrecht im

kirchlichen Bereich, insbesondere bei der Abtswahl. Allerdings sorgte die Bestimmung der Benediktinerregel, gewählt sei jener Abt, der den «sanior pars», den gewichtigeren Teil der Stimmen, und sei es der kleinere Teil (quisquam parva), auf sich vereinige, für manche Streitigkeiten, für manche Doppelwahl. Die Anwendung dieses Prinzips bei Papstwahlen ermöglichte es dem zahlenmäßig unterlegenen Teil des Kardinalkollegiums mit dem Hinweis auf die größere sanioritas dann doch, auf dem eigenen Kandidaten zu beharren und ihn als «Gegenpapst» zu präsentieren. Da es hierfür im Gegensatz zu anderen kirchlichen Wahlen keine übergeordnete Instanz gab, bildete sich für die Papstwahlen 1179 im Dritten Lateranischen Konzil erstmals ein schriftlich fixiertes Wahlrecht aus, das eine Zweidrittelmehrheit vorschrieb und das Wahlkollegium genau definierte. Die Regelung der deutschen Königswahl, als weltliches Pendant, ließ immerhin noch fast zwei Jahrhunderte auf sich warten, bis die von Karl IV. erlassene Goldene Bulle das siebenköpfige Kurfürstenkollegium und das Mehrheitsprinzip kodifizierte.

Die neun Aufsätze des vorliegenden Bandes konnten das Thema mittelalterlicher Wahlen nicht erschöpfend behandeln und mußten manches außer Acht lassen, zumal ja auch Teilaspekte, wie etwa die Abtswahlen, gut erforscht sind. Schade ist dennoch, daß nicht nur, wie die Herausgeber selbst im Vorwort beklagen, die Wahlen in den Ritterorden oder an den Universitäten oder die Darstellung mittelalterlicher Wahltheorie unberücksichtigt blieben, sondern auch nirgendwo die Frage einer Beteiligung, einer Mitbestimmung oder Wahlmöglichkeit von Frauen, etwa innerhalb der Nonnenkonvente oder sogenannter Sammlungen, aufgeworfen wurde.

Dennoch ermöglichen die Aufsätze einen guten Überblick über die Bestellung und Einsetzung von Bischöfen, Päpsten und Königen, von Ratsherren und Schöffen, von Pfarrern und Gemeindevertretern. Dabei werden auch allgemeine Tendenzen und gesellschaftliche Entwicklungen deutlich, zum Beispiel daß etwa seit dem 12. Jahrhundert die Meinung einzelner stärkere Berücksichtigung findet und die «eher summarische Abstimmung» an Bedeutung verliert, daß sich – nachdem die Wahlkörper zahlenmäßig definiert sind – das Mehrheitsprinzip durchsetzt oder daß sich in den Städten oligarchische Strukturen und Kooptationsverfahren bildeten. Für die Wahl und Form der Mitbestimmung in der mittelalterlichen Stadt bietet der Aufsatz von Kurt Schulz eine Fülle von Einzelerkenntnissen, die von allgemeinem landeshistorischen In-

teresse, insbesondere für die Geschichte des deutschen Südwestens sind. So macht der Autor etwa deutlich, welche Rolle Freiburg bei der Ausbildung des Stadtrats, der Rollenverteilung von Stadtgemeinde und «Geschworenen» spielte. Er verdeutlicht weiterhin, daß die Staufer ihre Städte zwar wirtschaftlich stark förderten, deren politische Rechte aber minimierten, die Zähringer dagegen ihren Städten Privilegien erteilten, die in der Mitte des 13. Jahrhunderts neue Maßstäbe für die städtische Mitbestimmung setzten. Besondere Beachtung verdient auch der 64 Seiten umfassende Aufsatz von Armin Wolf *Von den Königswahlen zum Kurfürstenkolleg*, in dem erstmals zahlreiche Bilddenkmale als Dokumente der Verfassungsgeschichte untersucht und damit der historischen Forschung eine «neue» Quelle ins Bewußtsein gerückt wurde.

Wilfried Setzler

Der Neckar-Odenwald-Kreis. Herausgegeben von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Neckar-Odenwald-Kreis. Bearbeitet von der Abteilung Landesbeschreibung des Generallandesarchivs Karlsruhe. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1992. Band I: 1004 Seiten mit 128 Abbildungen, darunter 23 farbige; Band II: 976 Seiten mit 150 Abbildungen, darunter 19 farbige. Beide Bände mit zahlreichen Karten, Grafiken und Tabellen im Text sowie Beilagen (Karten, statistischer Anhang, Stammtafeln, Literatur) in Kartentafel. Leinen DM 158,-

Die Reihe der neuen Kreisbeschreibungen schreitet nun zügig voran. Der Beschreibung des Kreises Biberach folgte die des Neckar-Odenwald-Kreises, und zwar – ein Novum – komplett und auf einmal: gleichzeitig Band I mit dem allgemeinen Teil zusammen mit den Ortsbeschreibungen in Band II. Erstmals wird nun auch ein Kreis beschrieben, der ohne größeres städtisches Zentrum ist. Die Vorarbeiten waren somit gering, die historische Aufarbeitung – von wenigen Ausnahmen abgesehen – bislang äußerst lückenhaft, was die beiden Bände um so wertvoller macht.

Der Neckar-Odenwald-Kreis ist 1971 – zunächst bis 1974 unter dem Namen Odenwald-Kreis – im Zuge der Kreisreform entstanden. In ihm wurden überwiegend die Gemeinden der ehemaligen Landkreise Mosbach und Buchen zusammengeschlossen. Er zählt heute in seinen 27 Gemeinden insgesamt über 130 000 Einwohner und steht der Fläche nach an 13. Stelle der 35 baden-württembergischen Landkreise, der Einwohnerzahl nach an 28. Stelle:

Zahlen, die eine relativ dünne Besiedlung – 117 Einwohner pro Quadratkilometer – verdeutlichen. Die Gliederung der beiden Bände folgt dem vertrauten Schema. In Teil A «Allgemeiner Teil» werden in fünf Kapiteln unter Berücksichtigung des Gesamtkreises die natürlichen Grundlagen, die geschichtlichen Grundlagen, die Bevölkerung und Siedlung, Wirtschaft und Verkehr sowie öffentliches und kulturelles Leben komprimiert, knapp im Überblick, doch nicht lexikalisch, sondern lesenswert und lesbar dargestellt.

Der Teil B umfaßt in alphabetischer Reihenfolge die Beschreibungen der Gemeinden. Auch sie halten sich an eine durchgängige Gliederung. Den Beginn bildet ein Kapitel «Natur- und Kulturlandschaft», in dem der Naturraum und das Landschaftsbild der jeweiligen Gemeinde, das Siedlungsbild sowie die bemerkenswerten Bauwerke beschrieben sind; das zweite Kapitel beschäftigt sich mit den Gemeinden im 19. und 20. Jahrhundert, mit der Bevölkerung, dem politischen Leben, mit Wirtschaft und Verkehr, mit der Verwaltungszugehörigkeit der Gemeinde und dem öffentlichen Leben. Das dritte Kapitel umfaßt die Geschichte der Gemeinden und ihrer Teile: Siedlung und Gemarkung, Herrschaft und Staat, Grundherrschaft und Grundbesitz, Kirche und Schule, Bevölkerung und Wirtschaft. Zum Einstieg für weitere eigene Forschungen werden dem Leser zuletzt historische Quellen und weiterführende Literatur benannt.

Diese Beschreibungen beinhalten für viele Gemeinden erstmals einen umfassenden Geschichtsüberblick, der die Entwicklung des Gemeindelebens skizziert und dabei soziale und kulturelle, wirtschaftliche und rechtliche, politische und gesellschaftliche Aspekte gleichermaßen berücksichtigt.

Mit einem Gesamtregister schließt das umfang- und inhaltsreiche, mit Bildern, Karten und Schautafeln gut ausgestattete Werk. Wieder ist einer der 44 baden-württembergischen Stadt- und Landkreise beschrieben, eine weitere Lücke geschlossen. In Vorbereitung ist die Beschreibung für den Landkreis Lörrach.

Sibylle Wrobbel

WOLFGANG HUG: **Geschichte Badens.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1992. 429 Seiten mit einigen Abbildungen. Gebunden DM 68,-

Eine Gesamtdarstellung der badischen Geschichte war längst überfällig. Ältere Werke – wie etwa das 1890 von Friedrich von Weech vorgelegte – sind zu

stark auf Dynastengeschichte fixiert und beschreiben die Geschichte Badens aus der Sicht der großherzoglichen Familie. Jüngere Gesamtdarstellungen sind allenfalls in Handbüchern zu finden oder blieben fragmentarisch wie das ganz ausgezeichnete Werk von Berthold Sütterlin, das leider über den ersten, 1535 endenden Band nicht hinaus kam.

Da der badische Staat erst im Zuge der napoleonischen «Flurbereinigung» Anfang des 19. Jahrhunderts entstand und das Gebiet zuvor in viele Einzelherrschaften – darunter ganz große wie Vorderösterreich und Kurpfalz, aber auch ganz kleine wie kloster- oder reichsritterschaftliche Territorien – zersplittert war, ist eine Gesamtdarstellung besonders schwierig: Entweder wird sie episch breit, oder aber sie muß den Mut zur Lücke haben. Wolfgang Hug wählt das letztere, doch beherrscht er es trefflich. Seine Darstellung der Geschichte Badens ist gekennzeichnet vom Weglassen und Hervorheben, wobei er keineswegs nur «Staatsaktionen» beschreibt. Der Reiz und das Verdienst seiner Arbeit liegen gerade im Wechsel von Details und Perspektiven, von der Verdeutlichung großer Entwicklungslinien, die aber immer wieder an einzelnen Ereignissen, Menschen, geistigen Strömungen, wirtschaftlichen Veränderungen etc. festgemacht werden.

Der Band ist in vier etwa gleich große Abschnitte mit je zehn Kapiteln klar und übersichtlich gegliedert. Die ersten beiden beschäftigen sich mit der Geschichte Badens von den Anfängen *Südwestdeutsches Erbe aus Altertum und Mittelalter* bis zur Französischen Revolution *Von der Vielfalt der Territorien zur Einigung Badens*. Die beiden letzten sind dem *Großherzogtum und liberalen Musterland* im 19. Jahrhundert sowie dem Umbruch und Wandel Badens im 20. Jahrhundert gewidmet. Deutlich wird in dieser Aufteilung, die den zwei Jahrhunderten, eben dem 19. und 20., ebenso viel Platz einräumt wie den fünfzehn Jahrhunderten davor, wie wichtig dem Verfasser, Geschichtspräsident an der Pädagogischen Hochschule in Freiburg, die jüngere und jüngste Geschichte Badens ist. Neben die zeitliche Gewichtung setzt er eine thematische. Vier Leitthemen – Freiheit, Lebenswelt, Innovation und Konflikte bzw. Konfliktbewältigung – klingen in der Darstellung immer wieder durch, sei es im Mittelalter oder in der Neuzeit.

Wer Details badischer Geschichte, zumal im Mittelalter und der frühen Neuzeit, in diesem Buch nachschlagen will, wird sicher oft enttäuscht werden. Doch wer etwas über Strukturen und Zusammenhänge, über regionale Geschichte auch im Span-

nungsfeld nationaler oder abendländischer Geschichte erfahren will, der wird in diesem lebendig geschriebenen und sehr anschaulichen Buch reich belohnt. Baden hat endlich eine Gesamtdarstellung seiner Geschichte von den Anfängen bis zur Gründung des Südweststaats 1952.

Reinhold Goller

MAREN KUHN-REHFUS (Hrsg.): **Sigmaringen. Ein historischer Führer.** regio Verlag Glock und Lutz Sigmaringen-Dorf 1989. 240 Seiten mit 69 Abbildungen, davon 10 farbige, und 1 Stadtplan. Kartoniert DM 24,-

Das 1077 im Zusammenhang mit den Wirren des Investiturstreits erstmals erwähnte, strategisch günstig gelegene Sigmaringen erhielt etwa um 1250 Stadtrecht. Doch Handel und Gewerbe, normalerweise das Kennzeichen einer Stadt, blieben aufgrund der verkehrs- und wirtschaftsgeographisch schlechten Lage Sigmaringens von zweitrangiger Bedeutung. Ihre Bedeutung hatte die Stadt als Mittelpunkt der reichslehenbaren gleichnamigen Grafschaft, als Verwaltungssitz und seit 1535 als Residenz und Hof der Grafen von Zollern, als «Landeshauptstadt», und heute als Behörden- und Schulstadt mit etwa 15000 Einwohnern. Der handliche Stadtführer beginnt mit einem 80seitigen Abriss zur Geschichte der Stadt durch die Herausgeberin. Dem folgt ein von mehreren sachkundigen Fachleuten ausgearbeiteter Rundgang durch die Stadt mit der Beschreibung zahlreicher historischer Bauten und Kunstwerke. Den Abschluß bilden Beiträge zur Geschichte der 1975 nach Sigmaringen eingemeindeten Orte Laiz, Gutenstein, Unterschmeien, Oberschmeien und Jungnau. Insgesamt zeichnet sich das Bändchen durch seine wissenschaftliche Exaktheit aus, die in gemeinverständlicher Form dargeboten wird.

Sibylle Wrobbel

ARMIN HEIM: **Die Stadt der Fürstenberger. Geschichte, Kunst und Kultur des barocken Meßkirch.** (Schriftenreihe zur Geschichte, Kunstgeschichte und Volkskunde der Region Meßkirch, Band 2). Armin Gmeiner Verlag Meßkirch 1990. 139 Seiten mit 70 Abbildungen. Leinen DM 32,-

Meßkirch, das ist für viele die Stadt der Freiherren und Grafen von Zimmern, der Hauptschauplatz der Zimmerschen Chronik, stößt man doch auch bei einem Gang durch die Stadt allenthalben auf

das Wirken dieser Adelsfamilie. Sie prägte das Ensemble von Kirche und Schloß oder die Anlage der oberen Stadt mit der «Weißenburg». Daß nach dem Aussterben der Zimmern 1594 die Stadt den Fürsten von Fürstenberg als Residenz diente, «Hauptstadt» eines eigenen Kleinstaates war, hat in der Heimat- und landesgeschichtlichen Forschung bisher keine Beachtung gefunden.

Die vorliegende Arbeit schließt nun diese Lücke. Sie beginnt mit dem Todesjahr des letzten Grafen von Zimmern und endet 1806 mit der Mediatisierung, also der Auflösung und Aufhebung des Fürstentums Fürstenberg, das «von Napoleons Gnaden» größtenteils dem Großherzogtum Baden zugeschlagen wurde. Der Verfasser beschränkt sich auf einige wenige Aspekte des städtischen Lebens, insbesondere versucht er erfolgreich das Besondere, Ortstypische, Lokalspezifische sowie die politische, kulturelle und religiöse Verflechtung des Meßkircher Raums mit seinem oberschwäbischen Umfeld aufzuzeigen. Überzeugend kann er darlegen, wie die Region nach dem alles vernichtenden 30jährigen Krieg *gleichsam aus Ruinen auferstanden* ist, wie dieser territorial aufgesplitterte Raum, *dieser bunte Flickenteppich, bunter noch als irgendwo sonst im Reich*, in der Strukturkrise zu einer Kulturblüte gelangte: *Not und Elend, individuelle und ständische Existenzangst waren der Humus, der in Oberschwaben jene faszinierende Kunst- und Kulturlandschaft von solch einmaliger Dichte und Geschlossenheit gedeihen ließ.*

Sibylle Setzler

JOHANNA WOLL, MARGRET MERZENICH und THEO GÖTZ: **Alte Festbräuche im Jahreslauf.** (Ulmer Taschenbuch 56). Eugen Ulmer Verlag Stuttgart 1991. 126 Seiten mit 60 Abbildungen, davon 51 in Farbe, und 6 Zeichnungen. Broschiert DM 14,80

Nicht im Sinne wissenschaftlicher Quellenanalyse und kritischer historischer Aussage, sondern in allgemein verständlicher Form werden Themen wie Bündelesteg, Grenzgang, Sommereinholen, Feierabendbüschele und Wintersonnenwende aus der mannigfaltigen Aufzählung von Alltags- und Festbräuchen im ländlich-bäuerlichen Jahreslauf erläutert. Traditionelle Kalendertage wie Lichtmeß, Martini und Dreikönig finden neben den bedeutenden Festen – Ostern, Kirchweih und Weihnachten – Beachtung, doch wäre eine stärkere regionale Abgrenzung unter Hinweis auf lokale Besonderheiten wünschenswert, wie auch eine behutsamere Trennung von katholisch und evangelisch geprägten

Landschaften. Schade, daß dem Sonntag als geheiligtem Festtag nicht mehr Augenmerk geschenkt wurde, denn innerhalb der außerordentlich differenzierten Dorfbevölkerung war der Sonntag, vor allem bei den unterbäuerlichen Schichten, keineswegs nur ein Tag für *Erholung, Unterhaltung und Müßiggang*. Nach *Alte Kinderspiele* (Ulmer Taschenbuch 41) bereichern die Autoren wiederum ihre Kapitel mit Anleitungen für festtägliche Basteleien, mit Rezepten für traditionelle Speisen, mit Wetterregeln und Reimen. Die in den Text eingebetteten Abbildungen, unter anderem des Braunsbacher Fotografen Roland Bauer, und die sorgfältige Auswahl der historischen Fotodokumente machen den besonderen Reiz dieses Taschenbuches aus.

Elmar Hahn

IN EINEM SATZ . . .

WINFRIED AßFALG: **Erlebtes Heiligkreuztal**. 3., erweiterte Auflage. Verlag aktuelle Texte Heiligkreuztal 1992. 135 Seiten mit 93 ganzseitigen, farbigen Abbildungen. Pappband DM 38,-

In neuer Auflage wurde dieser hervorragend fotografierte Bildband um rund 30 Fotos erweitert, die Besonderheiten des ehemaligen Klosters abbilden, die dem Besucher teilweise nicht zugänglich sind: für alle Freunde Heiligkreuztals, die damit auch das Rettungswerk der Stefanus-Gemeinschaft unterstützen.

LORE KINDLER: **Uf's Teufels Hirnschale. Ein Bauer blickt zurück**. Silberburg Verlag Stuttgart 1992. 140 Seiten mit 39 Abbildungen. Gebunden DM 29,80

Die Autorin blickt in diesen Lebenserinnerungen ihres Mannes, des 1931 geborenen Landwirts Erwin Kindler aus Renningen, zurück auf dessen Kindheit und Jugend, auf den harten Alltag und die wenigen, dafür um so schöneren Fest- und Feiertage, wobei nicht nur offenbar wird, wie sich die landwirtschaftliche Arbeit im Laufe weniger Jahrzehnte völlig verändert hat, sondern auch die Denkweisen und Lebenseinstellungen.

GERHARD SCHÄFER: **Vom Wort zur Antwort. Dialog zwischen Kirche und Welt in 5 Jahrhunderten**. Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1991. 205 Seiten mit 140 Abbildungen, davon 85 in Farbe. Halbleinen DM 69,-

Aus dem Umkreis der Württembergischen Landeskirche bietet dieses Buch zahlreiche evangelische Beispiele von Interpretationen der Bibel aus den vergangenen fünf Jahrhunderten, wobei Theologen wie Johannes Brenz, Johann Albrecht Bengel, Philipp Matthäus Hahn, Ludwig Hofacker, Christoph Blumhardt, Karl Heim, Ferdinand Christian Baur, Theophil Wurm, Adolf Schlatter und Helmut Thielicke zu Wort kommen.

MECHTHILD SCHULZE-DÖRRLAMM: **Der Mainzer Schatz der Kaiserin Agnes. Neue Untersuchungen zum sogenannten »Gisela-Schmuck« aus dem mittleren 11. Jahrhundert**. (Römisch-Germanisches Zentralmuseum, Monographien Band 24). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1991. 134 Seiten mit 216 Abbildungen, davon 61 in Farbe. Leinen DM 48,-

Die Autorin kann nachweisen, daß der größte und kulturgeschichtlich bedeutsamste hochmittelalterliche Schatzfund in Deutschland, der aus 25 goldenen, mit Edelsteinen, Perlen und Emails verzierten Schmuck besteht, keineswegs, wie bisher meist behauptet, ottonischer Herkunft ist, sondern erst im Laufe des zweiten Drittels des 11. Jahrhunderts angefertigt worden ist und nicht der Kaiserin Gisela, Gemahlin Konrad II., sondern eher Agnes von Poitou, der Gemahlin Kaiser Heinrich III. gehörte.

THOMAS LEON HECK (Hrsg.): **Alice Haarbürger. 1891 Reutlingen – 1942 KZ Riga, Schicksal einer jüdischen Malerin**. Ausstellungskatalog. Nous Verlag Tübingen. 72 Seiten mit zahlreichen, teils farbigen Abbildungen. Kartoniert DM 25,-

Die Kraft der Erinnerung: Das Werk einer vergessenen Künstlerin, die aus einer reichen und angesehenen Reutlinger Fabrikantenfamilie stammte, in Stuttgart aufwuchs, studierte, lebte und malte, 1932 Schriftführerin des Stuttgarter Malerinnenvereins war und in der Zeit des Nationalsozialismus wegen ihres Judentums alle Stufen der Entrechtung, Enteignung, Ausgrenzung und Erniedrigung erleben mußte und schließlich nach ihrer Deportation 1942 in Riga ermordet wurde.

1250 Jahre Stöckenburg 741–1991. Eine Dokumentation. Herausgegeben von der Stadt Vellberg 1991. 176 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 15,-

Ein besonderes Interesse kommt der früh- und hochmittelalterlichen Geschichte dieses 741 erstmals genannten Ortes (heute: Kreis Schwäbisch

Hall) zu, der mit seiner Martinskirche wohl um 630 als Basis für die regionale Christianisierung gegründet worden war und in der Folge für Jahrhunderte – zunächst den merowingischen und fränkischen Königen, dann den Gaugrafen – als Verwaltungszentrum diente.

SÖNKE LORENZ (u. a.): **Bempflingen und Kleinbettlingen. Aus der Geschichte einer Ermstalgemeinde.** Wegra-Verlagsgesellschaft Stuttgart 1991. 207 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte in Tasche. Ganzgewebeband DM 45,- (Bei der Gemeinde Bempflingen erhältlich.)

Eine Ortsgeschichte, die sich durch ihre Ausstattung, vor allem aber durch den wissenschaftlich begründeten und lesbaren Text auszeichnet, der knapp und doch umfassend erstmals eine Gesamtdarstellung beider 1972 vereinten Dörfer bietet.

CARL BORROMÄUS WEITZMANN: **Gesammelte Werke.** Faksimiledruck der Ausgabe 1829 mit Ergänzungen aus den Ausgaben von 1803 und 1853. Herausgegeben von der Stadt Munderkingen. Süddeutsche Verlagsgesellschaft Ulm 1992. 550 Seiten. Pappband DM 39,-

Es ehrt die Stadt Munderkingen, daß sie – die Jubilarin – zu ihrer 1200-Jahrfeier den in ihren Stadtmauern geborenen C.B. Weitzmann, der im 19. Jahrhundert zu den *bekanntesten aller schwäbischen Dialektschriftsteller* zählte und als *einer der besten schwäbisch-mundartlichen Sänger* galt, mit einer Faksimileausgabe seines Gesamtwerkes, in das Norbert Feinäugle einführt, ehrt und damit dem heute weitgehend vergessenen Dichter ein neues Publikum zuführt.

Die württembergischen Klosterschulen und Seminare. Das Evangelisch-theologische Seminar Urach 1818–1977. Herausgegeben vom Verein für württembergische Kirchengeschichte in Zusammenarbeit mit dem Landeskirchlichen Archiv in Stuttgart und dem Landeskirchlichen Museum. Verlag Ernst Franz Metzingen 1991. 152 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 29,80

Einem 40seitigen Abriß zu den württembergischen Klosterschulen allgemein – von ihrer Entstehung in der Reformationszeit, dem Unterricht, ihrer Organisation, dem Alltagsleben und bemerkenswerten Schülern – folgt eine Darstellung der Geschichte des Uracher Seminars, die sich gut bebildert und gut lesbar nicht nur an ehemalige Seminaristen und an Theologen, sondern an alle geistes- und landesgeschichtlich Interessierte wendet.

JOHANN GEORG ENSINGER: **Aufzeichnungen aus meinem Leben.** Herausgegeben von Dora Reich. Knirsch Verlag Kirchentellinsfurt 1991. 183 Seiten mit einigen Abbildungen. Kartoniert DM 19,80

Die Aufzeichnungen J. G. Enzingers (1864–1936) schildern dessen Jugend in Böhringen, seine Ausbildung in Altensteig und Metzingen zum Lehrer, seine Tätigkeit als Lehrergehilfe in Gomadingen, als Lehrer in Zizishausen bei Nürtingen, in Lonsee und Ulm: ein autobiographischer Bericht, ein Kulturdenkmal, in dem sich eindrucksvoll der landwirtschaftlich geprägte Alltag jener Zeit auf der Schwäbischen Alb spiegelt.

KLAUS KEMMLER: **Wo des Roßbergs Haupt sich hebt. Die Geschichte einer Gönninger Samenhandlerrfamilie.** Verlag Karl Knödler Reutlingen 1991. 453 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 48,-

Daß der Gönninger Samenhandel, der als Hausierhandel 1852 etwa 1300 von den 2500 Einwohnern beschäftigte, ein wirtschaftlicher Sonderfall war und immer wieder Stoff bot für Doktoranden, Schriftsteller und Journalisten, wird hier als Familiengeschichte beschrieben von einem, dessen Verfahren seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts Samenhändler in Gönningen waren und der selbst Samenhändler geworden ist.

NORBERT FEINÄUGLE und WILHEM KÖNIG: **Mundartdichtung in Württemberg seit 1945.** Verlag Karl Knödler Reutlingen 1991. 176 Seiten mit 33 Abbildungen. Kartoniert DM 24,-

Dieser dem »Mundart-Verleger« Karl Knödler gewidmete Ausstellungskatalog, der vielfältig die Verdienste Wilhelm Königs und seiner Mundartgesellschaft Württemberg e.V. würdigt, gibt einen guten Überblick über die Entwicklung der Mundartdichtung und deren Verbreitung, wagt eine Bestandsaufnahme und verzeichnet über 200 Autoren.

Der Rhein-Neckar-Kreis. (Heimat und Arbeit). Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1991. 447 Seiten mit 205 Abbildungen und 60 Farbtafeln. Gebunden DM 59,-

An dieser ersten Gesamtbeschreibung des aus den ehemaligen Kreisen Heidelberg, Mannheim und Sinsheim entstandenen, mit 480 000 Einwohnern größten Kreises in Baden-Württemberg wirkten zahlreiche sachkundige Autoren mit, deren Beiträge sich mit Geologie, Landschaft und Natur,

mit Geschichte und Gegenwart, Kunst und Kultur ebenso beschäftigen wie mit der wirtschaftlichen Entwicklung des Kreises sowie seiner 54 Städte und Gemeinden: bemerkenswert und beispielhaft vor allem der historische Überblick, der nicht jedem Fakt nachgeht, sondern anhand weniger, gut ausgewählter markanter Schwerpunkte die großen Linien der geschichtlichen Entwicklung verdeutlicht.

WEITERE TITEL

Kleine Geschichten aus dem Schwabenland. Gesammelt und herausgegeben von ULLA KÜSTER. Engelhorn Verlag Stuttgart 1992. 144 Seiten mit 54 vignettenhaften Abbildungen. Gebunden DM 12,80

BIRGIT MAYER: **Unterwegs in Stadt und Land. Mit jung und alt durch Württemberg.** Fleischhauer & Spohn Verlag Bietigheim 1992. 113 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 19,80

Von Stuttgart nach Berlin. Die Lebensstationen Hegels. Bearbeitet von FRIEDHELM NICOLIN. (Marbacher Magazin. Sonderheft 56/1991). Deutsche Schillergesellschaft Marbach am Neckar 1991. 100 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Kartoniert DM 10,-

WOLFGANG DEUTSCH: **Ein Haller Wappenstein. Studien zu Hans Beuscher.** (Schriftenreihe des Vereins Alt-Hall, Heft 13). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1991. 94 Seiten mit 30 Abbildungen. Kartoniert DM 12,80

HANS-JÜRGEN KREMER: **Das Großherzogtum Baden in der politischen Berichterstattung der preußischen Gesandten 1871–1918.** Erster Teil: 1871–1899. (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A Band 42). W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1991. 745 Seiten. Kartoniert DM 98,-

NORBERT FEINÄUGLE und HERMANN FISCHER: **Merk dr's no. Schwäbische Sprüche und Redensarten.** DRW-Verlag Stuttgart 1992. 96 Seiten mit 26 Zeichnungen von Christoph Brudi. Pappband DM 14,-

Die Gönninger. »Ein Völklein frisch-belebt«. Geschichte und Gegenwart eines Reutlinger Stadtbezirks. Stadtverwaltung Reutlingen 1992. 300 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Pappband DM 25,-

WALTER E. EHRHARDT: **Schelling Leonbergensis und Maximilian II. von Bayern.** Lehrstunden der Philosophie. (Schellingana, Band 2). Friedrich Frommann Verlag Stuttgart 1989. 236 Seiten. Gebunden DM 42,-

INA HOCHREUTHER: **Frauen im Parlament. Südwestdeutsche Abgeordnete seit 1919.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1992. 247 Seiten mit 135 Abbildungen. Kartoniert DM 24,80

ACHIM SOMMER: **Curth Georg Becker 1904–1972.** Biographie und stilkritische Werkanalyse. (Kunst am See, Band 23). Verlag Robert Gessler Friedrichshafen 1992. 168 Seiten mit 81 Abbildungen, davon 47 in Farbe. Pappband DM 48,-

HANS GÜNZEL: **Das Naturschutzgebiet Federsee. Geschichte und Ökologie eines oberschwäbischen Verlandungsmoores.** (Führer durch Natur- und Landschaftsschutzgebiete Baden-Württembergs, Band 7). Zweite, erweiterte und verbesserte Auflage. Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg Karlsruhe 1989. 164 Seiten mit 85 farbigen und 47 schwarzweißen Abbildungen. Broschiert DM 9,90

DOROTHEE RIPPMAHN (u. a.): **Eine Stadt um 1100. Spurensuche und Einladung zur Stadtbesichtigung.** Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1991. 42 Seiten mit 34 teils farbigen Abbildungen, darunter eine Ausschlagtafel. Pappband DM 24,-

ROLF SCHÖNDIENST: **Malerische Mainau. Farbaquarelle von der Blumeninsel im Bodensee.** Mit Texten von Gerhard Krieg, Susanne Schairer, Fritz Schray und Gisela Teufer. Silberburg-Verlag Stuttgart 1992. 90 Seiten mit 41 Abbildungen in Farbe. Pappband DM 29,80

ILSE BÖWING-BAUER: **Die Berglen. Eine geographische Landschaftsmonographie.** Mit einem erweiterten Vorwort von Hermann Grees. (Tübinger Geographische Studien, Heft 2.) Nachdruck der Ausgabe von 1958. Natur-Rems-Murr-Verlag Remshalden-Buoch 1991. 78 Seiten mit 15 Karten und Abbildungen. Broschiert DM 34,-

WERNER KIENZLE: **Der Schurwald. Eine siedlungs- und wirtschaftsgeographische Untersuchung.** (Tübinger Geographische Studien, Heft 3.) Nachdruck der Ausgabe von 1958. Natur-Rems-Murr-Verlag Remshalden-Buoch 1991. 59 Seiten mit 14 Karten und Abbildungen. Broschiert DM 34,-

REINHOLD RUPP (BEARB.): **Die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe. Teil 7: Spezialakten der badischen Ortschaften (229).** (Veröffentlichungen der staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Band 39/7.) W. Kohlhammer Verlag Stuttgart 1992. 643 Seiten. Leinen DM 75,-

Baden-Württembergische Literaturtage in Biberach

(PM) Die «Baden-Württembergischen Literaturtage», 1983 vom Land Baden-Württemberg ins Leben gerufen, sind begehrt: Bis über das Jahr 2000 liegen bereits Bewerbungen vor. In diesem Jahr finden die Literaturtage vom 18. September bis 4. Oktober 1992 im oberschwäbischen Biberach statt. Veranstalter ist die Stadtverwaltung mit Unterstützung durch das Ministerium für Wissenschaft und Kunst, das sich mit 30000 Mark an den Kosten beteiligt. Ein namhafter Betrag wurde außerdem von den Sponsoren Dr. Karl Thomae GmbH und Basotherm GmbH, beide Biberach, beigesteuert.

Lesungen, Diskussionen, Filme, Theater, Hörspiele, Kabarett, Ausstellungen – die Bandbreite und Fülle der Veranstaltungen ist groß. Über 50 Autorinnen und Autoren, fast alle aus Baden-Württemberg, werden in den gut 14 Tagen in Biberach erwartet. Darunter finden sich auch so prominente Namen wie Maria Beig, Martin Walser, Günter Herburger oder Peter Rühmkorf. Neben vielen thematisch freien Lesungen haben sich die Programmacher – Kulturamt, Stadtbibliothek und Koordinator Peter Reifsteck – zwei inhaltliche Schwerpunkte gesetzt: «Vom Bussen bis zum Bodensee – Literarisches Oberschwaben» und «Märchen, Mythen, Monster – Erzählkunst neu entdecken».

Auch bei den Veranstaltungsorten wurde versucht, neue Wege zu gehen. So findet eine literarische Bodenseefahrt auf dem Schiff statt, drei Tage macht der «Red Train», der Kunstzug der Bundesbahn, auf dem Bahnhof Station und auf dem Marktplatz wird ein Literaturzelt aufgestellt.

Informationen und ausführliches Programm gibt es beim Kulturamt, Marktplatz 17, 7950 Biberach, Telefon (07351) 51497.

Ozon: Es fehlt eine Sommersmogverordnung

(lsw) Versagen im Kampf gegen den sogenannten Sommersmog haben die Grünen dem baden-württembergischen Umweltministerium vorgeworfen. Trotz jährlich wiederkehrender extremer Luftbelastung mit dem giftigen Spurengas Ozon habe Umweltminister Erwin Vetter seinerzeit keine Maßnahmen dagegen ergriffen, kritisierte Grünen-Fraktionschef Fritz Kuhn in Stuttgart. Wenn das Umweltministerium jetzt Bonn für fehlende Vorschriften verantwortlich mache, dann werde nach dem Motto «Haltet den Dieb» verfahren.

Auch in den Koalitionsvereinbarungen von CDU und SPD fehlten entsprechende Vorgaben der neuen Regierung. «Wer allerdings wie die Koalitionspartner dem weiteren Straßenbau erste Priorität einräumt, dem ist die Gesundheit der Menschen ziemlich wurst.» Kuhn erneuerte die Forderung seiner Partei nach einer Sommersmogverordnung, zu der Verkehrseinschränkungen ebenso gehörten wie eine umfassende Information der Bevölkerung. Insbesondere sei auch ein Tempolimit notwendig, da Autoabgase zu über 80 Prozent die Quelle für das bodennahe Ozon darstellten.

Der Sommersmog entsteht bei direkter Sonneneinstrahlung aus Stickoxiden unter dem Einfluß von Kohlenwasserstoffen, zwei Schadstoffe, die vor allem durch den Autoverkehr in die Luft gelangen. Die Umweltminister von Bund und Ländern haben sich vor zwei Jahren darauf geeinigt, bei Überschreiten eines Grenzwertes von 180 Mikrogramm Ozon pro Kubikmeter Luft die Bevölkerung darüber zu informieren und Verhaltenshinweise zu geben. Insbesondere Senioren, Asthmatiker und Menschen mit Herz- und Kreislaufbeschwerden sollen dann auf sportliche Ausdauerleistungen im Freien verzichten. In diesem Jahr sind an einzelnen Meß-

stationen im Südwesten über 250 Mikrogramm Ozon pro Kubikmeter Luft gemessen worden.

Feldberg wird vom Autoverkehr entlastet

(lsw) Der 1493 Meter hohe Feldberg im Schwarzwald ist an Wochenenden seit Juli bis November für den Verkehr teilweise gesperrt. Nachdem ein entsprechender Modellversuch auf dem Belchen erfolgreich verlaufen sei, soll nach Angaben von Freiburgs Regierungspräsident Conrad Schroeder nunmehr auch der Gipfel des höchsten baden-württembergischen Mittelgebirges von «Blechmassen» entlastet werden. Allerdings solle das Wochenendtabu für den Individualverkehr bislang lediglich probeweise auf sechs Neben- und Gemeindestraßen gelten. Ausgenommen vom Verbot seien die über den Feldberg führenden Hauptdurchgangsstraßen wie etwa die Bundesstraße 317, sagte Schroeder.

Nicht betroffen vom Verbot sind auch die Land- und Forstwirtschaft. Ausnahmeregelungen gibt es ferner für Anwohner und übernachtende Hotelgäste. Um Erholungssuchenden im Sinne eines «sanften Tourismus» den Zugang aber weiterhin zu ermöglichen, werden an den Wochenenden erstmals «Wanderbusse» eingesetzt. Die Busse wurden dem Zeittakt des öffentlichen Personennahverkehrs und der Höllentalbahn angepaßt. Die verkehrsberuhigenden Maßnahmen, die seit Ende 1990 mit den Landratsämtern Breisgau-Hochschwarzwald, Waldshut und Lörrach erörtert wurden, sollen das in Ferienzeiten und an Wochenenden durch Touristenströme stark gefährdete Naturschutzgebiet am Feldberg wesentlich entlasten helfen. An die von Feldberg-Gastronomen befürchteten Umsatzverluste glaubt Schroeder aufgrund der Erfahrungen am Belchen nicht.

**GROSS GEWORDEN IN WÜRTEMBERG.
ZU HAUSE IN DEUTSCHLAND.**

TIGGES Kommunikation



Der Württemberg (Rotenberg)

Unsere Wurzeln sind von jeher in Stuttgart, unser Name ist gut württembergisch, unser Geschäft steht auf festem Grund und Boden. Das verpflichtet. Unsere Kunden, ob Wohnungsbauer, gewerbliche Investoren oder Kapitalanleger, können daher auf bodenständige Finanzierungen, sichere Kapitalanlagen und eine grundsätzliche Beratung bauen. Und das in der ganzen Bundesrepublik. Rufen Sie uns an.

**Württembergischer
Hypo** 

Berlin: 030/8819890; Bielefeld: 0521/69010; Dresden: 003751/4841140; Düsseldorf: 0211/352035; Frankfurt: 069/232272
Freiburg: 0761/35535; Hamburg: 040/364855; Hannover: 0511/363613; Karlsruhe: 07242/5015; Köln: 0221/135085
Leipzig: 003741/22114499; Mannheim: 0621/20878; München: 089/221534; Stuttgart: 0711/2096353

Tübinger Stiftsanierung: Bibliothek ist wieder da

(epd) Die Bibliothek des evangelischen Stiftes ist nach Tübingen zurückgekehrt. Nach einer durch die Stiftsanierung notwendig gewordenen zweijährigen Auslagerungszeit stehen die 132000 Bände aus fünf Jahrhunderten den Stifflern in neu gestalteten und besonders gesicherten Räumen wieder zur Verfügung. Der in seiner Art weltweit einmalige Bücherbestand ist schlechthin unbezahlbar. Er überstand Kriege und Katastrophen der Vergangenheit ohne nennenswerte Verluste. So gehören zu den Schätzen der Bibliothek die Schedelsche Weltchronik von 1493, eine Ausgabe des Hausbuches der Truchsessin von Waldburg aus dem Jahr 1439, eine Kupferbibel von Seuchzer sowie ein Neues Testament des Theologen und Humanisten Erasmus von Rotterdam aus dem Jahr 1516. Dazu kommen noch Schriftstücke von berühmten Stifflern, wie etwa ein handschriftlicher Aufsatz Friedrich Hölderlins oder das Eintrittsversprechen Hegels, dem Herzog und Ephorus immer ein «gehorsamer Schüler» zu sein. Daneben hofft Bibliothekarin Beate Martin auf weitere bisher unbekannte Schätze. Früher wurden nämlich viele Bücher in Pergament eingebunden, das oft älter ist als die Bücher selbst. So könnte es durchaus sein, daß bei sorgfältiger Untersuchung ein bisher noch unbekanntes Schriftstück oder Notenblatt entdeckt wird. Die «bibliophile Schatzsuche» im Stift wird nun erstmals möglich, weil im Zuge der Generalsanierung des berühmten Wohn- und Studienhauses auch die Räume für die Bibliothek umgestaltet worden sind. Damit aber die Schätze der Vergangenheit auch der Zukunft erhalten bleiben, wurde das Büchermagazin modernisiert. Dicke Mauern und fensterlose Räume sorgen jetzt mit für ein gleichbleibendes Raumklima.

Den Grundstein für die Bibliothek im Stift legte Herzog Christoph von Württemberg im Jahr 1557. Er sandte drei Fässer, angefüllt mit «allerley Theologischen und anderen nutzli-

chen Buechern», nach Tübingen an das damals neue herzogliche Stipendium (evangelische Stift). Gefordert wurde allerdings, daß der Faßinhalt «ordentlich registriert und von unseren Stipendiaten zu Nutz und Förderung ihrer Studien gebraucht» werde. Das war seinerzeit eine unerhörte Neuigkeit, denn die Universitätsbibliotheken waren üblicherweise nur für Professoren zugänglich und dem normalen Studenten verschlossen. Die Stifts-Bibliothek lebt jedoch nicht nur von ihrer Vergangenheit. Jahr für Jahr kommen Bücher im Wert von etwa 70000 Mark neu in den Bestand, um den Stifflern im Theologiestudium die Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen wissenschaftlichen Diskussion zu ermöglichen.

Geplanter Golfplatz endgültig vom Tisch

(FZ) Der geplante Bau des Golfplatzes in der Domäne Weil ist endgültig vom Tisch. Dies sagten die Stadt Ostfildern sowie der Direktor der Hofkammer Württemberg (Grundstückseigentümer), Dr. Otto Künkele, auf einer Pressekonferenz im Kemnater Treffpunkt.

Ausschlaggebend für diese überraschende Wendung in Sachen Golfplatz war die Entscheidung des Landratsamtes Esslingen (Untere Naturschutzbehörde) und des Regierungspräsidiums Stuttgart (Höhere Naturschutzbehörde), das Projekt nicht zu genehmigen. «Man wollte den Golfplatz einfach nicht», erklärte Dr. Künkele sichtlich enttäuscht. Er wertet das Aus für die Anlage als politische Entscheidung. «So mußten wir nach sechsjähriger Schwangerschaft eine Totgeburt vermelden», beklagte er vor dem Gemeinderat.

Das Stadtparlament hob seinen bereits gefaßten Aufstellungsbeschuß für den Golfplatz auf. Damit ist die künftige Nutzung der Domäne Weil wieder völlig offen. Auf Wunsch des Grundstückseigentümers (Hofkammer) soll das bisher noch landwirtschaftlich genutzte Gebiet von rund 60 Hektar als Ganzes verpachtet werden.

Einigkeit im Landtag: Ja zur Schiene

(lsw) Die Fraktionen im baden-württembergischen Landtag stimmen darin überein, daß der Ausbau der Schienenwege vordringlich betrieben werden muß. Einvernehmlich wurde während der Landtagssitzung am 1. Juli auch begrüßt, daß die Mittel im Entwurf für den Bundesverkehrswegeplan mittlerweile annähernd je zur Hälfte für den Straßenbau und den Ausbau der Schienenwege eingesetzt werden. Die Fraktion der Grünen sieht den «über Jahrzehnte hinweg entstandenen enormen Nachholbedarf der Schiene» nach wie vor nicht hinreichend berücksichtigt.

In einem Parlamentsantrag forderten die Grünen eine Halbierung der für den vordringlichen Bedarf im Straßenbau vorgesehenen Finanzmittel und den Verzicht auf Großprojekte im Straßenbau, wie zum Beispiel die Hoahrhein-Autobahn. Der Antrag fand allerdings keine Mehrheit im Landtag. In der Debatte machte Verkehrsminister Hermann Schaufler (CDU) deutlich, daß auch bei einem massiven Ausbau der Schiene die Straße weiterhin die Hauptlast des Verkehrs tragen müsse. Im übrigen sei eine funktionierende Verkehrsinfrastruktur für die baden-württembergische Wirtschaft von grundlegender Bedeutung. Der verkehrspolitische Sprecher der Grünen-Fraktion im baden-württembergischen Landtag, Gerhard Stolz, hat die Deutsche Bundesbahn davor gewarnt, den Stuttgarter Hauptbahnhof vom Fernverkehrsnetz abzuhängen. Wenn die Bahn an den Stadtzentren vorbeifahre, gebe sie ihren größten Trumpf aus der Hand, meinte Stolz. Als «Trauerspiel» bezeichnete es der Grünen-Politiker, daß die Bundesbahn nach fast zehn Jahren Planung noch immer nicht wisse, wie die Schnellbahntrasse zwischen Ulm und Stuttgart verlaufen solle. Die Grünen sprechen sich für einen Ausbau der Filstalstrecke aus.

DB-Schnellbahnstrecke: Klare Aussagen gefordert

(lsw/TB) Die Landesregierungen in Stuttgart und München sollen sich «rasch und eindeutig» für eine der derzeit diskutierten Trassenvarianten beim Ausbau der Bundesbahnstrecke zwischen Stuttgart und München entscheiden. Dies fordern die Oberbürgermeister von Augsburg, Peter Menacher, von Neu-Ulm, Peter Biebl, und von Ulm, Ivo Gönner. Nach einem Treffen der drei Oberbürgermeister teilte die Stadtverwaltung Ulm mit, es sei zu befürchten, daß sich die Bundesbahn ohne ein klares Votum aus den Landeshauptstädten «nicht rühren» werde.

Zu befürchten sei eine Verzögerung des Ausbaus der Strecke aufgrund fehlender Festlegungen der Politik und wegen des Drucks auf die Bahn zu Investitionen in Ostdeutschland. Eine Verzögerung gereiche aber der gesamten Region zum Nachteil. Die Stadt Kirchheim/Teck macht unterdessen Front gegen die sie tangierende «Heimerl-Trasse».

Kirchheims Oberbürgermeister Jakob setzt auf die Aussage im Koalitionspapier der von CDU und SPD gemeinsam geführten Landesregierung, wonach die Neubaustrecke der Deutschen Bundesbahn zwischen Stuttgart und Augsburg schnellstmöglich realisiert werden soll. Und genau das spricht nach Jakobs Ansicht für die durch das Filstal führende Variante K. Doch es gibt bekanntlich noch mehr Argumente gegen die Kirchheim tangierende «Heimerl-Trasse» entlang der Autobahn. Dies auch ins Bewußtsein der neuen Landesregierung zu rücken, ist Anliegen einer ergänzenden Stellungnahme der Stadt Kirchheim zu den Variantenuntersuchungen, ausgelöst durch den Entwurf des Bundesverkehrswegeplans (BVWP) 1992. Aus Kirchheimer Sicht wird erneut die Bedeutung des Güterzugverkehrs unterstrichen, für den die «Heimerl-Trasse» ungeeignet sei.

Schliffkopf-Hotelneubau mit Auflagen genehmigt

(STZ) Im Streit um den Wiederaufbau des «Schliffkopfhôtels» an der Schwarzwaldhochstraße, das im Oktober vergangenen Jahres fast vollständig abgebrannt war, hat das Stuttgarter Umweltministerium einen Kompromiß gefunden. Wie aus einem Bescheid an das zuständige Regierungspräsidium in Karlsruhe hervorgeht, darf das traditionelle Hotel mitten im Naturschutzgebiet «Schliffkopf» nur unter strengen Auflagen sowie in Verbindung mit Ausgleichs- und Ersatzmaßnahmen neu errichtet werden. Damit berücksichtigt man die Interessen des Betreibers ebenso wie die Bedenken der Naturschutzverbände, die sich gegen die wesentliche Vergrößerung gewandt hatten, betonte das Umweltministerium in einer Mitteilung.

Strikt begrenzt wurde von der Behörde das Bauvolumen. So darf der oberirdische Teil des Gebäudes 18000 Kubikmeter nicht überschreiten; bisher waren es 15000. Unterirdische Teile werden grundsätzlich nur unterhalb der überbauten Flächen zugelassen. Obwohl man damit hinter den Wünschen des Eigentümers zurückbleibe, sei der Weiterbetrieb des Hotels gesichert, unterstrich das Ministerium. Zugleich würden die nachteiligen Auswirkungen auf das Schutzgebiet gemildert. «Kernstück» des Bescheides an das Regierungspräsidium ist ein Naturschutzrahmenkonzept für den Schliffkopf, das gleichzeitig den Besucherdruck vermindern und sensible Bereiche beruhigen soll. Es sieht vor, das Wegenetz besonders im Umkreis des Hotels zu reduzieren und einzelne Wege ganz zu sperren. Ein entsprechendes Konzept zur Besucherlenkung soll die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege in Karlsruhe erarbeiten. Ähnlich wie am Feldberg plant das Umweltministerium außerdem den Einsatz eines «Rangers», der das Schutzgebiet überwachen und die Besucher informieren soll. Daneben will man die öffentlichen Parkplätze entlang der Bundesstraße 500 zahlenmäßig verringern und teilweise verlegen.

Der Bauherr wird im Rahmen der Baugenehmigung dazu verpflichtet, den zum Hotel gehörenden Skilift abzumontieren und das Gelände zu renaturieren. Ferner fordert das Ministerium eine «landschaftsgerechte Gestaltung» des Gebäudes, etwa durch die überwiegende Verwendung von Holz. Die Zahl der Parkplätze am Hotel ist ebenfalls beschränkt. Das Regierungspräsidium in Karlsruhe hatte den Fall aufgrund eines Widerspruchs des Landesnaturschutzverbandes nach Stuttgart weitergeleitet.

Interesse an einem raschen Wiederaufbau des renommierten Hotels bekundete auch die Gemeinde Baiersbrunn, auf deren Markung sich der Schliffkopf befindet. Wenn alles nach Plan läuft, soll das Haus schon zu Weihnachten zumindest teilweise wieder eröffnet werden.

Schwäbische Weinstraße Weikersheim bis Esslingen

(STZ) Nach fünf Jahren dauernden Bemühungen und oft hartnäckigen Diskussionen ist die Ausschilderung der «Schwäbischen Weinstraße» als Touristenstraße erreicht worden. Nach Angaben des Württembergischen Weinbauverbands beginnt der Weg im oberen Taubertal in Weikersheim und führt dann vom Jagst-(Dörzbach) ins Kochertal (Ingelfingen), in die Öhringer Gegend und übers Weinsberger Tal nach Heilbronn. Von dort wird der Autofahrer über zwei Routen nach Großbottwar geführt. Über das Zabergäu und die Felsengärten Besigheim/Hessigheim sowie das Schozacher Tal nach Beilstein. Die Schwäbische Weinstraße nähert sich dann über Marbach dem Remstal und führt über Fellbach und die Stuttgarter Weinbaugemeinden schließlich zum Endpunkt Esslingen. Der Geschäftsführer des Verbands, Karl-Heinz Hirsch, bezeichnete diese Lösung als Kompromiß. Zunächst wollte das zuständige Ministerium nur einer Ausschilderung zwischen Heilbronn und Ludwigsburg zustimmen, stieß damit aber auf heftigen Widerstand.

Eingeschränkte Jagd in Naturschutzgebieten

(SZ) Jäger müssen gewisse Beschränkungen der Jagdausübung in Naturschutzgebieten hinnehmen. Dieses Grundsatzurteil fällt der Verwaltungsgerichtshof (VGH) Baden-Württemberg nach Klagen aus dem Landkreis Göppingen.

Damit erklärte der VGH die Ende 1991 vom Regierungspräsidium Stuttgart erlassenen Verordnungen für Naturschutzgebiete in vollem Umfang für rechtmäßig. Wie Regierungspräsident Udo Andriof mitteilte, sieht er «in diesem wichtigen Grundsatzurteil eine Bestätigung für die Arbeit der Naturschutzbehörden». Der Versuch mehrerer Jagdausübungsberechtigter, die in den Verordnungen enthaltenen Beschränkungen zu Fall zu bringen, sei damit gescheitert.

Zu diesem Urteil kam der VGH in zwei Normenkontrollverfahren, über die er in Bad Überkingen (Kreis Göppingen) verhandelte. Ganz in der Nähe liegen die beiden Naturschutzgebiete «Haarberg-Wasserberg» und «Dalisberg», um die es konkret ging. Einige Jäger, die dort das Jagdrecht haben, hatten gegen die neuen einschränkenden Verordnungen geklagt und den VGH angerufen.

Untersagt waren beispielsweise die Einrichtung weiterer Fütterungsstellen und sogenannter Kirrplätze. Dies sind Plätze, an denen Futter ausgelegt wird, um Wild zum Abschluß anzulocken. Eingeschränkt wurde im Naturschutzgebiet «Dalisberg» die Bejagung mit Fallen. Im anderen Gebiet wurde die Neuerrichtung von Kanzeln und Hochsitzen der Zustimmung des Regierungspräsidiums unterworfen.

Gewisse Einschränkungen der Jagdausübung seien in einem Naturschutzgebiet hinzunehmen, wenn dies im Interesse des Naturschutzes erforderlich sei, stellte das Gericht in seiner Urteilsbegründung fest. So sei etwa die Überdüngung des Bodens als Folge der Wildfütterung ebenso wie die Trittbelastung bei der Fallenjagd geeignet, die zum Teil überaus seltenen Pflanzen – vor allem Orchideen – zu schädigen.

Die vom Regierungspräsidium Stuttgart auf Vorschlag der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege festgesetzten Beschränkungen seien fachlich gerechtfertigt. Das Jagdausübungsrecht sei dadurch nur unwesentlich geschmälert.

Bad Urach hat wieder sein altes Stadttor

(STZ) Mit finanzieller Hilfe des Landesdenkmalamts hat Bad Urach im Kreis Reutlingen ein historisches Stadttor nach gründlicher Sanierung wieder aufstellen lassen. Es steht jetzt unmittelbar neben dem Schloß am Eingang zur Altstadt. Das Renaissance-Tor lagerte seit seinem Abbruch fast 30 Jahre lang in Bruchstücken auf dem Städtischen Bauhof. 1603 war es einst unter Herzog Friedrich von Württemberg als Zugang zur Uracher Weber-Vorstadt gebaut, 1753 als drittes Tor in die Stadtmauer beim Schloß eingesetzt worden. Beim Abbruch der Stadtmauer wurde es ein Friedhofstor. Als es 1963 einem Neubau im Wege stand, ließ es die Stadt abrechen. Dem Tor fehlt nun noch das herzogliche Wappen in der Bekrönung. Mit Hilfe von Spenden soll auch ein neues Wappen aufgebracht werden.

Abrißgenehmigung für WMF-Industriedenkmal

(Isw) Die Firma WMF in Geislingen an der Steige darf drei als Kulturdenkmale geschützte Gebäude auf ihrem Betriebsgelände abreißen und statt dessen Neubauten für die geplante Kochgeschirrfertigung errichten. Wie aus einer Mitteilung hervorgeht, hat das Regierungspräsidium Stuttgart die notwendige Zustimmung für den Abriß der drei Gebäude erteilt. Die Firma habe schlüssig dargelegt, daß die geplante Kochgeschirrfertigung nur realisiert werden könne, wenn durch Abriß alter Firmengebäude Raum geschaffen werde. Die Sicherung von Produktionsstandort und Arbeitsplätzen habe in diesem Fall Denkmalschutzbelange zurücktreten lassen.

Frösche machen sich im Sekundärbiotop breit

(STN) Nur weil die Ziegelwerke Hess unweit der Bahnlinie zwischen Waiblingen und Fellbach Lehm ausgruben, um ihre Ziegel zu backen, entstand dort eine Grube, die sich mit Wasser füllte und zahlreichen seltenen Tieren und Pflanzen zu einem Refugium wurde. Diese Idylle gilt als Sekundärbiotop und ist damit dem Zugriff der Firma entzogen. Seit geraumer Zeit kämpft Hess darum, das Biotop als Zwischenlager für den Lehm nutzen zu dürfen, der bei den Bauunternehmern in Waiblingen aufgrund des Baubooms in Massen anfällt. Das Verwaltungsgericht hielt allerdings erst jüngst das Refugium der Frösche für wichtiger als die wirtschaftlichen Interessen der Ziegelwerke.

Als Ausgleich für die zum Biotop gewandelte Grube bot das Waiblinger Landratsamt die Möglichkeit an, auf einem benachbarten Grundstück den Lehm zu lagern. Die Ziegelwerke nutzen das Angebot offensichtlich zu stark aus, denn beim Landratsamt gingen in jüngster Zeit immer mehr Beschwerden über die sogenannten «Ameisenbühler Alpen» ein. Diesen Namen gaben die Anwohner des gleichnamigen Wohngebiets inzwischen den Lehmhügeln. Und auch das Landratsamt glaubt, daß die genehmigten Mengen schon überschritten sind. Die Firma Hess wollte neuen Auseinandersetzungen aus dem Wege gehen und teilte den Waiblinger Baufirmen mit, daß ihr Gelände ab sofort für Erdanlieferungen nicht mehr zur Verfügung steht. Ein Umstand, der vor allem die Firmen ärgert, die auch Kunden von Hess sind. Sie durften in der Vergangenheit ihren Erdaushub kostenlos bei den Ziegelwerken abkippen. Jetzt wandert die Erde auf die Mülldeponie, und dafür werden Gebühren fällig. Der Schutz der Frösche kommt allerdings auch das Landratsamt teuer zu stehen, denn schließlich ist Deponieraum knapp.

Palmsche Apotheke: Fassade bröckelt

(STN) An einer der schönsten Fachwerkfassaden, die es in ganz Süddeutschland gibt, nagt 13 Jahre nach der Sanierung bereits wieder der Zahn der Zeit. Daß schon wieder der Putz bröckelt und die Holzbalken zu faulen beginnen, hängt für die Experten mit der Auswahl der Baumaterialien zusammen, die vor 13 Jahren getroffen wurde. Wer die Kosten der neuen Sanierung – rund eine Million Mark – übernimmt, ist noch unklar.

Mitte der siebziger Jahre handelten sich die Besitzer des 300 Jahre alten Gebäudes den Zorn der Denkmalschützer ein. Entgegen deren erbitterten Widerstand setzte die Familie Palm den Abbruch des Gebäudes durch. Die Familie beabsichtigte, das Haus besser zu nutzen – unter anderem durch Arztpraxen –, doch dafür war das ursprüngliche Gebäude zu morsch. Auf den Neubau ließ die Familie später wieder das alte Fachwerk «kleben». Diese Art des Denkmalschutzes läßt manche eingefleischte Denkmalschützer, die davon ausgehen, daß mit dem Abbruch eines Gebäudes auch dessen Seele verlorengeht, von einem «Neubau mit einer Fachwerktapeze» sprechen. Allerdings ließ es sich das Denkmalamt damals nicht nehmen, ein gewichtiges Wörtchen mitzusprechen, als das Baumaterial für die «Tapete» ausgesucht wurde. Zusammen mit der ausführenden Firma und dem Bauherrn traf man nach Ansicht des Gutachters Horst Reul keine glückliche Wahl. Die Klinker, mit denen die Zwischenräume zwischen den Balken ausgekleidet wurden, gingen mit dem darauf aufgetragenen Putz keine Verbindung ein, so daß seit geraumer Zeit ganze Gipsplatten ausbrechen. Nur mit großem Aufwand und noch mehr Nägeln wurde in den vergangenen Wochen den restlichen Platten wieder ein fester Halt verschafft. Zu allem Übel versahen die Fachwerksanierer vor 13 Jahren Holz und Putz mit einem wasserundurchlässigen Anstrich, so daß die Feuchtigkeit nicht mehr nach außen entweichen konnte und deshalb bereits

wieder Schäden an den Balken sichtbar sind.

In welchem Umfang die Palmsche Apotheke zum zweiten Mal saniert wird, hängt in erster Linie davon ab, wer die Kosten übernimmt. Zuvor-derst muß der Besitzer wohl Sorge dafür tragen, daß die Klinkersteine, mit denen die Gefache ausgekleidet sind, und der darauf aufgetragene Verputz eine haltbare Verbindung eingehen. Obwohl nach 13 Jahren die Gewährleistungsfristen natürlich abgelaufen sind, will der Gutachter dennoch klären, wem die Mängel anzulasten sind. Sollte dann auch noch Fahrlässigkeit nachgewiesen werden können, besäße die Familie Palm eine theoretische Möglichkeit, zumindest einen Teil der Kosten auf andere abzuwälzen.

Heimatbund gegen Ausbau der Donautalstraße

(lsw) Den geplanten Ausbau der Donautalstraße bei Sigmaringen lehnt der Schwäbische Heimatbund entschieden ab. Wie Vorsitzender Martin Blümcke am 22. Juni in Tübingen erklärte, habe die im Naturpark Obere Donau liegende malerische Straße zwischen Gutenstein und Thiergarten eine besondere heimatgeschichtliche und bautechnische Bedeutung. Die Straße war zwischen 1853 und 1860 mit insgesamt sieben Tunneln durch das enge Tal gebaut worden. Mit dem Wechsel von offener Straße und Tunnelpassagen sei sie eine «nach dem Stand der damaligen Technik beispielhafte Ingenieurleistung», so Blümcke, die es als Kultur- und Baudenkmal zu erhalten gelte.

Die Erweiterung würde die harmonischen Proportionen der Tunnelöffnung zerstören, betonte Blümcke. Dies gelte vor allem für zwei der sieben Felstunnel. In einem Schreiben hat Blümcke inzwischen das zuständige Straßenbauamt Überlingen zur Überprüfung der Ausbaupläne aufgefordert. Statt die Durchmesser der Tunnel zu vergrößern, sollten andere Lösungen gefunden werden.

Blümcke regte an, den Verkehr mit Ampeln zu steuern. Der Landkreis

Sigmaringen hatte im vorigen Jahr auch eine Verlagerung des Verkehrs erörtert.

Gedenkstätte für die «Männer von Brettheim»

(epd) Die Erinnerungsstätte für die «Männer von Brettheim» wurde am Freitag, 8. Mai, in dem Teilort von Rot am See eröffnet. Bei der Gedenkveranstaltung in der Brettheimer Gemeindehalle sprach der Stuttgarter Historiker Professor Eberhard Jäckel über «Die Lage am 10. April 1945». Dieser Tag war dem Brettheimer Bürgermeister Leonhard Gackstatter, dem Landwirt Friedrich Hanselmann und dem Lehrer Leonhard Wolfmeyer zum Verhängnis geworden. Sie wurden kurz vor der Einnahme des Dorfes durch amerikanische Truppen von deutschen Soldaten erhängt. Hanselmann hatte vier Hitlerjungen entwaffnet, die als «letztes Aufgebot» zurückweichende deutsche Truppen am Ortsende von Brettheim decken, den Ort verteidigen und auch noch die US-Soldaten beschießen sollten. Bei einem solchen Einsatz wären die Jugendlichen mit Sicherheit umgekommen. Der Landwirt wurde verhaftet und zum Tode durch den Strang verurteilt. Bürgermeister Gackstatter und der Ortsgruppenleiter Wolfmeyer, die sich gegen das Standgericht stellten, wurden deshalb mitverurteilt und an den Linden am Brettheimer Friedhofseingang erhängt.

Erst 1986 hob die Staatsanwaltschaft die Unrechtsurteile gegen die drei Männer auf Antrag des Ortsvorstehers Friedrich Braun auf. Braun ist auch Vorsitzender des Fördervereins «Erinnerungsstätte Männer von Brettheim». Die Gesamtkosten für die Gedenkstätte liegen bei rund 300 000 Mark, von denen die Gemeinde 104 000 Mark aufbringen muß. Der Förderverein will 50 000 Mark zu den Kosten der Gemeinde beitragen. Für die Öffentlichkeit zugänglich ist die Erinnerungsstätte mit ihren zwei Dokumentationsräumen vormittags zu den Rathaus-Öffnungszeiten sowie nach Absprache mit der Ortschaftsverwaltung.

Der Bodensee bekommt wieder «mehr Luft»

(lby) Die Sauerstoffverhältnisse im Bodensee haben sich «deutlich gebessert». Auch die Algenproduktion habe den geringsten Wert seit Mitte der 60er Jahre erreicht, stellte die Internationale Gewässerschutzkommission für den Bodensee (IGKB) bei ihrer 38. Tagung im Juni in Maurach (Baden-Württemberg) fest.

So sei der Phosphorgehalt im vergangenen Jahr weiter gesunken. Jedoch habe er gegenüber dem Vorjahr nur um ein Milligramm auf 32 mg pro Kubikmeter abgenommen, während sich der Wert in den vergangenen Jahren jährlich um durchschnittlich etwa fünf mg pro Kubikmeter verringert habe. Deshalb müßten die im Bau- und Investitionsprogramm bis 1995 vorgesehenen Maßnahmen zur Abwassersanierung konsequent weitergeführt werden.

Weiter plädierte die IGKB nach Angaben des bayerischen Innenministeriums dafür, die Zahl der Boote und Bootsliegeplätze einzuschränken. In der 1959 gegründeten IGKB arbeiten Baden-Württemberg, Bayern, Österreich, die Schweiz und Liechtenstein zusammen.

Teurer Umzug ins Freilichtmuseum

(swp) Für die Versetzung des «Unteren Bau- oder Sennhofes» auf das Gelände des Biberacher Kreisfreilichtmuseums in Kürnbach bei Bad Schussenried muß der Kreis wesentlich mehr bezahlen als veranschlagt: Statt 2,5 Millionen Mark betragen die Ausgaben jetzt 4,6 Millionen Mark. Kostentreibend haben sich vor allem die Material- und Lohnausgaben sowie die Bauerkundung und -dokumentation ausgewirkt.

26 Gebäude aus fünf Jahrhunderten – von der Schmiede über die Backstube bis zur Kegelbahn, Schule und Rathaus – und eine Reihe von Bauernhäusern verschiedener Größe samt Einrichtung machen die Vergangenheit der bauerlichen ober-schwäbischen Landschaft im Kreisfreilichtmuseum Kürnbach lebendig.

Mit dem Unteren Bau- oder Sennhof aus Betzenweiler im Gemeindeverwaltungsvorstand Bad Buchau, einem repräsentativen Großbauernhaus mit Wirtschafts- und Wohngebäude samt «Stüble» (Ausgedinghaus), sollte der Schlußstein unter den zweiten großen und vorläufig letzten Bauabschnitt gesetzt werden. Über 30 Prozent der Mehrkosten entfallen auf Lohnkosten und Materialpreissteigerungen. Der Bauzustand der Gebäude sei wesentlich schlechter gewesen als angenommen. Überraschend stieß man auf einen Keller, der zugeschüttet war, und auf eine unerwartete Traufpflasterung. Dies machte aufwendige Erkundungen und Dokumentationen erforderlich.

Eine der Ursachen für diese Überraschungen dürfte die Tatsache sein, daß zwar die Umsetzung der Gebäude vom Land großzügig bezuschußt wird, nicht aber die Voruntersuchungen, so daß man hier wohl «über den Daumen gepeilt» hat. Der Bau- und Sennhof von Betzenweiler wurde vom Stift Buchau um 1666 erbaut. Als das Land verödet war und viele Bauernhöfe leer standen, zog das Stift elf verödete Güter ein und nahm sie in Eigenbewirtschaftung. Als die Not behoben war, wurde die Hofanlage geteilt und an freie Bauern verkauft. Nach mehreren Umbauten repräsentiert sie heute zusammen mit einem «Ausgedingstüble» eine Hofanlage aus der Zeit um 1900.

Landrat Peter Schneider wurde erstmals im März dieses Jahres mit den genauen Zahlen konfrontiert. Soweit absehbar, waren die gestiegenen Kosten zwar im Haushaltsplan 1992 berücksichtigt worden, das ganze Ausmaß kam aber erst jetzt an den Tag, als die exakten Kostenberechnungen vorlagen. Ein Trost für Landrat und Kreistag: Auch für die Mehrkosten werden die 75prozentigen Landeszuschüsse gewährt.

Belasteter Schlamm bleibt auf Hafengrund

(STZ) Der bei Erweiterungsarbeiten entdeckte belastete Schlamm im Hafen des Württembergischen Yachtclubs in Friedrichshafen soll an Ort und Stelle verbleiben, bis eine geeignete Deponiefläche gefunden ist. Während das Landratsamt Bodenseekreis eine mögliche Gefahr für den Bodensee verneinte, werfen die Grünen den Verwaltungen in Stadt, Kreis sowie dem Wasserwirtschaftsamt in Ravensburg vor, bereits seit 1984 von der Hafenschmutzung gewußt zu haben, ohne Vorkehrungen einer Entsorgung getroffen zu haben.

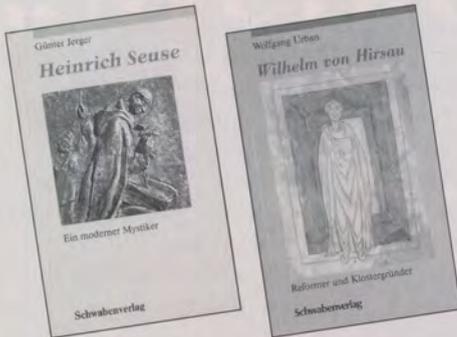
Die Schlämme sind vorwiegend durch Mineralöle, aber auch durch Schwermetalle verunreinigt. Fachleute vermuten, daß die Schadstoffe vor Jahrzehnten über einen alten Kanal ins Hafenbecken gelangt sind. Noch offen ist, wer für diese massive Verunreinigung verantwortlich ist. Offenes Geheimnis in Friedrichshafen ist jedoch, daß Reichs- und Bundesbahn als Hauptverursacher in Frage kommen.

Nach Angaben des Landratsamtes ist auf Dauer eine Sanierung erforderlich. Bei Bewertung der Ergebnisse wurde festgestellt, daß der höher belastete Schlamm im Westteil des alten Hafenbeckens bereits durch eine Sedimentschicht von 30 Zentimeter nach oben abgedeckt ist. Eine Rücklösung des Altöls und der Schwermetalle und ein Ausschwemmen in den See sei daher nicht zu befürchten.

Im Friedrichshafener Rathaus spricht man von Hysterie, wenn von einer Gefahr für den Trinkwasserspeicher Bodensee gesprochen werde. Der verseuchte Schlamm befinde sich möglicherweise seit einem halben Jahrhundert im Hafen. Deshalb könne das belastete Material auch noch in ein oder zwei Jahren entsorgt werden, wenn geeignete Deponieflächen zur Verfügung stehen, meint man.

Schwäbische Heilige

Herausgegeben von Gabriele Miller
Alle Bändchen im Format 19 x 12 cm. Kartoniert
Mit farbigem Bildteil



Seit Anfang 1991 erscheinen in regelmäßigen Abständen Kurzbiographien von Schwäbischen Heiligen. Die einzelnen Bändchen unterscheiden sich dabei – und das macht den Reiz dieser Reihe aus – von der unterschiedlichen Art, wie die Autoren sich diesen Gestalten nähern. Jedes dieser Bändchen ist wie eine neue, aufblühende Blume im schwäbischen Paradiesgarten.

Bislang liegen vor: **Carlo Steeb, Wilhelm von Hirsau, Die Gute Beth, Rupert Mayer, und Heinrich Seuse.**

Informieren Sie sich bei Ihrem Buchhändler über diese Reihe, die fortgesetzt wird.

Schwabenverlag

7302 Ostfildern · Telefon 0711/4406-162

Salem

kennenlernen



mit nur einer Besucherkarte

Führung Schloss + Münster
Besuch Feuerwehrmuseum
Ausstellung im Marstall
Küfereimuseum

Kinder bis zu 14 Jahren
in Begleitung ihrer Eltern
haben freien Eintritt

Auskunft Markgräfl. Badische Museen
7777 Salem 1 Tel. (07553) 81437



Das landeskundliche Lesebuch und Nachschlagewerk von ungewöhnlicher Anschaulichkeit. 355 Seiten mit 617 Abb. Jubiläumspreis DM 19,80



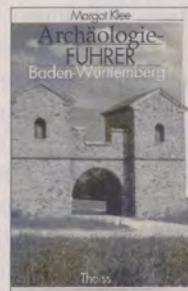
Die offizielle Festschrift: eine erste große zeitgeschichtliche Landeskunde Baden-Württembergs. 656 Seiten mit 48 Tafeln. DM 79,-, Einführungspreis bis 31. 12. 92 DM 69,-



926 Museen und Sammlungen von A bis Z. Ein reich bebildeter Führer. 480 Seiten mit 396 Abb. DM 39,80



Poetische Miniaturen, nicht nur für nachdenkliche Albwanderer. 112 Seiten mit 8 Abb. DM 24,80



Ausflüge in die Archäologie Baden-Württembergs zu 73 besonders gut erhaltenen und restaurierten Bodendenkmälern von der Altsteinzeit bis zur Römerzeit. 240 Seiten mit 120 Abb. und Karten. DM 19,80



1000 Tips für Freizeitaktivitäten:
● Schwarzwald – Oberrhein 288 Seiten mit 150 farbigen Abb. DM 24,80
● Schwäbische Alb – Neckarland – Hohenlohe. 256 Seiten mit 161 farbigen Abb. DM 24,80

Im Buchhandel erhältlich

THEISS

Ältester Friedhof im Lande entdeckt

(STZ) Im geplanten Baugebiet Viesenhäuser Hof Abschnitt I, wo rund 200 Wohnungen für Stuttgarter entstehen sollen, sind die Archäologen des Landesdenkmalamts auf eine kleine Sensation gestoßen. In dem durch Jahrtausende hinweg dichtbesiedelten fruchtbaren Ackerbaugebiet haben vor rund 7700 Jahren die Bandkeramiker, die älteste Bauernkultur in Europa, gewohnt. Von ihren langgestreckten Flechtwerkhäusern ist nichts mehr erhalten. Aber die Erdgruben daneben, aus denen das Material für den Lehmbewurf der Hütten entnommen wurde, die als Vorratskeller und später als Abfallgruben benutzt wurden, sind im Boden noch in ihren untersten Bereichen zu erkennen. Aus den Gruben bargen die Archäologen eine Vielzahl von Gegenständen, wie sie in Menge und Vielfalt in Süddeutschland noch nicht gefunden wurden, betont die Grabungsleiterin Dr. Gabriele Kurz: Nähnadeln und Pfieme aus Knochen, Spateln und Sichel, Mahlsteine und anderes, das man noch gar nicht recht deuten kann. Dazu Scherben von Keramikgefäßen, rundlichen Kumpfen und Kochtöpfen mit Ösen am Rande, durch die Schnüre zum Aufhängen des Topfes über dem Feuer gezogen waren. Die Keramik ist mit drei eingeritzten Linien nebeneinander verziert, ein Dekor, das wie Bänder das Gefäß umzieht und den Linearbandkeramikern ihren Namen gegeben hat.

Zwischen den längst zugefüllten Gruben und teilweise in sie hinein waren Gräber angelegt. Dort sind jedoch nicht die allerersten Bandkeramiker beerdigt, sondern Menschen, die rund 200 Jahre später gelebt hatten und der zweitältesten Stufe der Älteren Bandkeramik angehören, die nach einem Gräberfeld im Kreis Alzey «Flomborner Stufe» genannt wird. Bis jetzt sind 48 Gräber untersucht, die Grenzen des Gräberfelds aber noch nirgends erreicht. Dort, wo die Skelette noch nicht vom Pflug zerstört sind, sind sie hervorragend erhalten, bis zu den kleinen Finger-

knöchelchen. Die Knochen werden ins Osteologische Archiv des Denkmalamts nach Rottenburg gebracht und dann wissenschaftlich untersucht. An ihnen kann der Anthropologe Alter und Geschlecht des Toten, Krankheiten und Todesursache erkennen.

Die Gräber der Flomborn-Stufe sind am Viesenhäuser Hof ungewöhnlich reich ausgestattet. Den Männern hatte man blankgeschliffene Steinbeile aus grünlichem alpinem Kiesel-schiefer in die Grabgrube gelegt, darunter ist eine sicher als Standesabzeichen und weniger als Waffe geltende 22 Zentimeter lange Steinklinge. Ein anderer trug eine Schmuckkette aus großen Quarztröhrenperlen um den Hals. Muschelschmuck fand sich in Frauengräbern. Mit Knebeln aus polierten Knochen waren Beutel, vielleicht auch Kleidungsstücke geschlossen worden. Ein Keramiktopf, manchmal mit Knubben zum Halten, enthielt wohl die Wegzehrung für den Gang ins Totenreich. Daß Religion und Totenkult den Bandkeramikern nicht fremd waren, zeigen auch die Beigaben von Röteln, ein an Blut erinnernder Farbstoff, der häufig im Kopfbereich anzutreffen war.

Weil den Pächtern der untersuchten Grundstücke nicht rechtzeitig gekündigt worden war, muß ihnen das Denkmalamt nun die entgangene Ernte zahlen. Das tut den Archäologen um so mehr weh, als ihr Grabungsetat ohnehin schon stark beschnitten worden ist. Ein harter Schlag angesichts der eminenten Bedeutung und der Größe der vor der Überbauung zu untersuchenden Fläche. Auch mit der Zeit wird es knapp, wenn im nächsten Frühjahr mit der Überbauung begonnen werden soll. In einen Teil der Grundstücke dürfen sie bis heute noch nicht hinein. Weil noch nicht klar war, wo mit dem Bauen begonnen werden soll, hatten sie im vergangenen Jahr eine drei Hektar große Fläche untersucht, die nun außerhalb des engeren Baugebiets liegt.

Jüdisches Museum in Jebenhausen eingeweiht

(lsw) In der fast 500 Jahre alten und seit 1966 aber für Gottesdienste nicht mehr genutzten Kirche im Göppinger Stadtbezirk Jebenhausen ist am 15. Juni ein für Württemberg bisher einmaliges jüdisches Museum eingeweiht worden. Es dokumentiert auch die Geschichte der Juden in Jebenhausen, die rund 150 Jahre nach einem Schutzbrief der Herren von Liebenstein einen Siedlungsschwerpunkt hatten. Landesrabbiner Joel Berger erklärte bei der Einweihung, hier sei ein mit Liebe, Andacht und Zuneigung zusammengestelltes Denkmal entstanden. Innenminister Frieder Birzele hob die Bedeutung der Erinnerung an jene Menschen hervor, denen unser Land unendlich viel verdanke. Zur Erinnerung an die toten Juden entzündete die in New York lebende Inge Auerbacher eine Kerze. Sie war als Kind aus Göppingen ins KZ Theresienstadt gekommen und hatte überlebt.

Denkmalstiftung: Ein Garant der Denkmalpflege

(lsw) Die Denkmalstiftung Baden-Württemberg wird in diesem Jahr viereinhalb Millionen Mark für den Erhalt von Kulturgütern bereitstellen. Dies geht aus dem in Stuttgart vorgelegten Rechenschaftsbericht 1991 hervor.

Seit Gründung der Stiftung im Jahr 1985 wurden demnach insgesamt 279 Vorhaben mit 23,7 Millionen Mark gefördert. 1991 wurden 59 Projekte mit 4,6 Millionen Mark bezuschußt; aus dem Stiftungstopf flossen dabei als Anschlag für eigene Initiativen auch erstmals 1,5 Millionen Mark in das Partnerland Sachsen für 14 Projekte. Nach den Worten des Vorsitzenden des Kuratoriums, des ehemaligen baden-württembergischen Innenministers Dietmar Schlee, hat sich die Denkmalstiftung «als Garant für die Rettung einer Vielzahl von akut gefährdeten Kulturdenkmälern erwiesen».

Ein Ulmer mit der nötigen Ruhe:

„Meine Bank hat auch eine Privatnummer.“



Als Freiberufler bin ich immer für meine Kunden da. Mit einem Höchstmaß an Flexibilität. Das ist meine Auffassung von Service, und das verlange ich auch von meiner Bank.

Mein persönlicher Kundenbetreuer bei der Baden-Württembergischen Bank denkt hier genau wie ich. Er nimmt sich Zeit für mich, wann und wo ich es brauche. Er genießt mein Vertrauen, kennt meine persönliche Situation und die geschäftlichen Entwicklungen. So kann er Anlagestrategien und Finanzierungspläne entwickeln, die genau auf meine Wünsche und Ziele abgestimmt sind,

die meinem Temperament entgegenkommen und in ihrer Laufzeit meinen Vorstellungen entsprechen –

Die das Studium meiner Tochter genauso berücksichtigen wie geschäftliche Investitionen – Die das gesamte Spektrum der Anlage- und Finanzierungsmöglichkeiten ganz nach meinen Wünschen abstecken. Ein individuelles Konzept eben.

Wenn auch Ihr Vermögen Vertrauen erfordert, wenden Sie sich doch an den persönlichen Kundenbetreuer bei der Baden-Württembergischen Bank in Ihrer Nähe. Er ruft Sie zurück, wenn Sie kurz anrufen: (0711) 20 94-6 99.



Die Baden-Württembergische Bank.

Beurener Täleswein wird aufgestockt

(STZ) Der Täleswein, jenes rare Rebengewächs am Albtrauf, hat offenbar Liebhaber auf höchster (Minister-)Ebene: auf Anordnung aus Stuttgart darf nun der Weinbau zu Füßen des Hohenneuffen trotz EG-Beschränkung aufgestockt werden. Aber da mußte erst noch ein schwäbischer Schultes kräftig nachhelfen. Bürgermeister Erich Hartmann aus der Esslinger Kreisgemeinde Beuren, der schon seit Jahren darum kämpft, daß die Wengerter aus dem Ort zu ihrem Recht kommen, hat so lange keine Ruhe gegeben, bis sich der baden-württembergische Landwirtschaftsminister Gerhard Weiser endlich eine Zustimmung abringen ließ – zu Lasten freilich einer anderen Gemeinde im Ländle. Doch dafür hat Beurens Bürgermeister nur ein Schulterzucken übrig: «Uns ist das Hemd näher als die Jacke.» Jetzt können die Weingärtner in der 3300 Einwohner großen Gemeinde 93 Ar und 73 Quadratmeter zusätzlich anbauen.

Und das ist für Hartmann nicht mehr als recht und billig. Denn Beuren sei schon immer eine Weinbaugemeinde gewesen, begründet der 37jährige Rathauschef seine Hartnäckigkeit in Sachen Täleswein. Allerdings hatte das Interesse am Weinbau vor mehr als zehn Jahren auch in Beuren deutlich nachgelassen. Immer mehr Wengerter gaben die Rebfluren auf, ließen sie brach liegen oder bauten Gemüse an – mit der Folge, daß die besten Lagen im Süden Beurens ein Bild wie «Kraut und Rüben» boten. Inzwischen hat jedoch eine nachwachsende Wengerter-Generation die Liebe zur Rebe neu entdeckt. Selbst ein 36jähriger Bauhofmitarbeiter hat sich nur mit einem Dreiviertel-Dienstvertrag verpflichtet lassen, um in der restlichen Zeit in den Weinberg zu gehen.

Diese Entwicklung ist der Gemeinde nicht ungelegen gekommen, denn in den denkmalgeschützten Amtsstuben des historischen Rathauses tut man gerade alles, um das Prädikat «Bad» zu bekommen. «Die Heilquellen und die Landschaft sind unser

wertvollstes Kapital», meint Hartmann. Doch für neue Rebkulturen an uralten Weinberghängen schien bereits alles zu spät gewesen zu sein. Nach den ersten Vorstößen mußte Hartmann resigniert feststellen, daß der Weinbau fest in der Hand Brüsseler EG-Bürokraten ist. Selbst schriftliche Anfragen bei Europa-Abgeordneten blieben erfolglos – bis sich Hartmann an einen prominenten Weintrinker aus der Nachbarschaft wandte, an den damaligen Bundeswirtschaftsminister Helmut Haussmann aus Bad Urach. Der hatte ihn erstmals auf das Wiederbepflanzungsrecht aufmerksam gemacht.

Das kann sogar übertragen werden, belehrte der Minister den Bürgermeister, dann nämlich, wenn an anderer Stelle Rebflächen gerodet werden. Und da half der Zufall nach: Weil das Staatliche Liegenschaftsamt Stuttgart gerade in Neuffen eine 1,3 Hektar große Rebfläche stillgelegt hatte, handelte Bürgermeister Hartmann der Dienststelle in der Landeshauptstadt die Wiederbepflanzungsrechte ab. Aber er hatte die Weinrechnung ohne den Wirt gemacht, in diesem Fall ohne den zuständigen Ressortminister. Der stand nämlich bei der Bodensee-Gemeinde Kreßbronn im Wort, wo man sich Hoffnungen auf Ersatz von Hopfenanbau machte. Die hochrankenden Pflanzen waren einem Straßenbauprojekt zum Opfer gefallen.

Doch Hartmann ließ nicht locker. «Für ihn war es ein «Schildbürgerstreich» gewesen, wenn jetzt im Freilichtmuseum Beuren mit finanzieller Unterstützung des Landes der Weinbau für Unterrichts- und Anschauungszwecke wieder zu Ehren kommen soll, während einen Steinwurf davon entfernt traditionelle Weinberge nur darauf warteten, wieder belebt zu werden». Dies ließ er in unverblümter Sprache den Minister wissen und bot ihm gleichzeitig eine Führung durch Beurens sonnenverwöhnte Rebkulturen an.

Mit dem Ergebnis ist der Bürgermeister sichtlich zufrieden – schon im eigenen Interesse, nachdem er kein Geheimnis aus seiner Zuneigung zu dem heimischen Erzeugnis macht.

Für offizielle Anlässe der Gemeinde legt er immer ein paar Flaschen aus dem begrenzten Angebot der dortigen Weingärtnergenossenschaft zurück, was ihm nach verregneten Jahren aber nur mit viel Glück gelingt. «Da gehen die Flaschen unterm Ladentisch weg», weiß der Schultes von der Nachfrage nach dem Rebensaft aus Württembergs höchstem Anbaugebiet zu berichten.

Mit Meßboje der Erosion im Schlick auf der Spur

(STZ) Zur Erforschung der Erosionsvorgänge im Bodensee hat das Amt für Wasserwirtschaft und Bodenseeschutz in Ravensburg eine Meßboje 1,5 Kilometer südlich des Friedrichshafener Schlosses im Bodensee verankert. Die Meßboje war schon auf vielen Weltmeeren im Einsatz und soll nun etwa ein Jahr lang die Wellenhöhe, -länge und -richtung im «Schwäbischen Meer» messen. Gleichzeitig werden in den Flachwasserbereichen des Sees auf einer Meßplattform und mehreren beweglichen Meßstationen die Wellenparameter und Strömungen gemessen. Damit sollen die Ursachen für die in den vergangenen Jahren beobachtete Erosion der Flachwasserzone ergründet werden. Die Erosion führte mit dazu, daß am Nordufer des Bodensees zwischen 1967 und 1984 knapp die Hälfte der Schilfflächen verloren ging und viele prähistorische Siedlungen, die Jahrhunderte im Seeschlick konserviert waren, freigespült wurden. Dadurch wurden sie unwiederbringlich zerstört. Das Land hat inzwischen durch Sofortmaßnahmen erreicht, daß die gefährdeten Schilfgebiete zur Zeit stabil sind, viele davon wieder kräftig wachsen. Den Auftrag für die wissenschaftliche Auswertung der Meßergebnisse erhielt das Institut für Hydrologie und Wasserwirtschaft.

Freie Fahrt für Wieslaufalbahn?

(STZ) Der Aufrechterhaltung des Zugverkehrs auf der Wieslaufalbahnstrecke zwischen Schorndorf und Rudersberg steht offensichtlich nichts mehr im Wege. Wie es in einer Mitteilung des Waiblinger Landratsamtes heißt, sei nun nach Verhandlungen zwischen Bundesbahn, baden-württembergischen Verkehrsministerium und Rems-Murr-Kreis der «entscheidende Durchbruch» für den Erhalt der Nebenbahn erzielt worden. Laut Kreisverwaltung hat die Bundesbahn ihre Bereitschaft erklärt, Gelände und Anlagen der Wieslaufalbahn zum symbolischen Kaufpreis von einer Mark in regionale Trägerschaft zu übergeben. Ferner haben die Bahn-Oberen eine einmalige Starthilfe in Höhe von sieben Millionen Mark zugesagt. Die entsprechenden Verträge sollen noch im Laufe dieses Jahres abgeschlossen werden. Im Waiblinger Landratsamt wird das erzielte Verhandlungsergebnis als sehr erfreulich bezeichnet. Landrat Horst Lässig hatte sich mehrfach in Schreiben und Gesprächen mit dem Bundesbahn-Präsidenten Heinz Dürr und Verkehrsminister Schäuble eingesetzt und dabei betont, die geplante Regionalisierung der Wieslaufalbahnstrecke werde nur unter der Voraussetzung zustande kommen, daß die Bahn Gleisanlagen und Gebäude zum Nulltarif abgebe. Um die Bahnlinie, um deren Erhalt seit fast zehn Jahren gerungen wird, weiter betreiben zu können, steht nun die Gründung eines Zweckverbandes aus Landkreis und Anliegerkommunen an. Außerdem müssen drei Züge bestellt und Verhandlungen mit der Württembergischen Eisenbahngesellschaft geführt werden, die mit der Streckenbedienung beauftragt werden soll.

Bis zum Start des Zugverkehrs in regionaler Regie im Jahr 1995 wird die Bundesbahn den Schienenverkehr aufrechterhalten. Das Schicksal des Streckenabschnitts Rudersberg – Welzheim der Wieslaufalbahn ist noch ungewiß. Gutachten sollen Aufschluß darüber geben, ob dieses Streckenstück, das 1988 wegen einer

Bahndammunterspülung stillgelegt wurde, einigermaßen wirtschaftlich betrieben werden kann.

Reutlinger List-Institut nimmt Arbeit auf

(STZ) Nach dreijähriger Vorarbeit ist an der Fachhochschule für Technik und Wirtschaft in Reutlingen das Friedrich-List-Institut für historische und aktuelle Wirtschaftsforschung gegründet worden. Dessen erster Direktor ist Professor Eugen Wendler, der sich seit Jahrzehnten in der List-Forschung engagiert. Rektor Georg Obieglo hofft, daß die List-Forschung für die geplanten Publikationen, Kolloquien und Symposien Geld vom Wissenschaftsministerium bekommt. Er rechnet aber auch mit Geldern von der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Einstweilen ist das neue Institut vornehmlich auf ehrenamtliche Mitarbeit angewiesen. Es stützt sich vorläufig lediglich auf eine einzige hauptamtliche wissenschaftliche Mitarbeiterin.

Als erste Vorhaben stellte Professor Wendler ein Europaprojekt und überraschenderweise ein «Musikprojekt» vor. Während Friedrich Lists Leipziger Aufenthalts für die Planung einer Eisenbahnlinie Leipzig–Dresden war es zu freundschaftlichen Beziehungen der List-Töchter Emilie und Elise mit Clara Wieck gekommen. Briefe Clara Wieck-Schumanns aus sechs Jahrzehnten sollen aus dem Nachlaß jetzt erstmals ediert werden. Für die Darstellung der aus dem Briefwechsel ablesbaren Frauenschicksale im 19. Jahrhundert in der Konfliktsituation zwischen Beruf und Familie vermutet Eugen Wendler starkes Interesse. Das Institut will bereits bis Ende nächsten Jahres erste Ergebnisse seiner Forschungsarbeiten vorlegen.

Die Vereinigung mit den ostdeutschen Ländern eröffnet nach Ansicht der Reutlinger List-Forscher für die Lehren des berühmten Reutlinger Nationalökonomens neue Aspekte. Dozent Ralph Haase von der Friedrich-List-Hochschule für Verkehrswissenschaft in Dresden wird als stellvertretender Direktor ebenso wie

Professor Jürgen Roth (Reutlingen) an dem neuen List-Institut in Reutlingen mitarbeiten. Die nach dem Reutlinger Nationalökonom benannte Hochschule schrumpft im Herbst 1992 zur Fakultät der Technischen Universität Dresden, behält aber den Namen Friedrich List bei.

Kletterverbot am Albrauf verlängert

(STZ) Das Kletterverbot für das Obere Lenninger Tal bleibt vorerst bestehen. Dies hat das Regierungspräsidium Stuttgart mitgeteilt. Für das Gebiet am Albrauf, das seit fünf Jahren unter Naturschutz steht, hatte die Stuttgarter Behörde 1990 zusätzliche Einschränkungen verfügt, die vor allem die Kletterer betrafen. Die sogenannte einstweilige Sicherstellungsverordnung ist um ein Jahr verlängert worden.

«Das wertvolle Naturreservat soll nicht unter die Kletterstiefel geraten», erläuterte dazu die Pressestelle des Regierungspräsidiums. Die Schäden, die in den achtziger Jahren durch den Kletterboom in dem empfindlichen Ökosystem angerichtet worden seien, hätten zu diesem Erlaß geführt. Was Kletterer in kurzer Zeit zerstörten, brauche Jahre, bis sich die Natur davon erholte habe. Vielfach seien bereits irreparable Schäden zu verzeichnen, meinte die Naturschutzbehörde. Zwar habe das Regierungspräsidium Verständnis für das wachsende Bedürfnis der Menschen, sich in der Freizeit sportlich zu betätigen, dies müsse jedoch zugunsten der schwächeren Natur zurückgestellt werden. Die Anordnungen des Regierungspräsidiums gelten an Reiterfelsen, Büblesfelsen, Mädlesfelsen, Kristallfelsen, Donntalfelsen, Wasserfelsen und am Gutenberger Höhlenfelsen. Mit Einschränkungen möglich bleibt das Klettern an der Schwarzen Wand, an der Kesselwand und am Stellfelsen. Wie lange die Anordnungen Gültigkeit behalten werden, steht noch nicht fest. Innerhalb eines Jahres soll die bestehende Verordnung nochmals überprüft werden, stellt das Regierungspräsidium in Aussicht.

«Arbeitskreis 1693» zum Pfälzischen Erbfolgekrieg

(PM) Für eine ganze Reihe baden-württembergischer Städte und Orte markiert das Jahr 1693 den traurigen Höhepunkt einer Periode der Verwüstung und Zerstörung. Als prominentestes Beispiel ist Heidelberg anzuführen. Im Bereich des Mittleren Neckarraumes waren u. a. Backnang, Fellbach, Marbach, Winnenden oder Beilstein betroffen.

Bereits 1688 hatte König Ludwig XIV. mit dem Befehl an seine Truppen, den Rhein zu überschreiten, eine weitere militärische Auseinandersetzung begonnen, die Frankreich endgültig eine Vormachtstellung unter den europäischen Mächten verschaffen sollte. Im Laufe dieses acht Jahre dauernden sogenannten Pfälzischen Erbfolgekrieges wurde der deutsche Südwesten durch mehr oder weniger systematisch durchgeführte Beutezüge geplündert, viele seiner Städte und Dörfer wurden zerstört oder niedergebrannt.

Für eine ausschließlich an Haupt- und Staatsaktionen interessierte Geschichtsschreibung war dieser Krieg lediglich eine Episode in der jahrhundertelangen Auseinandersetzung zwischen den Herrscherhäusern Bourbon und Habsburg. Auch die landesgeschichtliche Forschung konzentrierte sich – von wenigen Ausnahmen abgesehen – bislang auf eine Darstellung der Ereignisse auf staatlicher Ebene. Es kommt hinzu, daß insbesondere die vor 1945 entstandenen Werke ortsgeschichtlicher Provenienz die «Mélac-Zeit» sowie die Vorfälle des Jahres 1693 meist unter dem Eindruck der zwischen Deutschland und Frankreich vorherrschenden «Erbfeindschaft» schilderten.

Untersuchungen, welche die Ereignisse und deren bedeutende Auswirkungen auf die Geschichte der betroffenen Städte, Orte und Landschaften objektiv nachzeichnen und vergleichend analysieren, sind noch immer ein Desiderat.

Vor diesem Hintergrund hat sich der «Arbeitskreis 1693» gebildet. Ihm

gehören Historiker, Archivare und Heimatforscher an, die haupt- oder ehrenamtlich in den betroffenen Städten und Orten tätig sind. Neben der Aufarbeitung des vorhandenen Quellenmaterials hat sich der Arbeitskreis für das Jahr 1993 vor allem die Präsentation der Forschungsergebnisse zum Ziel gesetzt. Dies soll zum einen in Form einer Wanderausstellung geschehen, die Zusammenhänge zwischen allgemeiner Entwicklung und jeweiligen lokalen Ereignissen verdeutlicht. Zum anderen sind die Durchführung eines Symposiums mit französischer Beteiligung sowie die Publikation der Teilnehmerbeiträge geplant.

«Platzverführung»: Galgen am Gmünder Münster

(RZ) Eigentlich sollte der Kounellis-Galgen das Image Gmünds als Kulturstadt fördern, doch entwickelt er sich eher zu einer peinlichen Episode für Stadtverwaltung und Gemeinderat. Das Landesdenkmalamt stoppte die Bauarbeiten für das Fundament. Die Denkmalschützer zeigten sich entsetzt, als sie hörten, daß da nur wenige Meter von der Nordfront des Münsters und inmitten eines höchst sensiblen archäologischen Bereichs ein vier Meter tiefer Krater ausgebagert wird. Bei 1,80 Meter war zunächst Feierabend.

Künstler Jannis Kounellis will mit seinem Werk am Gmünder Münster zum Nachdenken und Diskutieren herausfordern. Hierzu ist der Galgen gedacht, an dem ein Sack mit alten Möbeln baumelt: «Mit der Holzskulptur wird eine Beziehung zwischen Münster als bedeutendstem Bauwerk der Stadt und mit den umgebenden Bürgerhäusern mit ihrem Holzfachwerk hergestellt. Erinnern will der Künstler sowohl an die Bautradition wie auch an Bestrebungen der weltlichen Kräfte in der Vergangenheit, eigene Zeichen zu setzen, eigenes Gewicht in die Waagschale zu werfen. Die Vergänglichkeit irdischer Bestrebungen wird durch die teilweise zerbrochenen, alten Möbel in dem Sack deutlich. Erinnert wird auch an die Bräuche des

Mittelalters, der Zeit, aus der die umgebenden Bauten stammen. So etwa an Trophäen aus Beutezügen, die zeitweise öffentlich gezeigt wurden. Da sind Ansätze von Deutungen, die der Betrachter selbst nach eingehendem Wahrnehmen der gesamten Raumsituation finden kann.» Wir zitierten aus der Vorlage der Stadtverwaltung für den Gemeinderat, der sich hinter das Projekt stellte.

«Ich glaubte zuerst an einen Aprilscherz», gestand Frau Dr. Arnold, Referentin für mittelalterliche Archäologie im Landesdenkmalamt für den Regierungsbezirk Stuttgart. Ein besorgter Gmünder Bürger hatte die Denkmalschützer alarmiert. Ihm war aufgefallen, daß es auf dem Münsterplatz offenbar nicht mehr mit rechten Dingen zugeht. Da hatte nämlich ein Bagger damit begonnen, ein großes, kreisrundes Loch auszuheben. Nach und nach erfuhr Dr. Arnold, was da reingestellt werden soll: ein Kunstgalgen, über 20 Meter hoch. Das rief dann auch Dr. Hussendörfer auf den Plan, Referatsleiter der Bau- und Kunstdenkmalpflege im Regierungsbezirk Stuttgart, der sich einigermaßen überrascht zeigte, daß der Galgen nur wenige Meter vom Münster entfernt errichtet werden soll. «Eine sehr fragliche Sache», so meinte er besorgt. Seiner Ansicht nach ist ein solches Vorhaben genehmigungspflichtig, auch wenn der Galgen dort «nur» ein Jahr seinen Platz finden soll. «In Form des guten Willens» seien die Bauarbeiten zunächst gestoppt worden. Entsetzt zeigte sich Dr. Hussendörfer, weil da sogar mit einem Bagger ans Werk gegangen wurde.

Enttäuscht zeigte sich Dr. Arnold: Bei jeder Gelegenheit gehe man in der Gmünder Innenstadt mit großer Rücksicht auf die archäologische Substanz an Tiefbauarbeiten heran, und nun grabe die Stadt im sensibelsten Bereich überhaupt ein vier Meter tiefes Loch, ohne vorher das Landesdenkmalamt zu informieren.

Im Rathaus macht sich Verlegenheit bemerkbar. Klaus Eilhoff, Leiter des Kultur- und Informationsamts, versuchte zu erklären, wie es zu den offenkundigen Versäumnissen gekommen ist: «Wir haben uns intensiv mit

den statischen Dingen beschäftigt.» Da sei zunächst die Idee des Künstlers gewesen. In der Folge der Begutachtung durch einen Statiker seien dann Größe und Tiefe des Lochs zustande gekommen. Denn die Sicherheit für Münster und Passanten stehe an erster Stelle. Schließlich sei man davon ausgegangen, daß die Nordseite des Münsters archäologisch weniger interessant sei als die Südseite. Klaus Eilhoff glaubt weiter daran, daß der Kounellis-Galgen spätestens am 4. September stehen wird. An diesem Tag ist nämlich die eigentliche Vernissage für das Kunstwerk geplant. Die Kosten für die große Baugrube, für statische Maßnahmen und schließlich für das Modell können noch nicht endgültig beziffert werden. Eilhoff beruhigt besorgte Bürger: Es bleibe bei den 50000 Mark, die Gmünd in das Gesamt-skulpturenprojekt der Städte im Großraum Stuttgart einbringen werde.

Schule wurde nach Decker-Hauff benannt

(epd) Die Grundschule in Oberjettingen wird künftig den Namen des Pfarrersohnes und Ehrenbürgers, Professor Hansmartin Decker-Hauff (1917–1992), tragen. Einem entsprechenden Vorschlag des Bürgermeisters stimmte der örtliche Gemeinderat zu. Der am 31. März dieses Jahres verstorbene Geschichtswissenschaftler und Heimatkundler war im Oberjettinger Pfarrhaus geboren worden, das direkt neben der örtlichen Grundschule steht. Decker-Hauffs Vater war später Stadtpfarrer in Stuttgart, über das der populäre Historiker ein vielbeachtetes Buch vorlegte. Mit seinen Forschungen und Veröffentlichungen über die Geschichte Württembergs war der ehemalige Ordinarius an der Universität Tübingen weit bekannt geworden. Seine Heimatgemeinde hatte ihren großen Sohn mit der Ehrenbürgerwürde ausgezeichnet.

Erinnerung an den Landtag im Kloster

(lsw/STZ) Zum 40. Jahrestag Baden-Württembergs erinnert jetzt eine Ausstellung «... was uns Bebenhausen war» an den Landtag in Bebenhausen. Die am 12. Juni in Tübingen-Bebenhausen eröffnete Schau, die das Haus der Geschichte Baden-Württemberg und das Amt Staatliche Schlösser und Gärten der Oberfinanzdirektion Stuttgart zusammengestellt hat, dauert bis zum 1. November. Sie soll Einblicke in die Vorgeschichte des Südweststaates und in die Arbeit des Landtags von Württemberg-Hohenzollern geben, der von 1947 bis 1952 im Kloster Bebenhausen tagte.

Die Ausstellung dokumentiert, daß im alten Zisterzienserkloster und Jagdschloß der Könige Württembergs im Vorfeld des heutigen Baden-Württemberg ein wichtiges Kapitel Geschichte geschrieben wurde. Mit dem historischen Ort des Klosters als Zentrum wurde für die Schau die überaus bescheidene Umrüstung des alten Winterrefektoriums zum Plenarsaal und die Nutzung der kargen Mönchszellen zum Übernachten der Abgeordneten rekonstruiert. Originale Überreste sowie Inszenierungen und Installationen machen die Landtagszeit erlebbar. Überlebensgroße Pappbüsten von Gebhard Müller und Carlo Schmid auf sprechenden Tonsäulen stehen in der Brunnenstube des ehemaligen Zisterzienserklosters. Die Tische und Stühle der Abgeordneten sind in der historischen Ordnung aufgestellt, ebenso wie Podium und Karl Genglers Präsidentenstuhl.

Als der Landtagspräsident am 30. Mai 1952 seine letzte Rede schloß, ging – laut Protokoll genau um 17.24 Uhr – ein kurzlebiger Staat zu Ende, dessen Parlament die Bevölkerung genau 22 Pfennig pro Kopf und Jahr gekostet hatte. Ein symbolisches Sparschwein in einer Nische des «Landtagssaales» erinnert an die bescheidene Staatsführung Gebhard Müllers und seines Parlaments. Die Rede des Landtagspräsidenten dient den Ausstellern als «Drehbuch». Seine einzelnen Kapitel sind als er-

läuternder Text zu lesen. Als Konkursverwalter des NS-Regimes verstanden sich jene Abgeordneten, wie Präsident Gengler damals betonte. In seiner Schlußrede von 1952 beschrieb er die Nöte des staatlichen und wirtschaftlichen Neubeginns, die beschwert waren durch die Demontagen der Alliierten.

Lautertal-Ruine Maisenburg ist wieder zugänglich

(lsw) Die Ruine der Maisenburg über dem Lautertal bei Hayingen-Anhausen ist nach ihrer Sanierung und Sicherung wieder öffentlich zugänglich. Der Reutlinger Landrat Edgar Wais hat sie am 12. Juni in einer Feier der Öffentlichkeit übergeben. Die Ruine war in zweijähriger Bauzeit mit 500000 Mark denkmalpflegerisch renoviert worden. Die Kosten trugen das Landesdenkmalamt, der Kreis Reutlingen und die Besitzerin.

6 Jahre nach Tschernobyl: Strahlenbelastung normal

(Umi) Sechs Jahre nach der Katastrophe von Tschernobyl am 26. 4. 1986 sind die Folgen für den Südwesten Deutschlands weitgehend überwunden. Fast alle baden-württembergischen Lebensmittel sind praktisch wieder frei von künstlicher Radioaktivität. Auch bei den oberschwäbischen Pilzen und im Wildfleisch ist die Belastung deutlich zurückgegangen.

Nach einer Mitteilung des Umweltministeriums tragen die künstlichen, durch Tschernobyl in die Atmosphäre gelangten radioaktiven Stoffe praktisch nichts mehr zur Gesamtdosis der Radioaktivität in der Umwelt bei. Sie wird wie vor dem Reaktorunfall durch die natürliche Radioaktivität bestimmt, die durch kosmische und terrestrische Strahlung verursacht wird und schon immer vorhanden war. So gelangt beispielsweise Radon als Zerfallprodukt von Uran und Thorium in die Luft.

Landwirtschaftsmuseum bald Nationalmuseum?

(STN) Seit Jahren wird das Deutsche Landwirtschaftsmuseum in Hohenheim seinem Namen nicht mehr gerecht. Mehr als eine «Sammlung» mag selbst der Präsident der Universität Hohenheim, Wolfgang Haubold, nicht bezeichnen, was da in dem viel zu kleinen Gebäude nahe der Garbe vor sich hinschlummert. Auch die wissenschaftliche Kompetenz ist seit 1988 zurückgestutzt. Die Stellung des Leiters wurde beim damaligen Amtswechsel von einer C-3-Professur auf eine A-15-Stelle umgewidmet. Nun will Haubold das Museum wieder aufwerten, denn die Vereinigung hat eine Chance eröffnet. Der Präsident fordert die Gründung eines Deutschen Landwirtschaftsmuseums Hohenheim/Markkleeberg.

Die Zeit drängt: Aller Voraussicht nach wird in den neuen Ländern nur noch in Halle eine landwirtschaftliche Fakultät weitergeführt. Haubold hat sich auf dem Ausstellungsgelände der agrarwissenschaftlichen Fakultät in Markkleeberg bei Leipzig deshalb selbst umgesehen. Dort ist die Messe Leipzig bereits dabei, sich auf diesem Areal zu erweitern. Haubold: «Zahlreiche Exponate drohen zu verfallen oder auf dem Antiquitätenmarkt zu landen.» Da die Landwirtschaft aber derzeit «ihr altes Gesicht verliert», müsse ihre Geschichte bewahrt werden.

Haubold will deshalb die beiden Landwirtschaftsmuseen von Hohenheim und Markkleeberg zusammenführen. Dabei ist ihm klar, daß «wir auf etwas verzichten müssen, wenn wir mehr als bisher haben wollen». Im Klartext: Das Deutsche Landwirtschaftsmuseum, 1988 von der Hochschule bereits von einer «besonderen» zu einer «zentralen» Einrichtung zurückgestuft, soll nun ganz von der Uni abgekoppelt werden und in eine andere Rechtsform – zum Beispiel eine Stiftung – übergehen. Der Hohenheimer Senat hat Plänen zugestimmt, daß das Bauamt außerhalb des momentanen Standorts Flächen fürs neue Museum freihalten soll.

Auch beim Personal erhofft sich Haubold, daß im Falle eines Zusammenschlusses mit Markkleeberg aufgestockt werden kann. Derzeit arbeiten im Hohenheimer Museum nur drei Mitarbeiter. In Markkleeberg waren es zuletzt fünf Mitarbeiter. Haubold: «Ein Museum sollte, auch wenn es nicht an der Universität ist, von einer wissenschaftlichen Abteilung begleitet werden.»

Beim Land hält man sich über die Hohenheimer Pläne aber vorerst bedeckt. Bei der Pressestelle des Landwirtschaftsministeriums wurde lapidar darauf verwiesen, «daß der Bund der Träger des Museums ist». Und bis nach Bonn ist die Idee offenbar noch gar nicht vorgedrungen. Im zuständigen Bundesministerium hat man «noch nie davon gehört». Dort ist wohl auch nicht vergessen worden, daß vor fünf Jahren 500 000 Mark nach Hohenheim geflossen sind, damit ein Leiter mit Habilitation das Museum führt. Für Haubold steht also noch eine Menge Überzeugungsarbeit ins Haus.

Sechs Millionen Besucher in staatlichen Schlössern

(lsw). Fast sechs Millionen Besucher sind 1991 in Baden-Württemberg durch die staatlichen Schlösser, Klöster und Gärten gezogen. Wie das Stuttgarter Finanzministerium mitteilte, entsprach dies ungefähr der Rekordzahl des Vorjahres. Führend in der Besuchergunst war weiterhin das Heidelberger Schloß (907 600), gefolgt von dem Kloster Maulbronn (111 400), dem Ludwigsburger Schloß (139 600), Schloß Weikersheim (107 500) und dem Kloster Blaubeuren. Auch das Kloster Bebenhausen, Schloß Favorite in Ludwigsburg, Schloß Solitude und das neue Schloß in Meersburg waren wieder sehr beliebte Ausflugsziele. Der Aufwertung der historischen Objekte dienten Sonderaktionen wie die landesgeschichtlich interessante Ausstellung «Rußland in Württemberg» im Ludwigsburger Schloß. Herausragendes Ereignis war die Wiedereröffnung des neu eingerichteten Schlosses Schwetzingen im Sommer 1991.

Ulmer Blau erhält wieder freien Lauf

(SZ) Alles andere als in einem naturnahen Zustand präsentiert sich die Blau über weite Strecken im Ulmer Stadtgebiet. Ein Zustand, der sich demnächst ändern wird. Eine weitere gute Nachricht: Weil die Blau selber, die Kleine und Große Blau als Gewässer erster Ordnung in die Zuständigkeit des Landes fallen, übernimmt Baden-Württemberg die Kosten für die Sanierung dieser Gewässer. Vorgesehen ist unter anderem, die Kleine Blau zwischen der Schwörhausgasse und der Herdbrücke wieder freizulegen und ihr den ursprünglichen Lauf entlang der nördlichen Stadtmauer zurückzugeben.

Die Blau-Sanierung hat in den letzten Jahren mehrfach die gemeinderätlichen Gremien beschäftigt. Ein Ideenwettbewerb ist ausgeschrieben worden und schließlich hat der Bauausschuß des Ulmer Gemeinderats im November 1991 dem Sanierungskonzept seine Zustimmung gegeben. Mit einem Aufwand von 200 000 Mark soll zunächst der Blaukanal aus ökologischer Sicht verbessert werden. Die Mittel stehen nach Auskunft von OB Ivo Gönner im Gewässerhaushalt zur Verfügung. Auf folgenden Streckenabschnitten wird eingegriffen: im Bereich der Riedteile südlich der Blaubeurer Straße sowie am Roten Berg, zwischen Clarissenstraße und Westtangente und am Clarissenhof. Erfüllt werden ökologische Forderungen wie die Schaffung von Hohlräumen und Unterständen, unterschiedliche Fließgeschwindigkeiten oder Flachwasserzonen und die Beseitigung von Betonmauern. Die Stadt hat sich vorgenommen, bei der Gestaltung der Uferböschung auf eine naturgemäße Wasserbauweise zurückzugreifen, die Steinschüttungen oder -packungen sowie Schwarzerlen bevorzugt. Die Bauarbeiten sollen Ende 1992 abgeschlossen sein.

Ein Lesevergnügen für Schwaben und „Reigschmecke“

Gottlob Scheuffele

Älles was recht isch

Heitere schwäbische Geschichten



Bleicher
Verlag

Hartmut Ronge schuf die sympathische Figur des Rentners Gottlob Scheuffele, ein Urschwabe, der sich und seine Mitmenschen mit wachem Blick und hintergründigem Humor beobachtet, der herzlich bruddeln kann und manchmal ins Sinnieren gerät...

„Mei Moggele“, „Worom de traimsch“, „Die Fempfzentimeterdrei-viertelzollaluminiumflachkopfschraub“ und „Dr Sesselstürmer“ sind nur einige typische Alltagssituationen, die uns so recht bekannt vorkommen..

Heiterkeit und Tiefgang zeichnen alle auf gut schwäbisch geschriebenen Geschichten, Gedichte und Dialoge aus, die jeweils von einem „Lexiko für Außerschwäbische“ begleitet werden.

Gottlob Scheuffele

Älles was recht isch

Heitere schwäbische Geschichten

Mit Zeichnungen von Karl Bechloch

132 Seiten.

Gebunden, mit Schutzumschlag.

DM 25,- ISBN 3-88350-314-2

**Bleicher
Verlag**

D-7016 Gerlingen



Das »Gastliche Härtsfeld« (Ostalb) lädt ein

Eine reizvolle Landschaft auf der Schwäbischen Alb. Das Ferien- und Wanderland zwischen Barock und Wacholderheiden, das allen Freunden unserer Heimat eine Fülle an Interessantem – u. a. Geologie und Botanik – zu bieten hat. Aber auch Wälder und Seen, Burgen, Schlösser und Kirchen. So richtig geeignet für einen Herbsturlaub oder eine Herbstwanderung – auch Bademöglichkeiten! »Wandern mit und ohne Gepäck; und das alles in einem idealen Klima in 450 bis 700 m Höhe mit Ruhe und herrlich reiner Luft. Über die A 7 (Ausfahrt Heidenheim/Nattheim, Aalen/Oberkochen oder Aalen/Westhausen) jetzt noch schneller und sicherer erreichbar.

Prospekte und nähere Auskünfte vom
Verkehrsverband »Gastliches Härtsfeld« e. V.
Geschäftsstelle Rathaus
7291 Nattheim, Telefon (07321) 751-0, Telefax (07321) 73223

Mitglieder werben Mitglieder!

Wir schicken gerne Probehefte
an Ihre Freunde und Bekannten –
kostenlos und unverbindlich!

Schwäbischer Heimatbund
7000 Stuttgart 1
Charlottenplatz 17/II
Telefon (0711) 221638
Telefax (0711) 293484

**Bad
Urach**
Schwäbische Alb

Informationen:
Städt. Kurverwaltung
Postfach 1206 · 7432 Bad Urach
Tel. 07125/1761 · Fax 70174

MUSEEN IN BAD URACH
Erlebte Geschichte in der
alten Grafenresidenz

Grammophon ...

Musikgeschichte von der
Wachsalze bis zur CD-Platte
Bad Urach-Hengen
Böhringer Straße 26
Tel. 07125/3241
Geöffnet Sonntag 14 – 17 Uhr
und nach tel. Absprache

Stadtgeschichte ...

Zeugnisse der bürgerlichen
Stadtgeschichte und Doku-
mentation des Schäferlaufs
Bad Urach Bismarckstraße 9
Tel. 07125/156-155
Geöffnet Dienstag – Sonntag
10 – 12 Uhr und 13 – 17 Uhr

Albverein ...

Sonderausstellung des
schwäbischen Albvereins im
Residenzschloß. Über 100
Jahre Wandergeschichte
Bad Urach Bismarckstraße 18
Tel. 07125/158-220
Besichtigung nur mit Führung

Residenzschloß ...

Sehenswerte Innenräume.
Dauerausstellungen: Musik-
instrumente des Barock,
Höfische Jagd und Graf
Eberhard im Bart.
Jeweils Besichtigung nur mit
Führung: April – Okt.: Diens-
tag – Sonntag, jeweils 10, 11,
14, 15, 16, 17 Uhr. Nov. – März:
Dienstag – Sonntag 11, 14, 15, 16 Uhr

Dach auf der Ruine Scharfenschloß verboten

(STZ) Seit mehr als 150 Jahren ist die ursprünglich aus dem 12. Jahrhundert stammende Burg Scharfenberg bei Donzdorf eine Ruine. Der Besitzer Dieter Meyer-Keller aus Süßen, der die «Ruine Scharfenschloß» 1971 dem Grafen von Rechberg abgekauft hat, möchte gern auf die Mauern des aus dem 15. Jahrhundert stammenden Hauptgebäudes, dessen stattliche dreigeschossige Giebelfassade noch gut erhalten ist, ein Dach setzen und wieder richtiger Burgherr werden. Bisher hat er nur den ehemaligen Turm als Wochenenddomizil eingerichtet. Doch während ihm noch vor zehn Jahren auch von den Denkmalschützern «die große Lösung» angeraten wurde, um die Bausubstanz zu erhalten, darf Meyer-Keller jetzt, wo er will, nicht mehr bauen. Das findet der Diplomingenieur aus Süßen «paradox» und will gegen die Entscheidung des Regierungspräsidiums klagen.

Der zuständige Hauptkonservator im Landesdenkmalamt, Rainer Hussendörfer, gibt zu, daß es in den letzten Jahren einen «Wandel in der Auffassung» gegeben hat. Inzwischen sei das Scharfenschloß als «Ruine» ins Denkmalsbuch eingetragen. Daß sich einer hier wieder häuslich einrichten könnte, verstoße schon gegen die Landesbauordnung, die Bauen im Außenbereich grundsätzlich verbiete. Hussendörfer rechnet damit, daß das Landesdenkmalamt auch vor dem Verwaltungsgericht mit seinen Argumenten die Oberhand behält, allerdings bedauert er, daß jetzt die Juristen entscheiden. Der Streit ums Dach könnte nämlich zu einem Präzedenzfall werden.

Wie man im Burgenführer Schwäbische Alb von Günter Schmitt nachlesen kann, war das Burgentrio am Zusammenfluß von Lauter und Fils im Laufe der Geschichte in den Besitz der Familie von Rechberg übergegangen. Während die weithin von der Bundesstraße 10 aus sichtbare Burg Staufenneck dem Grafengeschlecht schon um 1600 verloren ging, weil Maria Magdalena von Rechberg «unstandesgemäß» ihren

Schreiber Johann Feigenputz heiratete, blieben Ramsberg und Scharfenberg im Besitz der Familie. Auch das Stammschloß Hohenrechberg bei Schwäbisch Gmünd hatten die Rechberger 1601 zurückgekauft, nachdem die Württemberger wegen der bürgerlichen Hochzeit 1599 mit einigen hundert Mann die Burg besetzt hatten.

Im 20. Jahrhundert denkt die adlige Familie nüchterner über den angestammten Besitz. Bis auf das Schloß in Donzdorf-Winzigen hat der Graf alle ererbten Burgen an Privatleute verkauft, zuletzt ging auch das sogenannte Neue Schloß, ein repräsentativer Renaissancebau aus dem Jahr 1568, in den Besitz der Stadt Donzdorf über.

Die neuen bürgerlichen Burgherren möchten natürlich nicht nur die Baulasten für die Ruine tragen, sondern auch den Nutzen von ihrem Privatbesitz haben. Zwar mit Zuschüssen vom Landesdenkmalamt, aber auch beträchtlichen Eigenmitteln hat beispielsweise Dieter Meyer-Keller die Ruine Scharfenschloß in drei Bauabschnitten saniert. Dafür bekam er die Genehmigung, sich im Turm häuslich einzurichten. Dort hat er Telefon, Wasser und Strom, aber auf Dauer kann er da nicht leben. So teilt er sich die Burgruine mit zahlreichen Wanderern, die, was Meyer-Keller besonders ärgert, viel Unrat hinterlassen. «Ich kenne inzwischen jede Sorte Müll», klagt der Burgherr, der eigens für die Besucher einen Grillplatz im Burggelände angelegt hat.

Nicht zuletzt, weil er für die Öffentlichkeit den Müllmann spielen muß, wollte Dieter Meyer-Keller auf den 1980 gemachten Vorschlag zurückgreifen und die Ruine wieder zur Burg Scharfenberg, zu seinem Wohngebäude machen. Kreisarchivar Walter Ziegler, der die Burg und ihre Geschichte genau studiert hat, könnte sich gut vorstellen, daß die Ruine überdacht wird. Es gebe genügend alte Ansichten, um sie originalgetreu zu rekonstruieren. Schließlich war der Scharfenberg über Jahrhunderte bewohnt. Im Dreißigjährigen Krieg suchte vorübergehend die ganze Bevölkerung von Donzdorf dort eine Zuflucht.

Berühmt wurde die letzte Bewohnerin Klara Seehofer. Als im Jahr 1796 französische Soldaten bis vor den Scharfenberg gelangten, rettete die mutige Witwe ihre Wäsche vor dem Feind. Einer der Soldaten hatte das zum Bleichen ausgelegte Linnen zusammengerafft und wollte mit dem geplünderten Gut auf und davon. Mit den Worten «Gib's sofort her oder ich sag's deinem Kapitän!» soll die streitbare Klara dem verdatterten Franzosen die Leinwand aus der Hand gerissen haben. Ob dem Ulmer Schachtelfahrer – Meyer-Keller ist Mitglied der ehrenwerten Gesellschaft der Ulmer Donaufreunde – beim Landesdenkmalamt ein ähnliches Husarenstück gelingt, bleibt abzuwarten.

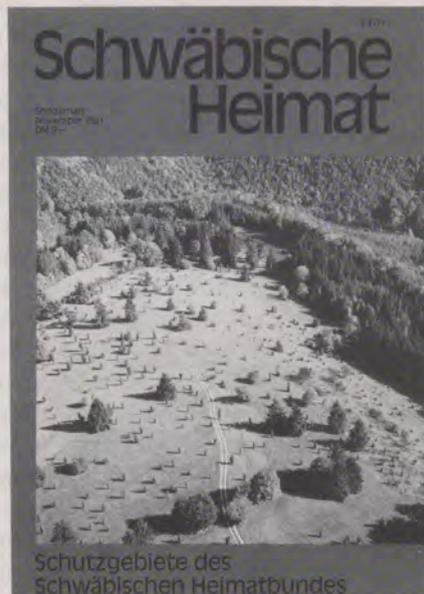
Laichingen besteht auf Weberhaus-Abbruch

(lsw) Die Stadt Laichingen will den Abbruch des letzten Weberhauses gerichtlich erzwingen. Nachdem das Landratsamt Alb-Donau-Kreis den Abbruchartrag abgelehnt hat, beschloß der Gemeinderat der Stadt am 4. Mai mit großer Mehrheit, gegen diesen Bescheid Widerspruch einzulegen und bei erneuter Ablehnung das Verwaltungsgericht Sigmaringen anzurufen. Bürgermeister Andreas Raab begründete das Vorgehen der Stadt mit dem Argument, es seien weniger als 20 Prozent Bausubstanz des ursprünglichen Weberhauses vorhanden. Wenn das alte Haus erhalten werden solle, sei dies keine Sanierung, sondern ein Wiederaufbau.

Das mitten in der Leinenweberstadt liegende Häuschen stammt möglicherweise noch aus dem 17. Jahrhundert. Seine Erhaltung würde rund 600 000 Mark kosten. Die Zuschüsse hätten sich auf 480 000 DM belaufen. Für die Gegner des Abbruchs ist das Weberhaus das «letzte Dokument einer Vergangenheitskultur». Im Jahr 1825 liefen in Laichingen noch 400 Webstühle. Befürworter des Abbruchs sagten, es sei Verschwendung, Steuergelder in das «alte Glomp» zu stecken (sh aktuell 92/2, S. 204).

»Schutzgebiete des Schwäbischen Heimatbundes«

Ein Sonderheft der Zeitschrift
»Schwäbische Heimat«



Bereits im Jahre 1938 konnte der Schwäbische Heimatbund sein erstes 5,8 Hektar großes Grundstück im Naturschutzgebiet Irrenberg erwerben. Rund 50 Jahre später besitzt der Verein heute ca. 190 Hektar Flächen in Naturschutzgebieten. Mit dem Kauf und der Pflege dieser besonders schützenswerten Gebiete erfüllt der Schwäbische Heimatbund seinen in der Satzung festgelegten Zweck, die naturgegebenen Grundlagen der schwäbischen Heimat zu erhalten und zu stärken.

Mit Texten von hervorragenden Fachleuten beschreibt das im November 1991 erschienene Sonderheft der Vereinszeitschrift »Schwäbische Heimat« den Charakter sowie die naturkundliche und kulturelle Bedeutung dieser auf 16 Stellen im Land verteilten Naturschutzgebiete. Herrliche Farbfotos geben einen Eindruck von den landschaftlichen Besonderheiten sowie von der vielfältigen charakteristischen Fauna und Flora der Gebiete. Für Wanderer enthält das Heft übersichtliche Karten, die die Orientierung im Gelände erleichtern; gesonderte Hinweise für Besucher ermöglichen den verantwortungsvollen Umgang mit den geschützten Flächen. Auch die Problempunkte der Erhaltung dieser Landschaften werden angesprochen.

Folgende Naturschutzgebiete werden vorgestellt:

Hunds buckel und Kapellenberg bei Schöntal im Hohenloher Land, der Birkensee und das Hangquellmoor bei Kaisersbach im Welzheimer Wald, das Tiefenbachtal bei Oberbettringen und das Bargauer Horn bei Schwäbisch Gmünd, die Weiherwiesen auf der Albuch-Hochfläche bei Essingen, die Heide auf dem Oberen Leimberg und das Dachwiesle bei Gruibingen, der Gosbacher Kreuzkapellenberg bei Bad Ditzgenbach, der Grafenberg am Südtrauf des Schönbuchs bei Herrenberg, der Spitzberg bei Tübingen, die Pfullinger Hochwiesen auf dem Gielsberg, der Irrenberg am Albtrauf bei Balingen, das Ummendorfer Ried im Landkreis Biberach und das Pfrunger Ried im Landkreis Ravensburg.

Zu erhalten bei der **Geschäftsstelle des Schwäbischen Heimatbundes** zum Preis von DM 9,- zuzüglich Portokosten DM 1,70.

SCHWÄBISCHE BANK - Vorteilszins 4,00 % p.a.

für Spareinlagen mit gesetzlicher
Kündigungsfrist und freier Verfügung
bis DM 2.000 innerhalb eines Monats

SCHWÄBISCHE BANK - Plussparen bis zu 8,00 % p.a.

wenn Sie über Ihr Sparguthaben
1 Jahr lang nicht verfügen
(ab 5.000,- DM)

SCHWÄBISCHE BANK - Sparbriefe bis zu 8,00 % p.a.

Eine gute Adresse
für Ihr Geld

Schwäbische Bank

AKTIENGESELLSCHAFT
STUTT GART IM KÖNIGSBAU TELEFON 0711/229 22-0

Naturschutzbeauftragter: Nein zum Lustnauer Damm!

(SWT) Nach dem Tübinger Umweltzentrum und der Schutzgemeinschaft Deutscher Wald hat nun auch Forstamtsleiter Karl-Heinz Ebert als Naturschutzbeauftragter des Landkreises heftige Bedenken gegen den Dammbau zu Lustnau angemeldet. So wie das Bollwerk am Goldersbach vom Tiefbauamt geplant wird, ist es für Ebert «aus ökologischer Sicht nicht zu verantworten». Wie viele andere Kritiker des 14 Meter hohen Superdammes plädiert er statt dessen für «passive Schutzmaßnahmen im Lustnauer Hochwassergebiet in Verbindung mit einem zuverlässigen Frühwarnsystem». Sollte dieses Konzept nicht aufgehen, wäre der Naturschutzbeauftragte notfalls für einen «erheblich kleineren Damm» vor Lustnau zu haben, keinesfalls aber für Rückhaltebauten im Schönbuch.

In seiner Erklärung betont Ebert zunächst einmal, daß «Hochwässer durchaus nicht als Katastrophen anzusehen» seien, sondern einen «ganz normalen Vorgang im Haushalt der Natur» darstellten: «Den regelmäßigen Überschwemmungen, bei denen die Flüsse früher hin und her pendelten, verdanken wir immerhin unsere Talebenen.» Daß sich daraus heute ein Problem ergibt, sei ausschließlich dem menschlichen Zugriff auf die Täler anzulasten: «Wer immer diese Siedlungspolitik zu verantworten hat, es war kurzfristig und falsch, das Goldersbachtal in Lustnau vollzubauen.» Und ebenso falsch wäre es für Ebert, diesen ersten Fehler mit einem weiteren großen Eingriff in die Landschaft korrigieren zu wollen.

Kein Verständnis hat Ebert dafür, daß Tübinger Umweltschützer auch den Förstern eine Mitschuld an der Lustnauer Hochwassermisere anlasten. Seiner Ansicht nach haben weder das Wegenetz noch die Waldwirtschaft im Schönbuch den Abfluß des Regenwassers beschleunigt. Im Gegenteil: «Der Schönbuch hat wahrscheinlich noch nie so viel Wasser zurückgehalten wie heute.»

Noch vor hundert Jahren, so weiß der Chef der Bebenhäuser Förster, trocknete der Goldersbach im Som-

mer regelmäßig aus – ein Hinweis dafür, daß der Waldboden im Einzugsgebiet kaum Wasserreserven speicherte. Der Grund: «Wir hatten früher 15000 Stück Vieh auf der Waldweide im Schönbuch, aber fast keine Bäume mehr und deswegen auch keinen tiefgründigen, aufnahmefähigen Boden.» Dank der Forstwirtschaft habe sich der Schönbuch von diesen Strapazen wieder erholt und wirke jetzt «mehr denn je wie ein riesiger Saugschwamm».

Auch einen anderen, vor allem aus Lustnau zu hörenden Vorwurf will Ebert nicht auf den Förstern sitzen lassen. «Es war nicht in erster Linie die Forstverwaltung, die den früher geplanten Staudamm hinter Bebenhäusern verhindert hat. Es war vielmehr von allergrößtem allgemeiner-ökologischem Interesse, den Schönbuch ungestört zu erhalten. Schließlich handelt es sich beim Einzugsgebiet des Goldersbaches um eines der wenigen naturnahen Ökosysteme, die wir in Süddeutschland noch haben.» Und weil sich daran bis heute nichts geändert hat, lehnt der zuständige Naturschutzbeauftragte einen Dammbau oberhalb von Bebenhäusern weiterhin strikt ab.

Die nicht zuletzt von seinem Vorgänger Hugo Baumann favorisierte Strategie, den Goldersbach und seine Zuflüsse mit vielen kleinen Dämmen, Seen und Gumpen im Schönbuch auszubremsen, hält Ebert für wirkungslos. Dazu ein Rechenbeispiel: Wenn man etwa den Ochsenweiher auf einer Fläche von 0,8 Hektar um einen Meter aufstaut, lassen sich damit 8000 Kubikmeter Wasser zurückhalten. Um das Stauvolumen des Lustnauer Jahrhundert-Damms (1,7 Millionen Kubikmeter) zu erreichen, müßte man folglich 212 solcher Reservoirs anlegen – für Ebert eine «unmögliche Vorstellung, zumal wir auch für diese Dämme betonierete Abfluß- und Überlaufventile bräuchten».

Fast genauso schlimm findet er freilich auch die geplante Wassersperre vor Lustnau. «Damit wird die ökologische Schmerzgrenze überschritten. Wir können es uns heute nicht mehr leisten, all unsere Probleme auf Kosten der Landschaft und der Natur

zu lösen.» Daß in Lustnau bei jedem Hochwasser auch «die soziale Grenze der Zumutbarkeit» überschritten wird, räumt Ebert durchaus ein, aber: «Als Naturschutzbeauftragter habe ich nicht soziale Aspekte zu vertreten, sondern die Grenzen für die Belastbarkeit der Natur abzutasten.»

Sein Vorschlag zur Güte: Zunächst sollte der passive Schutz der Häuser im Überschwemmungsgebiet ausgebaut und mit einem Frühwarnsystem gesichert werden. Wenn das nicht ausreicht, wäre nach Ansicht von Karl-Heinz Ebert zu prüfen, ob das Goldersbachtal vor Lustnau einen «erheblich kleineren Damm», ausgelegt auf ein zehnjähriges Hochwasserrisiko, ökologisch verkraftet. Gleichzeitig wäre die Frage zu untersuchen, ob es den Lustnauern im Tal zugemutet werden kann, «daß sie bei größeren Ereignissen alle dreißig Jahre mal ihre Keller auspumpen müssen».

«Rasches Handeln in neuen Bundesländern geboten»

(lsw) Zur Sicherung bedeutender Naturreservate muß in den neuen Bundesländern nach Auffassung von Fachleuten rasch gehandelt werden. Es sei zu befürchten, daß Naturräume von internationaler Bedeutung durch zahlreiche Nutzungsinteressen verlorengehen, hieß es am 23. Juni in Bad Wurzach bei einer Tagung der baden-württembergischen Akademie für Natur- und Umweltschutz. Notwendig sei die verstärkte Ausweisung von Naturschutzgebieten in den neuen Bundesländern. Insbesondere müßten Feuchtgebiete flächenhaft geschützt werden.

Bei dem zweitägigen Fachseminar befaßten sich Fachleute der Naturschutzzentren in Niederspree (Sachsen) und Bad Wurzach zudem mit Fragen der Pflege, der Leitung und des Managements eines Naturschutzgebietes sowie den Strategien seiner Sicherung. Das Naturschutzzentrum Niederspree und das Wurzacher Ried gelten als ökologisch bedeutsame Feuchtgebiete.

Würth-Museum in Künzelsau eröffnet

(lsw) In Künzelsau ist im Mai offiziell das Museum Würth eröffnet worden. Damit wird eine der bedeutendsten privaten Kunstsammlungen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Von den rund 1500 Einzelstücken der Sammlung des Schrauben-Fabrikanten Reinhold Würth werden zunächst etwa 110 Werke der Klassischen Moderne und der zeitgenössischen Kunst gezeigt. Geplant sind in der Folge Wechsausstellungen, die die verschiedenen Schwerpunkte der Kollektion präsentieren.

Ungewöhnlich ist die Konzeption des Kunstmuseums als Teil eines neuen Verwaltungsgebäudes. Anders als die Sammlungen der meisten Unternehmen und Banken ist das Museum Würth Mitarbeitern und der kunstinteressierten Öffentlichkeit an sieben Tagen in der Woche offen. Dahinter steht die Philosophie von einer «Kunst zum Anfassen», die nach den Vorstellungen des Unternehmers und Kunstsammlers Würth zu mehr Arbeits- und Lebensqualität beiträgt.

In dem von den Architekten Siegfried Müller und Maja Djordjevic-Müller geschaffenen heiter und leicht wirkenden Mehrzweckbau mit wellenförmigem Glasdach nimmt das Kunstmuseum eine Fläche von 900 Quadratmetern ein. Daran schließt sich ein kleineres Schraubenmuseum an.

Die in Jahrzehnten von Würth aufgebaute Sammlung erstreckt sich über den Wiener Phantastischen Realismus bis zu den Neuen Expressiven. Neben Werken von Marc Chagall und Pablo Picasso finden sich Arbeiten von Joan Miro, Andy Warhol, Asger Jorn, Jörg Immendorf und Horst Antes. Im Sommer zeigt das Museum Würth eine Werkretrospektive des dänischen Bildhauers Robert Jacobsen anlässlich seines 80. Geburtstags. Im Herbst wird Künzelsau ein weiterer Schauplatz der Ausstellung «Position Konkret, sechs Künstler aus Deutschland» sein.

Kirche für eine Mark «verkauft»

(epd) Für eine einzige Mark «verkauft» die evangelische Kirchengemeinde Neuenbürg im Nordschwarzwald ihre Georgskirche an die Stadt. Dies bestätigte Dekan Martin Holland auf Anfrage. Das denkmalgeschützte Gebäude aus dem 14. Jahrhundert steht außerhalb des Ortskerns und ist bis zum Beginn dieses Jahrhunderts als Friedhofskirche benutzt worden. Seitdem blieb das leerstehende Gotteshaus, das dringend renoviert werden muß, ungenutzt. Interesse daran zeigen nur noch Kunstkenner wegen der als wertvoll eingestuften Fresken aus dem 14. und 15. Jahrhundert. Die Stadt soll das in ihr Eigentum übergehende Kulturdenkmal erhalten und pflegen, sagte Holland. Die evangelische Kirchengemeinde strebe aber ein Mitspracherecht bei der künftigen Nutzung an.

IGA 1993 ohne «grünes Mäntelchen»?

(STN) Sinkt die angeblich so anspruchsvolle IGA '93 zu einer gemeinen Gartenschau mit Messecharakter herab? Immer mehr kompetente Fachleute, die für ein kritisches Informationsprogramm sorgen könnten, gehen auf Distanz oder werden an den Rand gedrängt. Der Bund für Umwelt und Naturschutz («BUND») rügte zum wiederholten Mal zerstörerische Eingriffe in die Natur und beschloß, keine Ausstellungen, Infostände oder Vorträge bei der IGA auszurichten. Die Volkshochschule, Mitbetreiberin des «Ökologiezentrums», muß sich gegen den Vorwurf verteidigen, sie sei das «ökologische Feigenblatt» der IGA. Und nun beklagt das Institut für Landschaftsplanung und Ökologie der Universität Stuttgart das Auseinanderklaffen von Anspruch und Wirklichkeit bei der Realisierung ökologischer Ausstellungsthemen.

Viele Naturschützer spotten: Ihr «grünes Mäntelchen» habe die IGA längst ausgezogen. Allenfalls ein «ökologisches Feigenblatt» bedecke

noch die Blößen der IGA-Macher Rainer Vögele und Klaus-Dieter Pantke. Nur das Team um den renommierten Uni-Professor Giselher Kaule blieb lange bei der Stange. Nun kommt auch von seiner Seite Kritik: «Während Außenstehende aufgefordert werden, sich an Ausstellungsthemen zu Ökologie und Naturschutz zu engagieren und damit auch finanziell in den Bereich Ausstellungsthemen zu investieren, zieht sich die IGA GmbH selbst aus diesem Bereich zurück.» So könne ein lang geplanter Beitrag des Instituts zu ökologischen Themen nun nicht realisiert werden.

Kaule und Co. sollten Ausstellungen zu Themen wie die Entwicklung der schwäbischen Kulturlandschaft und zur Ruderalvegetation entlang von Bahngleisen erarbeiten. Ein Stadtrat vermutet: Die Furcht der IGA-Macher, das Ziel der angepeilten sieben Millionen Besucher nicht zu erreichen, dränge ökologische Themen zurück, weil sie nur für ein kleineres Fachpublikum interessant seien. Während die IGA GmbH sich hier sparsam zeigt, werden für exotische Nationengärten im Rosensteinpark alle Hebel in Bewegung gesetzt. Die IGA Stuttgart/Expo '93 – ein Tripsdrill für kosmopolitische Gartenfreunde?!

Kritik hagelte es von Anfang an. Der Tübinger Forscher Wulf-Rüdiger Lutz, der für die IGA eine «Zukunftswerkstatt» einrichten sollte, warf das Handtuch. Dann erhob sich Protest gegen einen IGA-Kahlschlag entlang der Stresemannstraße. Am Wartberg/Steinberg domestizierte die IGA ein verwildertes Kleingartengebiet und baute in umstrittener Weise Wege. Vom schrumpfenden Rosensteinpark knabberte sie nochmals fast vier Hektar für einen gemeinsamen «Streichelzoo» ab. Der «BUND»: Die IGA habe in eklatanter Weise ihren eigenen Maßstab eines «verantwortungsvollen Umgangs mit der Natur in der Großstadt» verletzt.

Schutzgebietsverordnung «Alter Neckar»

(RPS) Mit dem Erlaß einer Schutzgebietsverordnung hat das Regierungspräsidium Stuttgart das Natur- und Landschaftsschutzgebiet «Alter Neckar» ausgewiesen. Das 21,3 ha große Naturschutzgebiet liegt auf Esslinger und Altbacher Gemarkung; das 6,4 ha große Landschaftsschutzgebiet erstreckt sich darüber hinaus noch auf die Gemarkung der Gemeinde Deizisau.

Da das Natur- und Landschaftsschutzgebiet im baulich stark verdichteten Neckartal liegt, ist es vielfältigen Nutzungsansprüchen ausgesetzt. Bei dem Gebiet handelt es sich um ein selten gewordenes Relikt früher Flußgeschichte, welches als Brut- und Lebensraum sowie als Rückzugsgebiet für viele seltene, teilweise vom Aussterben bedrohte Tier- und Pflanzenarten dient und das als Biotop von hoher wissenschaftlicher und naturgeschichtlicher Bedeutung erhaltenswert ist.

Eine Erhaltung ist nur möglich, wenn zukünftig störende Eingriffe und Veränderungen ausgeschlossen werden. Im Naturschutzgebiet sind daher unter anderem die Errichtung von baulichen Anlagen, das Anlegen von Straßen und Wegen, das Betreten außerhalb gekennzeichnete Wege sowie Maßnahmen, die den Wasserhaushalt verändern oder das Gewässer verunreinigen, verboten. Weiterhin zulässig bleibt jedoch die ordnungsgemäße Ausübung der Fischerei und der Jagd.

Mit dem Erlaß dieser Verordnung hofft das Regierungspräsidium, einen Schlußpunkt unter jahrelange Auseinandersetzungen um die Abgrenzung des Gebietes setzen zu können. Die erste bereits 1985 von der Behörde erlassene Verordnung war vom Verwaltungsgerichtshof in Mannheim im darauffolgenden Jahr für teilweise nichtig erklärt worden. Der Richterspruch hatte die grundsätzliche Schutzwürdigkeit des Gebietes nicht in Frage gestellt. Jedoch war damit eine neue Abgrenzung des Schutzgebiets und ein erneutes Ausweisungsverfahren erforderlich geworden.

Schwarzwald bald ohne Skiläufer?

(STZ) Die Urlaubsorte im Schwarzwald müssen in Zukunft noch mehr als bisher mit «extremen Gegensätzen» beim Winterwetter rechnen. Viele Jahre mit wenig Schnee wechselten mit wenigen Jahren mit viel Schnee. «Rekordmarken» würden stets aufs neue übertroffen. Dieses Szenario zeichnete der Leiter des Freiburger Wetteramts, Bernd Rudolph, vor der Mitgliederversammlung des Regionalverbands Schwarzwald-Baar-Heuberg. Dabei handelt es sich laut Rudolph nicht um «kurzfristige Tendenzen», sondern um einen Trend für die nächsten fünfzig bis achtzig Jahre; einzelne Jahre oder Jahreszeiten könnten daher durchaus konträr verlaufen.

Genügend Schnee zum Skilaufen wird es nach Erwartung des Meteorologen bereits «bald» nur noch in den Gipfelregionen geben. Schon heute seien Lagen unterhalb von 700 Metern für Wintersportler «völlig ungünstig»; jede 50 Meter Höhenunterschied brächten allerdings eine «meßbare Verbesserung». Interessant werde es für Skifahrer erst ab 900 Meter. Ab 1300 Meter, so Rudolph, könne man den Schwarzwald sogar als «relativ schneesicher» bezeichnen. An vier von fünf Wintertagen liege dort eine ausreichende Schneedecke.

In den zurückliegenden vierzig Jahren hat die Zahl der Tage mit einer Schneedecke nach Angaben des Wetteramtsleiters «langsam, aber sicher» zugenommen – im Durchschnitt alle fünf Jahre um einen Tag. Die Saison sei heute somit eine ganze Woche länger als damals. Vor zehn bis fünfzehn Jahren habe sich dieser Trend aber umgekehrt. Am Feldberg sei der «Knick» bereits 1977 aufgetreten, in tieferen Lagen wie etwa bei Höchenschwand erst 1982. «Seither nimmt die Saison wieder ab, und zwar ganz erheblich», berichtete Rudolph. Für den Fremdenverkehr werde diese Entwicklung «katastrophale» Folgen haben: Weil der Schwarzwald nicht mehr als schneesicher gelte, wichen immer mehr Skiläufer in die Alpen aus.

Ein Zusammenhang zwischen der Häufung schneearmer Winter und der Erwärmung der Erdatmosphäre läßt sich laut Rudolph zwar nicht beweisen, die Beobachtungen deckten sich aber «voll mit den Prognosen, die auf andere Weise gewonnen wurden».

PERSÖNLICHES

Professor *Willi K. Birn*, Tübinger Regierungspräsident a. D. und Ehrenvorsitzender des Schwäbischen Heimatbundes, hat am 2. Juni 1992 seinen 85. Geburtstag feiern können. Fünfzehn Jahre lang, von 1969 bis 1984, hat er mit sicherer Hand das Vereinsschiff gesteuert.

Am 23. August 1992 ist Dr. *Oswald Rathfelder* in Stuttgart-Bad Cannstatt 70 Jahre alt geworden. In Meßstetten geboren, studierte er nach Kriegsende in Tübingen Naturwissenschaften. Nach der Promotion arbeitete er als wissenschaftlicher Assistent am Institut für angewandte Botanik der Universität Tübingen, war dann achtzehn Jahre lang im amtlichen Naturschutz tätig und wechselte 1973 ins Ministerium für Ernährung, Landwirtschaft, Umwelt und Forsten, wo er zuletzt Leitender Ministerialrat war.

Seit Mitte der 50er Jahre hat sich Dr. Oswald Rathfelder mit erstaunlichem Einsatz in vielen heimatpflegerischen Vereinen und Verbänden engagiert, so im Schwäbischen Albverein, im Landesnaturschutz-Verband, im Schwäbischen Heimatbund, wo er als stellvertretender Vorsitzender fungiert, und im Deutschen Heimatbund, wo er zum Vizepräsidenten gewählt ist. Dank seiner vorzüglichen Landeskenntnis und seiner Kontaktfähigkeit ist er bis heute ein gefragter Fachmann für Vorträge und Führungen. In zahllosen Tagungen und Studienfahrten hat er sein unerschöpfliches Wissen über Land und Leute, über Geologie, Botanik und Zoologie allgemein verständlich zu vermitteln gewußt, stets gewürzt mit Humor und einem ausgeprägten Mutterwitz.